MASTER
NEGATIVE
NO. 92-80522-4

MICROFILMED 1992

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

BURK, KARL VON

TITLE:

MARTIN LUTHER

PLACE:

STUTTGART

DATE:

1883

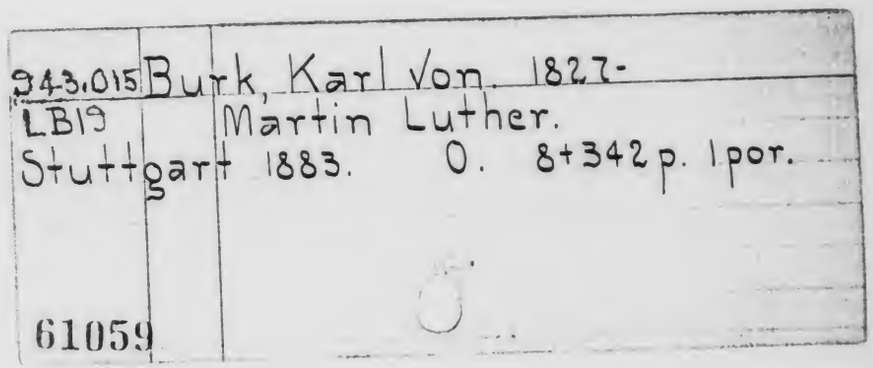
Master Negative #

92-80522-4

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

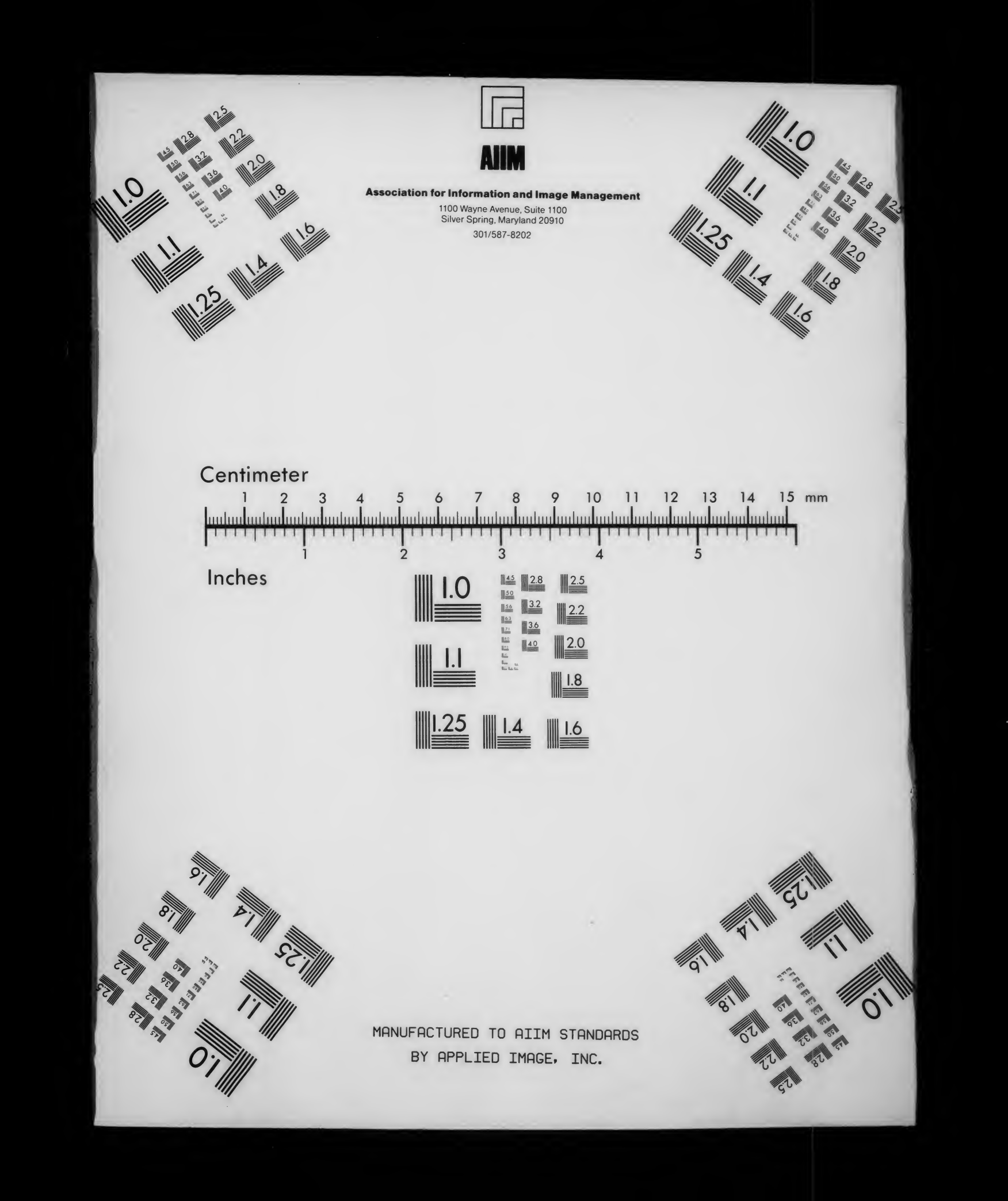
Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record



Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 4-1-92 INITIALS M.D.C.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

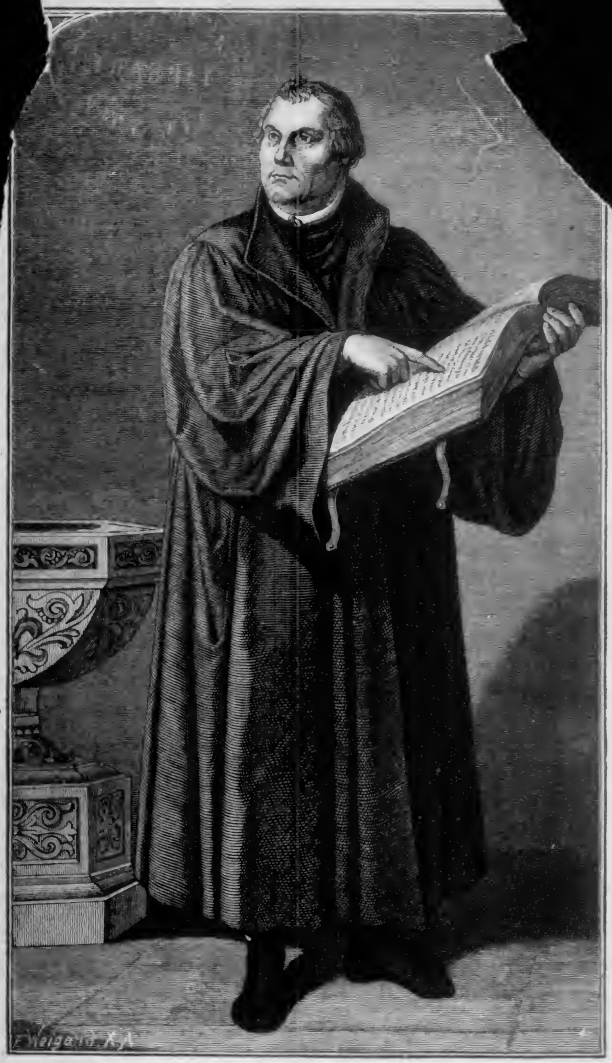

AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm
Inches
1 2 3 4 5
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

943.015 LB19

Columbia College
in the City of New York

Library.

Martin Luther.



Martin Luther.

(Nach L. Cranach von G. König.)

Martin Luther.

Von

Dr. Carl Burk,

Oberkonsistorialrat und Stiftsprediger in Stuttgart.

Stuttgart.

Verlag von Carl Krabbe.

1883.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart

6 A 94 HEB

MAR 8 1894

173263

Vorwort.

Die in diesem Jahre bevorstehende vierhundertjährige Feier der Geburt Luthers hat nicht wenige Darstellungen seines Lebens hervorgerufen. Wenn der Verfasser dieses Buches es wagt, ihre Zahl um eine weitere zu vermehren, so fühlt er sich verpflichtet, kurz anzudeuten, welche Aufgabe er sich dabei gestellt und die Bedürfnisse welches Leserkreises er im Auge gehabt hat.

Für die Gelehrten zu schreiben, konnte ihm nicht in den Sinn kommen. Die wissenschaftliche Forschung über Luthers Leben dürfte durch Köstlins Arbeiten für längere Zeit zu einem gewissen Abschlusse gekommen sein. Allein unter unsrem Volke ist der große Reformator zwar viel genannt, aber wenig gekannt, und das gilt nicht nur von denen, welche man gemeinhin als „das Volk" bezeichnet, sondern ebensowohl von der Mehrzahl der Gebildeten. Wenn aber die Darstellungen der Reformationszeit, welche von seiten der Anhänger Roms neuerdings in populärer wie in wissenschaftlicher Gestalt zu Markte gebracht werden, zum Teil mit viel Kunst ein Zerrbild des großen Mannes zeichnen, um dadurch auch das Werk, das an seinen Namen sich knüpft, als ein unberechtigtes, ja frevelhaftes hinzustellen und der evangelischen Christenheit ein non licet esse vos zuzurufen: so ist es die heilige Pflicht evangelischer Christen, welche nicht auf alles eigne Urteil verzichten wollen, sich ernstlich darauf zu besinnen, was sie an Luther und dem von ihm ausgegangenen Reformationswerke haben. Hiezu möchte die vorliegende Schrift Handreichung thun, indem sie, ohne sich auf jene Verunglimpfungen des Reformators näher einzulassen,

den Lebensgang desselben in schlichter Weise treu nach den Quellen erzählt und so viel als möglich den Mann, dessen Wort eine so gewaltige Wirkung auf seine Zeitgenossen ausübte, selber reden läßt.

Schwierigere dogmatische Erörterungen wurden beiseite gelassen, aber doch kann, wer das Leben Luthers beschreiben und sich dabei nicht bloß auf der Oberfläche halten will, das Eingehen auf theologische Probleme, sofern dieselben mit dem christlichen Leben in engem Zusammenhang stehen, nicht vermeiden und dem Leser die Zumutung nicht ersparen, mit denselben sich bekannt zu machen. Wir sollten aber meinen, für die Gebildeten unsres Volkes seien religiöse Fragen ein mindestens ebenso interessanter Gegenstand des Nachdenkens als politische oder ästhetische, und möchten wünschen, daß die bevorstehende Lutherfeier auch solchen unter ihnen, welche der evangelischen Wahrheit bisher ferner standen, zur Aufforderung werde, einen Glauben, von welchem die Geschichte des Reformators zeigt, daß er aus tiefster Gewissensnot geboren und in den schwersten Kämpfen bewährt ist, wenigstens nicht unbeachtet beiseite liegen zu lassen.

Daß aber Luther, indem er unsrem Volke die Erkenntnis der evangelischen Wahrheit wieder gab, zugleich als der gewaltigste und erfolgreichste Vorkämpfer der Geistesfreiheit und als der treuste Freund seines Vaterlandes sich erwiesen hat, mag den Beweis liefern, daß evangelischer Christenglaube mit geistiger Freiheit und echter Vaterlandsliebe im engsten Bunde steht.

Stuttgart, 1. Februar 1883.

Burk.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
Einleitung		1
	Erstes Buch. 1483—1517.	
Erstes Kapitel.	Das Kind des Volkes	11
Zweites Kapitel.	Lehrjahre	26
Drittes Kapitel.	Der Mönch	48
Viertes Kapitel.	Der Professor	63
	Zweites Buch. 1517—1521.	
Erstes Kapitel.	Der Ablaßstreit	81
Zweites Kapitel.	Verhandlungen mit Rom	96
Drittes Kapitel.	Die Disputation zu Leipzig und ihre Folgen	106
Viertes Kapitel.	Der Bruch mit Rom	125
Fünftes Kapitel.	Luther auf dem Reichstag zu Worms	145
	Drittes Buch. 1521—1524.	
Erstes Kapitel.	Luther auf der Wartburg	161
Zweites Kapitel.	Luthers Rückkehr nach Wittenberg	171
Drittes Kapitel.	Reformen in Kirche und Schule	183
Viertes Kapitel.	Luther und die weltliche Obrigkeit	192
Fünftes Kapitel.	Freunde und Feinde	198

Viertes Buch. 1525–1530.

Erstes Kapitel. Umsturzbestrebungen in Kirche und Staat . . 211
Zweites Kapitel. Luthers Ehe und häusliches Leben 221
Drittes Kapitel. Anfechtungen 245
Viertes Kapitel. Bauen und Kämpfen 254
Fünftes Kapitel. Luther während des Reichstags zu Augsburg 268

Fünftes Buch. 1530–1546.

Erstes Kapitel. Friedenswerke 285
Zweites Kapitel. Die Tage in Schmalkalden 304
Drittes Kapitel. Der Hort der Bedrängten 311
Viertes Kapitel. Spaltungen und Aergernisse im eignen Lager 318
Fünftes Kapitel. Siege und Kämpfe nach außen 326
Sechstes Kapitel. Luthers letzte Tage 334

Einleitung.

Weil denn die Elenden verstöret werden und die Armen seufzen, will ich auf, spricht der Herr. Ich will eine Hilfe schaffen, daß man getrost lehren soll. Ps. 12, 6.

Am eines Mannes Werden und Wirken richtig zu verstehen und gerecht zu beurteilen, müssen wir mit der Zeit bekannt sein, in welcher derselbe gelebt hat. Jede Zeit aber hat ein doppeltes Gesicht. Je nachdem man ihr in das eine oder in das andre blickt, macht sie auf den Beschauer einen ganz entgegengesetzten Eindruck. Am meisten gilt das von denjenigen Zeiten, in welchen alte Lebensformen allmählich absterben oder plötzlich zertrümmert werden, um neuen Gestaltungen Platz zu machen. Eine solche Zeit war es, in welcher Luther geboren wurde und unter deren Einflüssen sein geistiges Leben sich entwickelte, das zu Ende gehende fünfzehnte und der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Der Geschichtsforscher findet im Leben jener Jahrzehnte Züge, um derentwillen er sie unter die schönsten Zeiten zählen möchte, welche die Menschheit gesehen hat, und dicht daneben stößt er auf Erscheinungen, welche von tiefstem Verfall zeugen. Da wäre es eine schlechte, aller geschichtlichen Wahrheit widersprechende Kunst, wenn er, wie neuestens geschehen ist, jene lieblichen Züge einseitig hervorheben, die bedenklichen aber verschweigen wollte, um dadurch den Beweis zu führen, daß die Reformation nicht nur im höchsten Grade überflüssig gewesen sei, sondern auch alle möglichen Uebel verschuldet habe.

Zunächst erregt das, was uns aus jenen Tagen übrig geblieben ist, unsre Bewunderung. Die herrlichen Gotteshäuser so mancher älteren Stadt im Süden und Norden unsres Vaterlandes reichen

wohl mit ihrer ersten Gründung zum größten Teil in frühere Jahrhunderte zurück, aber vollendet wurden die meisten unter ihnen, sofern sie überhaupt ausgebaut worden sind, in den Jahrzehnten, von welchen wir reden. Und daß diese Zeit nicht nur fähig war, das von den Vätern Begonnene fortzuführen und zu vollenden, daß sie vielmehr auch aus ihrem eigenen, durch so manche neue Anschauungen befruchteten Geiste heraus Eigentümliches zu schaffen vermochte, das beweisen die Bauwerke weltlicher Art, welche damals in so großer Zahl entstanden und teils öffentlichen Zwecken dienten, wie die Rathäuser, die Brunnen, die Thore und die Befestigungswerke der alten Städte, teils den Bedürfnissen eines ehrenfesten und gebildeten Familienlebens entsprachen, wie die stattlichen Wohnhäuser, in welchen reiche Patrizierfamilien mit kunstsinnigem Geschmack sich ein behagliches Daheim geschaffen haben. Welch ein Unterschied zwischen diesen Denkmalen einer lebensfrohen, in sich befriedigten Zeit und den aus den folgenden Jahrhunderten stammenden Bauwerken, in welchen sich, hauptsächlich in Deutschland, die Notlage einer verarmten Bevölkerung, die langweilige Prosa beschränkter Kleinstädterei oder die geschmacklose Prunksucht üppiger Höfe wiederspiegelt! Und von welch regem Leben und Streben geben die mancherlei sonstigen Kunstwerke Zeugnis, welche aus jenem Jahrhunderte auf uns gekommen sind, die Gemälde und Holzschnitte, die Erzeugnisse des Erzgusses und der Bildschnitzerei! Wie ist auch den Gegenständen des alltäglichen Gebrauchs, den Tischen und Stühlen, den Schränken und Truhen, den Bechern und Krügen der Stempel der Kunst aufgedrückt, so daß, was in unsren Tagen das Handwerk sich erst wieder mühsam zu erkämpfen begonnen hat, dort in urwüchsiger Frische und Unmittelbarkeit uns entgegentritt.

Solche Kunstleistungen sind ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß das deutsche Bürgertum jener Tage einer Blüte sich erfreute, gegen welche seine späteren beengten und gedrückten Zustände einen betrübten Gegensatz bilden. Durch die immer ohnmächtiger werdende kaiserliche Gewalt nicht mehr geschützt, waren die Städte seit lange her auf Selbsthilfe angewiesen. Dies hatte zu Bündnissen derselben untereinander und zur Erweiterung des Blicks und des politischen Verständnisses über die eigenen Mauern hinaus geführt.

In den lange dauernden Kämpfen mit der aufstrebenden Fürstenmacht und mit den Verbindungen der Ritterschaft war der Bürgersinn und Bürgermut erstarkt. Die Handelsverbindungen mit Italien brachten reichen Gewinn. Der Wohlstand wuchs, der Lebensgenuß wurde feiner und durch die eingeführten Erzeugnisse fremder Länder mannigfaltiger als in den Tagen der Väter.

Mit diesem äußeren Wohlergehen hing die geistige Entwickelung aufs engste zusammen. Der rege Verkehr zwischen Deutschland und Italien hatte die Folge, daß die Bekanntschaft mit den Sprachen und den Gedanken des klassischen Altertums, welche in dem letzteren Lande längst heimisch geworden war, sich auch diesseits der Alpen verbreitete, wo die Samenkörner einer neuen Bildung auf empfänglichen Boden fielen; und die größte Erfindung der Zeit, die Buchdruckerpresse, machte es möglich, jede neu gefundene Erkenntnis, jeden die Gemüter bewegenden Gedanken weithin unter dem Volke auszubreiten, und rief auch in Kreisen, welche dem geistigen Leben bisher ferne gestanden, einen Bildungshunger hervor, der den vorangehenden wie den nachfolgenden Generationen fremd war. Ist es ein Wunder, wenn ein begeisterter Sohn jener Zeit, der Ritter Ulrich von Hutten, es für ein großes Glück erklärte, gerade jetzt zu leben? Und mit ihm stimmt von ganz entgegengesetztem Standpunkte aus eine Auffassung jener Zeit zusammen, welche man neuestens dem deutschen Volke als die echt geschichtliche angepriesen hat (vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes). Ihr zufolge war jene letzte Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts darum eine glückliche Zeit, weil in ihr „die Kirche noch in voller Lebenskraft dastand und der christkatholische Sinn und die fromme Andacht sich glänzend in allen Ständen des Volkes, in den Familien und Genossenschaften bewährte".

Allein bei vorurteilsfreier Betrachtung bieten jene glänzenden Tage des Wiederauflebens der Wissenschaften noch ein andres Angesicht uns dar. Nicht wenige Stimmen aus dem Ende des fünfzehnten und dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts weisen auf dunkle Schatten hin, welche dem anbrechenden Lichte intellektueller Aufklärung zur Seite gehen, auf sittliche Zustände, welche auch die gepriesene Kirchlichkeit der Zeit als eine innerlich unwahre

erkennen lassen. Und diese Stimmen gehen nicht etwa von unzufriedenen Neuerern aus, sondern von Verteidigern der bestehenden Ordnungen, ja selbst von entschiedenen Anhängern der römischen Kirche. So schildert der Abt Johann Tritheim das herrschende Sittenverderben in ergreifender Weise. Es will ihm vorkommen, als lebe er in der letzten Zeit, da die Ungerechtigkeit überhand nehme und die Liebe vieler erkalte. Und das ist keineswegs die vereinzelte Stimme eines schwarz sehenden Sittenrichters, sondern der Ausdruck einer weit verbreiteten Empfindung. Wie berechtigt diese Empfindung war, beweist alles, was uns die Geschichte unsres Vaterlandes aus jener Zeit berichtet von der Auflösung aller Ordnung im Reich unter der langen, erbärmlichen Regierung Friedrichs III., von dem Mangel an Gemeinsinn und der rücksichtslosen Verfolgung des eignen Vorteils bei den Ständen des Reichs, von der Bedrückung des Landvolks durch einen in Völlerei versunkenen Adel und eine verweltlichte Geistlichkeit, sowie von der Ausbeutung der Armut durch den immer frecher betriebenen Wucher, von der Ueppigkeit in den reich gewordenen Bürgerschaften und der ohne Scheu sich breitmachenden Liederlichkeit, von der Roheit der Sitten und dem wüsten Wesen, in welchem so viele fahrende Schüler mit Vergeudung ihrer Jugendzeit untergingen.

Als Jahrhundert eines rücksichtslosen Egoismus hat G. Freytag das fünfzehnte Jahrhundert bezeichnet. Mit ebensoviel Recht können wir es ein Jahrhundert des Scheins und der Lüge nennen. Ein lateinisches, um 1480 entstandenes Gedicht schildert den sittlichen Zustand der Zeit in folgenden Worten:

Durch die Lande zog ich klagend,
Nur nach Treu und Glauben fragend.
Wo ich will die Treue fassen,
In den Klöstern, auf den Gassen,
Will sie sich nicht finden lassen.
Trug bei Papst und Kardinälen,
Trug in der Bischöfe Seelen.
Trug regieret die Regenten,
Thut Gesetz und Recht umwenden;
Alles muß auf dieser Erden
Seinen Wünschen dienstbar werden.
Die mit Trug sich abgegeben,

Die sind's, die fein oben schweben.
Wer vom Truge nichts will wissen,
Wird verächtlich weggeschmissen.
Man thut ihn „du Dummkopf" schelten,
Läßt ihn keinen Pfennig gelten.

Die Ideen, vor welchen das Mittelalter sich gebeugt, für welche es sich begeistert hatte, waren aus dem Bewußtsein der Völker geschwunden, aber die Formen, in welchen sich diese Ideen ausgeprägt hatten, wurden zäh festgehalten, ja immer künstlicher und anspruchsvoller ausgebildet. Während infolge der Erstarkung des nationalen Bewußtseins in den westeuropäischen Ländern der Traum einer Universalmonarchie des römischen Kaisers vollends jede reale Grundlage verloren hatte, wurde der Pomp der Kaiserkrönung samt den auf Weltherrschaft hinweisenden Reichsinsignien unverändert beibehalten. Während die Reichsfürsten keinen Augenblick Anstand nahmen, sich, wenn es ihr Vorteil zu erfordern schien, wider den Kaiser zu erheben, leisteten sie ihm doch knieend den Huldigungseid.

Und nicht nur das staatliche Leben wurde von jener rücksichtslosen und treulosen Politik beherrscht, welche in Machiavellis Schrift so anschaulich uns vor Augen tritt: auch im Heiligtum der Kirche machte sich Schein und Lüge mit schamloser Frechheit geltend. Das Christentum, von welchem die Hierarchie doch alle ihre Ansprüche ableitete, galt nicht wenigen Häuptern jener Hierarchie als bloße Fabel. Aber weit entfernt, von diesen Ansprüchen etwas aufzugeben, steigerten sie dieselben höher und höher und suchten sie, da die kirchlichen Mittel des Bannes und Interdikts von ihrer Wirksamkeit viel verloren hatten, mit Hilfe einer unredlichen Staatskunst durchzusetzen. Der einfach kindliche Glaube früherer Zeiten war nur noch bei wenigen zu finden, dagegen wurde eine forcierte Frömmigkeit in Uebung gebracht. Die Rosenkranzbruderschaften, 1450 von den Dominikanern in Köln gestiftet, breiteten sich schnell über die ganze abendländische Christenheit aus; in dem Psalterium Mariä und ähnlichen Schriften jener Zeit wurde der Marienkult auf eine wahrhaft gotteslästerliche Höhe getrieben. Daneben verbreitete sich die Verehrung der Mutter Marias, der hl. Anna,

im ganzen Abendlande. Allerorten entstanden Annabruderschaften. Ueberhaupt nahm die Heiligenverehrung eine immer abergläubischere Gestalt an. Nicht mehr als bloße Fürsprecher, sondern als Urheber der Gnadengaben wurden die Heiligen angerufen, nicht mehr „bitt für uns", sondern „schütze uns, rette uns" lautete das Gebet, und immer mehr bürgerte sich die aus dem alten Heidentum stammende Auffassung ein, wornach jedem Heiligen spezielle Privilegien von Gott erteilt sein sollten, so daß der eine gegen die fallende Sucht, ein andrer gegen Zahnschmerzen, ein dritter gegen die Pest als Nothelfer angerufen wurde und die Zahl solcher Heiligen von Jahr zu Jahr zunahm. In engster Verbindung hiemit stunden die Wallfahrten. „Ein jeglicher gedenkt nur, wie er eine solche Wallfahrt in seinem Kreis aufrichte und erhalte, gar nicht sorgend, wie das Volk recht glaube und lebe", schreibt Luther 1520. Immer neue Wallfahrtsorte kamen auf, und nie fehlte es an Wundern, durch welche sie Zulauf erhielten. Ja zur eigentlichen Volkskrankheit wurde das Wallfahren, so daß z. B. in Thüringen die Menschen, von einem unwiderstehlichen Drang ergriffen, halb nackt und ohne jede Vorbereitung „wie Tiere" sich auf den Weg machten. In solchen Erscheinungen vermögen wir nicht Aeußerungen der „vollen Lebenskraft" der Kirche zu erblicken, sondern die letzten krampfhaften Zuckungen einer absterbenden Glaubensform, wie in den theurgischen Wundern des Neuplatonismus zur Zeit Julians des Abtrünnigen oder in den Wundern und Marienerscheinungen des modernen Frankreichs. Wie wenig dieses ganze Treiben mit wirklich christlichem Sinn verbunden war, geht namentlich auch daraus hervor, daß über die Hauptbeförderer desselben, über den Stand der Geistlichen und Mönche, in Beziehung auf ihr sittliches Leben die bittersten Klagen laut wurden. Mit tiefster Entrüstung redet der bayrische Geschichtschreiber Aventin von dem verworfenen Leben der Geistlichen und von der Schamlosigkeit, mit welcher sie dasselbe zur Schau trugen, und mit voller Offenheit hat der Bischof Johann von Chiemsee in seinem Buche „onus ecclesiae" (Last der Kirche) das Sittenverderben des Klerus aufgedeckt. Eine ganze Reihe andrer Zeugen ließe sich aufführen. Noch schlimmer bestellt war es bei den Mönchen. Wenn der heftige Gegner der Reformation, Thomas Murner, in seiner „Schelmenzunft" das Treiben in den Klöstern an den Pranger stellt, so gibt er damit nur der allgemeinen Volksstimme Ausdruck. Lieferte doch die Sittenlosigkeit der Mönche dem Volkswitz einen unerschöpflichen Stoff, und in zahllosen sprichwörtlichen Redensarten wurde der Gedanke ausgesprochen, daß, wer dem Satan dienen wolle, am besten ins Kloster gehe.

Für den Mangel an tieferem sittlichem Gehalt und Wahrheitsernst, der uns in jener Zeit auf allen Gebieten des Lebens entgegentritt, konnte das Gedeihen im Aeußerlichen, die Blüte des Handels und der Gewerbe, konnten auch die Leistungen der Kunst keinen Ersatz bieten. War ja doch dieser äußere Glanz selber nur von kurzer Dauer. Die sittlichen Schäden, die soziale und politische Zerrissenheit mußte auch auf den äußeren Wohlstand hemmend und zerrüttend einwirken, und als infolge der großen Entdeckungen am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der Welthandel allmählich andre Bahnen einzuschlagen und in die Hände der Spanier und Portugiesen und dann der Niederländer überzugehen anfing, versiegten nach und nach die Quellen, aus welchen die Reichtümer der italienischen und deutschen Städte geflossen waren, und mochten auch noch am Ende des sechzehnten Jahrhunderts die reichen Patriziergeschlechter großen Glanz entfalten, mochte Kleiderpracht und Genußsucht damals noch weiter getrieben werden als zu Anfang des Jahrhunderts: man zehrte doch nur von dem, was die Väter erworben hatten, und ein allmählicher Niedergang des deutschen Wohlstandes wäre unvermeidlich gewesen, auch wenn demselben der furchtbare dreißigjährige Krieg nicht ein jähes Ende bereitet hätte. Daß aber aus dem kläglichen Zerfall des Wohlstandes nicht nur sondern auch der Bildung und Sitte, welchen dieser Krieg mit sich brachte, das deutsche Volk sich wieder zu erheben vermochte, das hatte es dem Umstande zu danken, daß eben in jener entscheidungsvollen Zeit des sechzehnten Jahrhunderts ihm ein Keim geistigen Lebens eingepflanzt worden war, welcher auch durch die innere und äußere Noth der schwersten Zeiten nicht mehr ganz erstickt werden konnte, aus welchem vielmehr mit der Zeit eine neue, gehaltvollere Gestaltung des Lebens sich entwickeln sollte.

Je mehr es einer Generation oder einer einzelnen Persönlichkeit gegeben ist, die Aufgaben des diesseitigen Lebens klar zu erfassen und kraftvoll an ihrer Lösung zu arbeiten, desto mehr bedarf sie eines Gegengewichts gegen die vorherrschend auf das sinnliche Dasein gerichteten Bestrebungen, und ein solches kann nur in der Vertiefung des geistigen Lebens gefunden werden. Fehlt es an dieser, so ist, wie die Geschichte alter und neuer Völker und Reiche zeigt, die äußere Blüte nur der Anfang des Zerfalls. Vor diesem Schicksal ist Deutschland bewahrt geblieben nicht durch die mit so großen Hoffnungen begrüßten Bemühungen des Kaisers Maximilian, durch Aenderung der Reichsverfassung das kaiserliche Ansehen zu stärken und dem zerrütteten Reiche zu festerer Ordnung zu verhelfen, nicht durch die auf die Bedürfnisse des Volks vornehm herabsehenden Bildungsbestrebungen der Humanisten und noch weniger durch die verzweifelten Versuche der Bauern, sich selbst Recht zu schaffen. Alle diese Bestrebungen, so viel Berechtigtes jede derselben haben mochte, dienten nur dem Interesse einzelner Stände oder Personen und riefen daher den Widerstand aller andern hervor oder ließen dieselben wenigstens kalt. Sollte geholfen werden, so mußte der Hebel an einem Punkte eingesetzt werden, der außerhalb der Partei- und Standesinteressen lag, und in welchem die tiefsten Bedürfnisse der Höchsten wie der Niedersten im Volke zusammentrafen. Dieser Punkt ist das Gewissen; und der Mann, welcher das deutsche Volk an seinem Gewissen zu fassen wußte wie kein anderer weder vor noch nach ihm, und welcher von diesem einen Punkte aus, in welchem er seinen unverrückbaren Standort genommen hatte, eine Bewegung hervorrief, durch welche das ganze Leben der Deutschen in Kirche, Staat, Gesellschaft, Wissenschaft und Schule eine Umgestaltung erfuhr — dieser Mann ist Martin Luther.

Der Geschichte des deutschen Volkes ebensogut angehörend als der der christlichen Kirche, steht er in beiden da als eine Propheten- und Heldengestalt, dort nur mit einem Karl dem Großen, hier nur mit einem Paulus und Augustinus vergleichbar, nach beiden Beziehungen aber wohl wert, daß unser Geschlecht ihn immer tiefer zu erfassen und von ihm zu lernen sich bemühe.

Erstes Buch.

1483—1517.

Erstes Kapitel.

Das Kind des Volkes.

Es ist ein köstlich Ding einem Mann,
daß er das Joch in seiner Jugend trage.
Klagel. Jerem. 3, 27.

Wer von Eisenach aus mit der Werrabahn südwärts reist, der erblickt, wenn in starker Steigung der Abhang des Thüringer Waldes überwunden, ein langer Tunnel und der Bahnhof von Marksuhl passiert ist, kurz ehe der Zug Salzungen erreicht, zur linken Hand das Dörflein Möhra. Hier wohnte im fünfzehnten Jahrhundert eine Bevölkerung von freien Bauern, welche an ihren ererbten Rechten zäh fest hielt und stets bereit war, auch mit Gewalt für dieselben einzutreten. Dabei aber mußten es sich die Leute recht sauer werden lassen, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, denn der Boden in der Gegend ist wenig fruchtbar und auch der Bergbau, mit dem man es neben dem Ackerbau versuchte, erwies sich nicht als sehr ergiebig. Aber im Ringen um das tägliche Brot erstarkte die Kraft und Beharrlichkeit des Willens und übten sich die Seelen in Genügsamkeit und Gottvertrauen.

Eine der verbreitetsten Familien in jener Gegend war die der Luther, gewöhnlich Luder, auch Ludher, Lüder oder Leuder geschrieben. Noch heute befinden sich in Möhra drei Haushaltungen, welche den Luthernamen führen.*) Dieser Bauernfamilie, welche

*) Der Name Luther ist wahrscheinlich, wie so manche Familiennamen, von einem Vornamen, nämlich von Lothar abzuleiten. Wenn der Reformator später einem Kind, dessen Pathe er war, den Namen Clara gegeben und dabei gesagt hat: „Ich will dir nach dem meinigen den Namen geben, denn lauter und klar sind Geschwisterkinder," so ist

man ohne Grund mit dem aus dem Fuldaischen stammenden Adelsgeschlechte der Herren von Luter, sowie mit einem im Jahr 1413 durch Kaiser Sigismund in den Adelsstand erhobenen Fabian Luther hat in Verbindung bringen wollen, ist Martin Luther entsprossen.

Die Spuren dieser Abstammung lassen sich in der Eigenart des Reformators unschwer nachweisen. Sein stark ausgeprägtes Rechtsgefühl, sein gerades und kampfesmutiges Wesen, seine unermüdliche Arbeitskraft, sein Herz für die Bedürfnisse und Nöten der Niedrigen im Volke, seine Vertrautheit mit des Volkes Denkart und Ausdrucksweise, sowie die ungekünstelte Schlichtheit, aber auch die rücksichtslose Derbheit seiner eigenen Rede, daneben der offene Sinn für die Natur und das Walten Gottes in derselben, und nicht minder die massive Handgreiflichkeit, mit welcher er das Hereinwirken des Teufels in das Menschenleben auffaßte, — das alles läßt uns in ihm den thüringischen Bauernsohn erkennen. Wenn aber in dem Bauernstand jener Tage der Jahrhunderte lang dauernde Druck, unter welchem er seufzte, in weitem Umfang geistige Stumpfheit und jenen knechtischen Sinn erzeugt hatte, welcher zu gleicher Zeit mißtrauisch und vertrauensselig, pfiffig und dumm, unterwürfig und eigensinnig ist; so blieb Luther von diesen schlimmen Seiten des bäuerlichen Charakters unberührt, teils weil die Bauern in Möhra, nicht wie die meisten ihres Standes der Leibeigenschaft unterworfen, auch die sittlich nachteiligen Folgen derselben nicht an sich trugen, teils weil Luther, wie wir sehen werden, nicht in diesen bäuerlichen, sondern in kleinstädtischen Verhältnissen aufwachsen sollte. Auf wunderbaren Wegen hat die göttliche Vorsehung diesen Mann geführt. Mit den verschiedensten Lebenskreisen seiner Zeit hat sie ihn in so nahe Berührung gebracht, daß er für ihre Schäden und Bedürfnisse ein volles Verständnis gewann, ohne doch selbst in ihre Verderbnisse

---

darin nicht die Ableitung des Namens, sondern nur eine sinnige Deutung desselben zu finden. Der Schreibart „Luther" bedient sich der Reformator selbst in dem ersten Brief, der von seiner Hand auf uns gekommen ist, im Jahre 1507. Doch finden wir bei ihm daneben die Form „Ludher" noch bis zum Jahre 1541.

verflochten zu werden. Das gilt schon hier von seinem Verhältnis zum bäuerlichen Leben und wird sich uns auch in seinem ferneren Lebensgang wiederholt zeigen.

Seiner bäuerlichen Herkunft hat sich Luther nie geschämt. Nicht nur lesen wir in seinen Tischreden, wie er im vertrauten Kreise äußerte: „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewest;" sondern auch, als sein Name schon in ganz Deutschland genannt wurde, verkehrte er ganz unbefangen mit seinen bäuerlichen Anverwandten. Darum war ihm auch der Stolz auf hohe Geburt zuwider. Das wäre, meint er, „als wenn der Teufel wollt rühmen, er wäre englischer Art geschaffen, drum wollt er allein Engel und Gottes Kind sein, ob er wohl Gottes Feind ist"; als einen närrischen Traum bezeichnet er es, zu meinen, der geistlichen Gaben werde man durch fleischliche Abstammung teilhaftig, da ja nicht einmal Vorzüge, die das bürgerliche Leben betreffen, sich auf die Nachkommen vererben lassen. „Stolze Esel werden draus, aus den Söhnen der Helden, die sich der Tüchtigkeit ihrer Väter rühmen und doch sich nicht bestreben, dieselbe nachzuahmen, sondern träumen, sie seien auch Helden, weil sie von Helden stammen," so spricht er sich mit Beziehung auf die Geschichte Josephs aus. Wenn er aber den Stolz auf vornehme Geburt bekämpfte, so war er dabei weit entfernt von jener andern Gestalt des Hochmuts, welche uns manchmal so widerwärtig entgegentritt bei solchen, welche sich wie er durch eigne Tüchtigkeit aus niedrigen Verhältnissen empor gearbeitet haben. Von der Anmaßung eines Emporkömmlings sowie von alle dem, was man neuerdings als Strebertum zu bezeichnen pflegt, findet sich in seinem Leben keine Spur.

Von Luthers Voreltern kennen wir nur den Großvater und den Vater. Jener hieß Heine, d. h. Heinrich. Von ihm ging der väterliche Bauernhof auf den Sohn Heintz über, vielleicht weil er der jüngste Bruder war, denn es scheint dort Sitte gewesen zu sein, daß das väterliche Gut dem jüngsten Sohne zufiel. Der ältere Bruder Hans sah sich dadurch veranlaßt, sich dem Bergbau zuzuwenden. Er verehlichte sich in Möhra. Ob seine Frau Margarete eine geborene Lindemann, aus dem Würzburgischen stam-

mend, oder eine geborene Ziegler war, darüber gehen die Nachrichten auseinander. Die jungen Eheleute hatten einen harten Anfang. „Meine Eltern, so äußerte sich unser Luther einmal, sind anfänglich gar arm gewest. Mein Vater war ein armer Bauer und die Mutter hat all ihr Holz auf dem Rücken eingetragen, damit sie uns Kinder erzogen haben. Sie haben sich's lassen blutsauer werden." Um mehr Gelegenheit zum Verdienst zu haben, zog Hans Luther, wahrscheinlich im Jahr 1483, mit seiner jungen Frau nach der in der Grafschaft Mansfeld gelegenen Stadt Eisleben, wo der Bergbau damals in Blüte stand. Die später verbreitete Sage, daß er um eines Totschlags willen die Heimat habe verlassen müssen, ist geschichtlich ohne alle Begründung und ohne Zweifel eine Erdichtung der Feinde des Reformators, welche ihm dadurch meinten einen Schimpf anthun zu können, daß sie ihn zum Sohn eines Totschlägers machten, wie sie sich auch nicht schämten, über seine Mutter die ehrenrührigsten Gerüchte in Umlauf zu setzen. In Eisleben war es nun, wo am 10. November 1483 nachts zwischen 11 und 12 Uhr dem Hans Luther seine Margarete den ersten Sohn schenkte, welcher nach der frommen Sitte der Zeit gleich am nächsten Tage, dem Tage des heiligen Martinus, zur Taufe gebracht und deshalb Martin genannt wurde. Das Geburtshaus, in welchem noch das Zimmer gezeigt wird, wo Luther zur Welt kam, liegt ganz nahe bei der Petrikirche, in welcher er getauft wurde. Die Erwartungen, welche Hans Luther bei seiner Uebersiedelung nach Eisleben hatte, scheinen sich jedoch nicht erfüllt zu haben, denn schon ein halbes Jahr nach der Geburt seines Sohnes zog er zwei Stunden weiter nach Mansfeld, wo sich ihm günstigere Aussichten eröffneten. Hier hat er seinen bleibenden Wohnsitz genommen und sich durch rastlose Thätigkeit als Berghauer oder Schieferhauer, wie man die Bergleute nannte, nicht nur zum Wohlstand, sondern auch zu einer angesehenen Stellung unter seinen Mitbürgern emporgearbeitet. Von den Grafen von Mansfeld, welchen der ganze Bergbau gehörte, erhielt er den Pacht von zwei Schmelzöfen und wurde überhaupt von ihnen geachtet. Seine Frau Margarete galt wegen ihrer Sittenreinheit und Gottesfurcht als Muster einer ehrbaren Frau, wie Melanchthon von ihr

rühmt. Beide Eltern des Reformators werden als „kleine und kurze Personen, ein bräunlicht Volk" uns geschildert, das der Sohn an Länge und Umfang des Leibes übertroffen habe. Dabei aber waren sie von kräftiger, durch angestrengte Arbeit abgehärteter Gesundheit und erreichten ein ansehnliches Alter. Hans starb 1530, Margarete 1531. Mit der letzteren soll der Sohn Martin nach Gesichtszügen und Körperhaltung eine erstaunliche Aehnlichkeit gehabt haben. Bald vermehrte sich die Familie, von drei Brüdern und drei Schwestern Martins wissen wir, doch scheint die Zahl noch größer gewesen zu sein. Ein Geist strenger Zucht herrschte im Hause. Martin wurde vom Vater einst so gezüchtigt, daß er ihm darob gram wurde, ihn floh und sich nur mit Mühe wieder an ihn gewöhnen ließ. Ein andermal, erzählt er, habe ihn die Mutter um einer geringen Nuß willen geschlagen, daß Blut floß. Man hat auf Grund dieser Angaben aus Hans Luther schon einen Haustyrannen gemacht und hat sein angeblich finsteres Wesen sogar mit jener von uns schon oben als Erdichtung bezeichneten Blutthat, deren Andenken ihn nicht habe zum Frieden kommen lassen, in Verbindung gebracht. (So namentlich in der sensationellen, aber auf genaue Forschungen sich berufenden Schrift: The boyhood of Martin Luther, by Henry Mayhew. New York 1864.) Allein hiezu bietet die Geschichte nicht den mindesten Grund. Strenge in der Kindererziehung gehörte zum Charakter jener Zeit, und die Eltern Luthers insbesondere, und zwar die Mutter nicht minder als der Vater waren durch die Entbehrungen, mit welchen sie zu kämpfen hatten, und durch die angestrengte, selbstverleugnende Arbeit, welcher sie ihren Wohlstand verdankten, veranlaßt, auch ihre Kinder streng zu erziehen. Daß aber unter der rauhen Schale dieser Zucht der edle Kern einer herzlichen Liebe verborgen war, das zeigen manche Aeußerungen Luthers selbst. Fügt er doch eben da, wo er von der Strenge seiner Eltern redet, die Worte bei: „sie haben's herzlich gut gemeint, wußten aber die Ingenia nicht zu unterscheiden, wonach die Züchtigungen zu bemessen sind." Bis zum Tode seiner Eltern bewies er ihnen die herzlichste Liebe und Hochachtung. So lud er sie samt seinen Schwestern 1520 ein, mit ihm der Hochzeit Melanchthons beizu-

wohnen, und als er selbst sich 1525 auf Begehren seines lieben Vaters verheiratet, wäre es ihm eine besondere Freude, wenn die Freunde aus Mansfeld samt seinem lieben Vater und Mutter „zu einer kleinen Freude und Heimfahrt sich in Wittenberg einfinden könnten." Ebenso schreibt er seinem Vater am 15. Februar 1530, als ihn sein Bruder Jakob von der Krankheit desselben benachrichtigt hatte: „Große Freud sollt mir's sein, wo es möglich wäre, daß Ihr Euch ließet samt der Mutter hieher führen zu uns (nach Wittenberg), welchs meine Käth mit Thränen auch begehrt, und wir alle. Ich hoffet, wir wollten Euer aufs Best warten. Darauf hab ich Cyriakus zu Euch abgefertigt, ob es Euer Schwachheit halben möglich wär. Denn es gerieth mit Euch nach göttlichem Willen zu diesem oder jenem Leben, so wollt ich ja herzlich gern wie auch wol billig, leiblich um Euch sein und nach dem vierten Gebot mit kindlicher Treu und Dienst mich gegen Gott und Euch dankbar erzeigen — — — Wir zweifeln nicht, daß wir uns bei Christo wiederum sehen werden in kurzem, sintemal der Abschied von diesem Leben für Gott viel geringer ist, denn ob ich von Mansfeld hieher von Euch oder Ihr von Wittenberg gen Mansfeld von mir zöget. Das ist gewißlich wahr, es ist um ein Stündlein Schlafs zu thun, so wird's anders werden." Und wie Luther mitten unter den Sorgen des Augsburger Reichstags die Nachricht vom Tode seines Vaters zu Herzen gegangen, erfahren wir, aus einem Briefe von Veit Dietrich, der an Luthers Frau schreibt: „Als bald er Hans Reineckes Brief ansieht, sagt er zu mir: wolan, mein Vater ist auch todt. Darnach flugs darauf nimmt er seinen Psalter, geht in die Kammer und weinet ihm genug, daß ihm der Kopf des andern Tags ungeschickt war: sint hat er sich's nicht mehr merken lassen." Auch in eignen Briefen spricht er es aus, wie er den Vater betraure, „durch den mich der Vater der Barmherzigkeit gezeuget, und durch dessen sauren Schweiß er mich ernähret und zu allem erzogen hat, was ich nur bin."

Die Erziehung, welche Luther von seinen Eltern erhielt, war eine ernst christliche. Er selbst erwähnt es wiederholt, wie sie darauf bedacht gewesen seien, Gotteserkenntnis und Gottesfurcht ihm einzupflanzen. Von dem Vater wird uns mitgeteilt, daß er

oft am Bette seines Martin gebetet habe, und Aeußerungen kindlichen Gottvertrauens und einer frommen Naturbetrachtung aus dem Munde seines Vaters hat uns Luther selbst aufbewahrt. Es versteht sich von selbst, daß die Frömmigkeit der Eltern das Gepräge jener Zeit trug, und für die Ansicht, Hans Luther habe einen freieren Standpunkt als seine Frau in kirchlicher Beziehung eingenommen, fehlt es an hinreichenden Belegen. Daß er seine Söhne für einen weltlichen Beruf bestimmte, daß er später über Martins Eintritt ins Kloster ungehalten war und der Heiligkeit des Mönchslebens die den Eltern schuldige Ehrfurcht gegenüberstellte, daß er, als ihm in einer Krankheit zugemutet wurde, den Geistlichen etwas zu vermachen, erwiderte, seine Kinder bedürfen es mehr; das alles beweist nicht, daß er mit den Lehren oder Einrichtungen seiner Kirche zerfallen oder auch nur gleichgültig gegen dieselben war; wenn sich auch seine praktisch verständige, nüchterne Religiosität und jene unter dem Bürgerstande weit verbreitete Abneigung gegen das durch die Lasterhaftigkeit und Bildungslosigkeit seiner meisten Glieder verächtlich gewordene Mönchtum darin ausspricht.

Ueber die Wirkung, welche die Erziehung im elterlichen Hause auf sein geistiges Leben ausübte, hat sich Luther selbst ausgesprochen. Dadurch, daß seine Eltern ihn so hart hielten, sei er gar schüchtern geworden, und das gestreng Leben, das sie mit ihm geführet, habe ihn verursacht, hernach in ein Kloster zu laufen und Mönch zu werden. Er warnt daher vor übermäßiger Strenge in der Erziehung, und es klingt wie aus eigener Erfahrung heraus gesprochen, wenn er sagt: „Ein Kind, das einmal blöde und kleinmütig worden ist, dasselbige ist zu allen Dingen untüchtig und verzagt und fürchtet sich allezeit, so oft es etwas thun oder angreifen soll. Und, das noch ärger ist, wo eine solche Furcht in der Kindheit bei einem Menschen einreißet, die mag schwerlich wieder ausgerottet werden sein Leben lang. Denn weil sie zu einem jeglichen Worte des Vaters oder der Mutter erzittern, so fürchten sie sich auch nachher ihr Leben lang vor einem rauschenden Blatte." Wenn nun auch von einer solchen Kleinmütigkeit und Blödigkeit in Luthers späterem Leben nichts zu bemerken ist, so dürfte doch

nicht bloß in dem Entschluß ins Kloster zu gehen, sondern auch in den inneren Kämpfen, welche er dort zu bestehen hatte, eine Nachwirkung jener strengen Erziehung zu erkennen sein. Da die Härte seiner Eltern nicht selbstsüchtigem Sinne entsprang, sondern mit herzlicher Liebe verbunden war, so hat sie den Sohn nicht verbittert, aber sie hat eine Aengstlichkeit in ihm hervorgerufen, von welcher er erst dann loskam, als er sich zur Gewißheit der Sündenvergebung durchgerungen hatte. Vom Verhältnis Luthers zu seinen Geschwistern ist wenig bekannt. Daß er als der älteste Bruder an der Beaufsichtigung und Leitung der jüngeren Geschwister sich zu beteiligen hatte, ist selbstverständlich, wird aber auch ausdrücklich berichtet. Besonders nahe scheint sein Verhältnis zu seinem Bruder Jakob gewesen zu sein, dem einzigen Bruder, der uns im späteren Leben des Reformators wieder begegnet, da die beiden andern starben, während Martin im Kloster war.

Neben der Familie griff aber auch die Schule in das Kindheitsleben Luthers ein. Es ist ein Beweis von der selbstverleugnenden Liebe seines damals noch in beschränkten Verhältnissen lebenden Vaters, daß er den ältesten Sohn zum Studieren bestimmte, ihn daher schon im siebenten Lebensjahre zur Schule schickte. Der Knabe muß damals noch sehr zart gewesen sein, so daß ihm der steile Weg zu der am Ende des Städtchens liegenden Schule schwer fiel. Noch als bejahrter Mann erinnerte er sich daran, wie ein älterer Mitschüler namens Oemler ihn mehr als einmal in die Schule und aus derselben getragen habe. Es war eine Lateinschule. Ein Schulmeister, der von zwei „Choralen" beim Unterricht unterstützt wurde, stand derselben vor.

Während der sieben Jahre seines Mansfelder Schullebens hatte Luther reichlich Gelegenheit, die trostlosen Zustände, welche damals in den Schulen herrschten, durch eigene Erfahrung kennen zu lernen. In seinem Schreiben „an die Ratsherrn aller Städte deutsches Landes: daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen", vom Jahr 1524, sagt er, offenbar im Hinblick auf Selbsterlebtes: „Und ist jetzt nicht mehr die Hölle und das Fegfeuer unsrer Schule, da wir innen gemartert sind über den Kasualibus und Temporalibus, da wir doch nichts denn eitel nichts gelernet

haben durch so viel Stäupen, Zittern, Angst und Jammer. — Ist's nicht ein elender Jammer bisher gewesen, daß ein Knabe hat müssen zwanzig Jahr oder länger studieren, allein daß er so viel böses Lateinisch hat gelernt, daß er mocht Pfaff werden und Meß lesen? — Und ist doch ein armer, ungelehrter Mensch sein Leben lang blieben, der weder zu Glucken noch zu Eierlegen getaugt hat. Solche Lehrer und Meister haben wir müssen allenthalben haben, die selbst nichts gekonnt und nichts Guts noch Rechts haben mögen lehren, ja auch die Weise nicht gewußt, wie man doch lernen und lehren sollte." Hiemit sind treffend die drei Hauptschäden des damaligen Schulwesens bezeichnet: Fürs erste eine barbarische Schulzucht, deren Roheit Luther persönlich zu fühlen bekam, wie er denn an einem Vormittage „fünfzehnmal gestrichen" wurde und zwar unschuldig, weil er etwas nicht aufsagen konnte, was man ihn nicht gelehrt hatte; fürs andre das Fehlen eines würdigen Unterrichtsgegenstandes, sofern außer Lesen, Schreiben, Singen und den Anfangsgründen des Lateins nichts vorkam. Dieses letztere wurde in Mansfeld aus der Kindergrammatik und dem Cisio Janus gelernt. Dies war ein im elften Jahrhundert entstandener lateinischer Kalender mit sinnlosen Memorialversen auf jeden Monat. Die Hauptsache dabei war die Einprägung der kirchlichen Feste. Luther bedauerte später sehr, daß er mit solchen Dingen gequält worden sei, dagegen von Poeten und Historien nicht mehr gelesen habe. Das dritte große Gebrechen der Schulen jener Zeit war die verkehrte Methode, wonach beinahe alles Lernen in mechanischem Memorieren bestand. Zum Belege dafür, wie durch jene unvernünftige Strenge die Schüler verschüchtert worden seien, erzählt Luther, als er einst um Weihnachten mit seinen Mitschülern auf den benachbarten Dörfern vor den Häusern in vier Stimmen die gewöhnlichen Psalmen vom Kindlein Jesu, geboren zu Bethlehem, gesungen habe, wie das die Schüler zum Behuf der Einsammlung von Gaben zu thun pflegten, und dabei vor einen einzeln stehenden Bauernhof gekommen sei, habe der Bauer mit groben, bäurischen Worten gerufen: wo seid ihr, ihr Buben? Sie haben das für eine Drohung gehalten und seien erschrocken davon gelaufen, bis jener wieder rief und sie nun sahen, daß er zwei Würste in der

Hand hatte, die er ihnen dann schenkte. Luther bemerkt hiezu, ihre Herzen seien furchtsam gewesen von täglichem Dräuen und Tyrannei, so zu der Zeit die Schulmeister mit den armen Schülern zu üben pflegten. Wir sehen hieraus aber zugleich, wie die Jugend alte Lieder in deutscher Sprache sang. Luther hat sie nachmals „feine Lieder" genannt und manche derselben sind durch ihn auch für die evangelische Kirche erhalten worden. Vielleicht knüpfte sich seine spätere Liebe zum Kirchenlied an die Eindrücke an, welche diese Gesänge auf das empfängliche, dichterisch begabte Gemüt des Knaben machten.

So viel aber auch die Schule zu Mansfeld zu wünschen übrig lassen mochte, und so sehr in ihr Luther das Elend des damaligen Schullebens kennen zu lernen Gelegenheit hatte, so hatte er doch den festen sittlichen Halt des Vaterhauses, wodurch es ihm erspart blieb, in jenen Sumpf leiblicher und sittlicher Verkommenheit hinabzusteigen, in welchem die fahrenden Schüler jener Zeit die besten Jahre ihrer Jugend zuzubringen pflegten, wie uns das die Selbstbiographie des um sechzehn Jahre jüngeren Zeitgenossen Luthers, Thomas Platter, in so anschaulicher Weise vor Augen stellt. Und so dürftig die Kenntnisse sein mochten, welche Luther in seinem vierzehnten Lebensjahr besaß, als er die Schule zu Mansfeld nach siebenjährigem Besuch verließ, *eines* hatte er sich daselbst doch angeeignet, was mehr wert ist als viele Kenntnisse, die Lust und Fähigkeit zu selbständigem Arbeiten. Denn so schlecht die damalige Unterrichtsmethode war, und so gewiß durch dieselbe die Masse der Schüler nicht geistig entwickelt, sondern abgestumpft wurde: so brachte sie doch für energischere Naturen wie Luther den großen Gewinn, daß sie, nicht unterstützt durch die Methode, mit den Schwierigkeiten des Gegenstandes selbst ringen mußten, und dadurch geistig mehr erstarkten, als wenn sie nach einer richtigeren Methode unterrichtet worden wären. Neben Schule und Vaterhaus haben die übrigen Umgebungen, unter welchen Luther in Mansfeld aufwuchs, wohl nur in untergeordneter Weise auf ihn eingewirkt. Von unmittelbarem Einfluß der *Kirche* auf das jugendliche Gemüt erfahren wir nichts Genaueres, aber die Art, wie er später, als er längst im Kampfe wider die römische Kirche sich

befand, dankbar anerkannte, was er von derselben empfangen hatte, zeigt, daß es in seiner Jugend keineswegs an Einwirkungen der Kirche fehlte. „Ich bin in des Papsts Hause oder Kirche getauft, habe darin den Katechismus und die Schrift gelernt. Diese Ehre will ich meinem Volk und meinen lieben Bürgern gern erzeigen und meines Vaters Haus nicht vergessen, will ihn in großen Ehren halten, ihm zu Füßen fallen: er lasse mich nur an meinen Herrn Christum glauben und mein Gewissen von Beschwerung frei behalten." Wie freilich die religiöse Unterweisung beschaffen war, die ihm in seinen Schuljahren zu teil wurde, zeigen Aeußerungen, wie die in der „deutschen Messe" (1526), wo er Anweisung gibt, wie der Katechismusunterricht geschehen müsse, damit die Jugend auch verstehe, und dann beifügt, „nicht alleine so, daß sie die Wort auswendig lernen, wie bisher geschehen ist." Eine Auslegung des Memorirten fand nicht statt, „sondern das ward allein gelehrt und getrieben: Rufe die Jungfrau Mariam und andre Heiligen an als Mittler und Fürsprecher, alsoviel faste und bete; laufe zur Wallfahrt, ins Kloster und werde ein Mönch, oder stifte so viel Messen. Und haben gewähnet, wenn wir solches thäten, so hätten wir den Himmel verdienet. Das war die Zeit der Blindheit, da wir von keinem Gotteswort nichts wußten, sondern mit unsrem eignen Tand und Träumen uns und andre in den Jammer geführet haben; und ich derselben einer gewest, der in diesem Schweiß-, ja Angstbade wohl gebadet habe." Der Jammer aber, den er hiemit meint, bestand darin, daß die Lehre vom Erlösungswerk Christi ihm verborgen blieb. „Ich wurde von Kindheit auf so gewöhnt, daß ich erblassen und erschrecken mußte, wenn ich den Namen Christi nur nennen hörte, denn ich war nicht anders unterrichtet, als daß ich ihn für einen gestrengen und zornigen Richter hielt." Und hinwiederum: „Wir wußten nicht anders, Christus wäre ein zorniger Richter, dessen Zorn wir mit guten Werken und heiligem Leben versöhnen müßten. — Und weil wir nimmer konnten genug büßen und Werke thun, es blieben gleichwohl immerdar eitel Schrecken und Furcht vor seinem Zorn, wiesen sie uns weiter zu den Heiligen im Himmel, als die da sollten zwischen Christo und uns Mittler sein, lehreten uns die liebe Mutter Christi an-

rufen und sie vermahnen der Brüste, die sie ihrem Sohne gegeben hat, daß sie wollte seinen Zorn über uns abbitten und seine Gnade erlangen. Und wo unsre liebe Frau nicht genug war, nahmen wir zu Hilfe die Apostel und andre Heilige, bis wir zuletzt kamen auf die Heilige, die man nicht weiß, ob sie heilig sind, so der mehrere Teil nie gewesen sind, St. Anna, Barbara, St. Christoph, St. Georgen. Die mußten alle zu Fürbittern und Nothelfern angerufen werden." So wenig als im Jugendunterricht wurde die christliche Heilslehre in der Predigt getrieben. Die Prediger, „sonderlich die Mönche, gaben sich allein darauf, wie sie es kläglich machen und die Leute zum Mitleiden und Weinen bewegen könnten. Wer solches wohl konnte, den hielt man für den besten Passionsprediger. Derhalben hörte man in solchen Predigten nichts anders denn ein Judengeschelte auf der Juden verstockte Bosheit und von den Schwertern, die der hl. Jungfrau Maria durchs Herz gedrungen wären, und wie sie geweinet und kläglich von ihrem Sohne geschieden. Damit sie zubrachten schier das ganze oder doch das beste Teil ihrer Predigten. — Man hat wohl das Leiden Christi auch geprediget, aber man hat es gar nicht unterschieden von dem Leiden der andern Heiligen, man hat nicht angezeigt, wie uns damit gedienet ist und wie wir desselben genießen sollen."

Noch weniger als die Passionspredigten hatten die sonstigen Predigten einen wahrhaft christlichen Inhalt, „denn nach dem Text des Evangeliums fuhren sie dahin ins Schlauraffenland. Einer predigt aus Aristotele und den heidnischen Büchern, der ander aus dem Dekret, ein ander bracht Fragen aus St. Thomas und Scholasten, ein ander predigt von Heiligen, ein ander von seinem heiligen Orden, ein ander von blau Enten, ein ander von Hühnermilch. Wer kann es alles erzählen, das Unziefer?" Also mit unfruchtbaren philosophischen Fragen, mit kirchenrechtlichen und scholastischen Subtilitäten, oder aber mit Heiligenlegenden und oft genug ins Possenhafte fallenden Wundererzählungen wurden die heilsbegierigen Seelen abgespeist, während es fast für eine Schande galt, den Namen Jesu außer in der Passionszeit auf der Kanzel zu nennen.

So wirkten bei Luther mit der Strenge des Elternhauses und den Mißhandlungen, die er in der Schule erfuhr, auch die auf

Erregung von Furcht vor dem göttlichen Gericht hinzielenden Einflüsse des kirchlichen Lebens zusammen, um jenes „blöde Gewissen" in ihm hervorzubringen, welches nachher in der Klosterzelle ihm so schwere Kämpfe bereitete. Sein Gemüt war zu tief, sein Sinn zu ernst, sein Gewissen zu zart, als daß er sich über die Schrecken, welche die kirchlichen Lehren und Bräuche in der Seele hervorriefen, oberflächlich im Vertrauen auf der Heiligen Verdienst und Fürbitte getröstet hätte, wie der große Haufe that, oder daß er, wie es auch bei nicht wenigen der Fall war, über die kirchlichen Lehren und Ordnungen sich leichtfertig hinweggesetzt hätte. Nein, der junge Luther war ein treuer Sohn seiner Kirche, der auch an ihren Verirrungen von ganzem Herzen sich beteiligte. Er gesteht später selbst, daß er in seiner Jugend alles auf die Jungfrau Maria gezogen habe; „es ist mir," schreibt er, „aus der Maßen sauer worden, daß ich mich von den Heiligen gerissen habe, denn ich über alle Maße tief drinnen gesteckt und ersoffen gewesen bin." Auch an den Prozessionen, geistlichen Schauspielen und sonstigem „Gaukelspiel", wodurch die Kirche schon die Kinderherzen an sich zu fesseln wußte, hat er sich gewiß mit Lust beteiligt, nimmt er doch auch später noch Aufführungen biblischer Geschichten in Schutz. Wir haben keine Spur davon, daß er irgendwie an kirchlichen Einrichtungen oder Personen Aergernis genommen hätte. Auch das elterliche Haus gab keinen Anlaß dazu, vielmehr waren in demselben einige Geistliche gern gesehene Gäste. Auch scheint der Wandel der Geistlichen in Mansfeld keinen sittlichen Anstoß gegeben zu haben, denn Luther äußerte später, als er ein junger Knabe gewesen, seien die Priester des Ehebruchs und der Liederlichkeit nicht verdächtig gewesen, wenn sie mit Frauenspersonen zusammen gewohnt haben; erst später habe Unzucht jeder Art eingerissen. Dieser Umstand, daß gröbere Aergernisse der Geistlichen ihm nicht zu Ohren kamen, macht es erklärlich, daß die Pietät gegen die bestehende Kirche in seiner Seele so feste Wurzeln schlagen konnte.

Werfen wir noch einen Blick auf die äußeren Umgebungen, in denen die Knabenjahre Luthers verflossen! Mansfeld, ein kleines Städtchen, zwischen den Vorbergen des Harzgebirges eingeschlossen, von dem auf steilem Felsen sich erhebenden Schlosse der Grafen von

Mansfeld überragt, war ganz auf den Bergbau angewiesen. Von dem reicheren und bewegteren Leben der großen deutschen Reichsstädte war hier wenig zu sehen, doch hatte immerhin auch eine solche Landstadt mehr Selbständigkeit, die Einwohner mehr Bürgersinn als in den späteren Zeiten, da der fürstliche Absolutismus dem ein Ende gemacht hatte. In kleinbürgerlichen Verhältnissen und Anschauungen wuchs Luther auf, und in seinem ganzen Leben bewies er Verständnis und Vorliebe für den Bürgerstand und wußte die Obliegenheiten einer städtischen Obrigkeit, den Segen der Einigkeit unter den Bürgern und das, worin einer Stadt Gedeihen liegt, mit beredten Worten zu schildern. Auch fanden seine Worte nirgends so begeisterte Aufnahme als bei den Bürgerschaften der Städte. An seines Vaters Beruf war er zeitlebens anhänglich. Als einst zu Wittenberg an der Fastnacht Vermummte umherzogen und eine Schar von „Schieferhauern" mit einem Schachspiel vor Luthers Thüre kam, sprach er: „die laßt mir herein, das sind meine Landsleut und meines lieben Vaters Schlägelgesellen. Den Leuten, weil sie die ganze Woche unter der Erde stecken in bösem Wetter und Schwaden, muß man bisweilen eine ehrliche Ergetzung und Erquickung gönnen und zulassen." Er spielte Schach mit ihnen und bewirtete sie. Auch Bergleute von Joachimsthal hatte er öfters bei Tisch.

Die Einwohnerschaft von Mansfeld war rüstig und mannhaft. „Wer schlägt, wird wieder geschlagen," so lautete ein Sprichwort dieser „Härzlinge". Einfachheit der Sitten und angestrengter Fleiß zeichneten sie aus, ernste Zucht herrschte in der Stadt. „Da ich ein Knabe war, sagt Luther in seinen Tischreden, waren alle Spiele verboten, also daß man die Kartenmacher, Pfeifer und Spielleute nicht ließ zum Sakrament gehen, und mußten vom Spielen, Tanzen und andern Spektakeln und Schauspielen, wenn sie es geübt oder zugesehen hatten, beichten." Nichtsdestoweniger waren die Mansfelder wie alle Bergleute ein fröhliches Volk, das an festlichen Tagen die Mühen seiner Berufsarbeit vergaß. Besonders stark ist bei Bergleuten der Aberglaube. „Im Bergwerk vexieret und betreuget der Teufel die Leute, macht ihnen ein Gespenst und Geplerr für die Augen, daß sie nicht anders wähnen,

als sähen sie einen großen Haufen Erzes und gediegen Silber, da es doch nichts ist. Denn kann er die Leute über der Erden unter der Sonnen, beim hellen, lichten Tage bezaubern und bethören, daß sie ein Ding anders ansehen und halten, denn es an ihm selber ist, so kann er's sonderlich im Bergwerk thun, da die Leute oft betrogen werden." Die in der Kindheit aufgenommenen Anschauungen von des Teufels Wirksamkeit auch in der Körperwelt hat Luther lebenslang festgehalten, in vielen seiner Schriften treten sie uns entgegen, namentlich aber in seinen Tischreden, wo er immer wieder auf des Teufels Gewalt zurückkommt und viele, teils grausige, teils ergötzliche Beispiele zu erzählen weiß, wie derselbe die Menschen geplagt habe und wie er vertrieben worden sei. Auch den Volksglauben seiner Zeit an Hexerei hat er geteilt, wie er denn aus seinem elterlichen Hause zu erzählen weiß, seine Mutter sei von einer Nachbarsfrau geplagt worden, welche ihr die Kinder schoß, daß sie sich zu Tode schrieen. Als ein Geistlicher dieselbe darüber bestrafte, habe sie auch diesen dadurch bezaubert, daß sie die Erde, worauf er ging, ins Wasser geworfen habe (das sogenannte Nasenstechen). Dadurch sei er erkrankt und habe ohne Rettung sterben müssen.

Doch wäre es irrig, zu meinen, durch solchen Aberglauben sei das Gemüt Luthers verdüstert und die jugendliche Fröhlichkeit ihm geraubt worden. Wer unser Volksleben kennt, der weiß, wie oft abergläubische Meinungen und kräftige Lebenslust Hand in Hand gehen, und Luther selbst ist ja zu einem freudigen Glauben hindurch gedrungen, ohne deswegen von jenen Volksvorstellungen sich loszusagen. Wir dürfen daher annehmen, daß sich sein fröhlicher Sinn auch in seinen Knabenjahren nicht verleugnete. Darauf, daß er mit Volkssagen und Volksbüchern, z. B. von Dietrich von Bern, Eulenspiegel, Markolfus bekannt war, weisen manche gelegentliche Aeußerungen, die er später that. Auch die Freude an der Natur, welche einen so lieblichen Zug im Leben des gereiften Mannes bildete, wird dem Knaben nicht gefehlt haben. Wenn aber daneben unvermittelt, wie es die Art des kindlichen Seelenlebens ist, ein Druck ihm auf dem Herzen lag, so waren das nicht jene abergläubischen Vorstellungen, sondern es war das „blöde

Gewissen", wie er selbst sagt: „Ich habe mich nie können einmal meiner Taufe trösten, sondern immer gedacht: o wann willst du einmal fromm werden und genug thun, daß du einen gnädigen Gott kriegest! Und bin durch solche Gedanken zur Möncherei getrieben."

Zweites Kapitel.

Lehrjahre.

Er führte mich aus in den Raum; er riß mich heraus, denn er hatte Lust zu mir.
Ps. 18. 20.

In den engen Verhältnissen des väterlichen Hauses und des abgelegenen Bergstädtchens konnte wohl der Grund eines tüchtigen Charakters bei Luther gelegt werden, indem Gottesfurcht und Gewissenhaftigkeit, Geradheit des Sinnes und Widerwillen gegen alle Lüge in ihm gepflanzt und er zur Arbeit und Selbstverleugnung erzogen wurde. Aber wäre er dort geblieben, so hätte sein ganzes Wesen etwas Enges und Unfreies behalten. Daher wurde, als die rechte Zeit gekommen war, das junge Reis auf einen Boden verpflanzt, wo es aus weiterem Umkreise Nahrung an sich ziehen und dadurch tüchtig werden konnte, für das ganze Volk und die ganze Kirche Früchte zu tragen.

Da die Schule in Mansfeld zur Vorbereitung für das Studium unzureichend war, so entschloß sich Hans Luther, seinen Sohn, dessen gute Begabung sich schon in Mansfeld gezeigt hatte, auf eine bessere Schule zu schicken. So zog derselbe, vierzehn Jahre alt, 1497 nach Magdeburg, und zwar in Begleitung des Johann Reinecke, welcher der Sohn eines wohlhabenden Bergmanns in Mansfeld und später selber Hüttenmeister daselbst war. Die Jugendfreundschaft zwischen diesen beiden Mansfelder Bergmannssöhnen hatte Bestand fürs ganze Leben. 1530 erhielt Luther durch Reinecke die Nachricht vom Tode seines Vaters, während er dann seinerseits 1536 den Freund über den Verlust seiner Ehefrau tröstet und zwei Jahre darauf dessen Tod schmerzlich betrauert.

Zur Schule ging Luther in Magdeburg bei den „Rollbrüdern". Darunter sind wohl nicht Franziskanermönche, sondern Hieronymianer oder Brüder vom gemeinsamen Leben, vom Volke gewöhnlich als Lollharden bezeichnet, zu verstehen. Diese Brüderschaft, 1530 von Gerhard Groot zu Deventer in den Niederlanden gestiftet, beschäftigte sich, von den Mönchen vielfach befeindet, mit Verbreitung der heiligen Schrift in der Volkssprache und, namentlich seit Bruder Florentius, mit dem Jugendunterricht. Seit 1489 befanden sie sich auch in Magdeburg. Ob sie hier eine eigene Schule hatten oder ihnen der Unterricht an der vor langer Zeit vom Kloster Corvey aus gegründeten Stiftsschule übertragen worden war, läßt sich nicht entscheiden. War es vielleicht die Abneigung gegen die Mönche, was den alten Luther bestimmte, seinen Sohn gerade dieser Schule, neben welcher eine von Franziskanern gehaltene in der Stadt gewesen zu sein scheint, anzuvertrauen?

Zu seinem Unterhalt empfing Luther wenig Unterstützung von Hause. Es war allgemeine Sitte, daß Lateinschüler durch Singen vor den Thüren ihre Nahrung sich erwarben. Selbst bemittelter Eltern Kinder schämten sich dessen nicht, um so weniger lag darin für den armen Bergmannssohn etwas Drückendes oder Demüthigendes. In seinem Sermon an die Prediger, „daß sie die Leute vermahnen, ihre Kinder zur Schule zu halten" (1530) sagt er: „Verachte mir nicht die Gesellen, die vor der Thüre panem propter Deum (Brod um Gotteswillen) sagen und den Brodreigen singen. Ich bin auch ein solcher Partekenhengst (Parteke-Stück) gewest und habe das Brod vor den Häusern genommen."

Sonst wissen wir wenig von seinem Leben in Magdeburg. Nur das eine erzählt uns der Arzt Ratzeberger, Luther sei am hitzigen Fieber erkrankt. Da man ihm wegen des Fiebers nicht zu trinken gegeben habe, so habe er brennenden Durst gelitten. Als nun alle Leute im Hause in die Kirche zur Predigt gegangen, sei er auf Händen und Füßen in die Küche gekrochen und habe dort ein Gefäß frischen Wassers ausgetrunken. Zwar habe er seine Kammer kaum wieder erreicht, sei dann aber nach einem tiefen Schlaf vom Fieber frei gewesen.

Trat ihm in Magdeburg einerseits ein reicher entwickeltes

Verkehrsleben entgegen, so stellte sich anderseits in dieser erzbischöflichen Stadt die Kirche in weit höherem Glanze dar als in dem kleinen Mansfeld, und zugleich waren kirchliche Mißstände und Aergernisse, die sich auch dem jungen Menschen hätten bemerklich machen können, hier weniger als anderswo vorhanden. Mehrere Erzbischöfe nacheinander hatten die Klöster reformiert und waren den Wallfahrten zum heiligen Blut in Wilsnack um des damit verbundenen Unfuges willen entgegen getreten, und der damals regierende Erzbischof Ernst, Bruder des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen, übte strenge Zucht gegen unwürdige Geistliche und förderte die Wissenschaften sowie den Wohlstand der Stadt, weshalb er bei der Bevölkerung sehr beliebt war. Es ist begreiflich, daß in solchen Umgebungen Luthers Anhänglichkeit an die Kirche noch zunahm. Daß das Neue, was er auf dem Gebiete des Weltlebens in Magdeburg zu sehen bekam, einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht hätte, davon haben wir keine Spur; wie dagegen Beispiele kirchlicher Devotion ihn ergriffen, sehen wir, wenn er später erzählt: „Ich habe gesehen mit diesen Augen, da ich bei meinem vierzehnten Jahre zu Magdeburg in die Schule ging, einen Fürsten von Anhalt, der ging in der Barfüßerkappen in der breiten Straße um nach Brot und trug den Sack wie ein Esel, daß er sich zur Erde krümmen mußte. Sie hatten ihn auch so übertäubet, daß er alle andre Werk im Kloster gleichwie ein ander Bruder thät, und hatte sich also zerfastet, zerwacht und zerkasteit, daß er sah wie ein Totenbild, eitel Bein und Haut, starb auch balde. Denn er vermochte solch streng Leben nicht ertragen. Summa: Wer ihn ansah, schmatzte vor Andacht und mußte sich seines weltlichen Standes schämen.“ Solche mönchische Selbstpeinigung schien dem jungen Luther der höchste Gipfel christlicher Frömmigkeit zu sein, und weit entfernt war er noch von dem Sinn, welchem der oben genannte Erzbischof Ernst von Magdeburg nachmals auf seinem Sterbebette Ausdruck gab, wenn er den Barfüßermönchen, die ihn versicherten, er könne ruhig sterben, da des ganzen Ordens gute Werke ihm vor Gottes Richterstuhl zu gute kommen werden, die Antwort gab: „Ich begehre eure Werke nirgends zu; meines Herrn Christi Werke, die müssen's

allein thun, darauf verlasse ich mich.“ Als daher nach Luthers Rückkehr von Magdeburg sein Vater davon erzählte, wie der alte Graf Günther von Mansfeld, von dessen Sterbebette er eben herkam, ein herrliches Testament hinterlassen habe, sofern er erklärt habe, nur auf Christi bitteres Leiden und Sterben aus dieser Welt scheiden zu wollen; da vermochte Luther dies nicht zu fassen, sondern dachte für sich, ein besseres Vermächtnis wäre es doch gewesen, wenn er Kirchen und Klöster reichlich bedacht hätte.

Nach nur einjährigem Aufenthalt in Magdeburg wurde Luther von seinem Vater nach Eisenach geschickt, wohl eher wegen des guten Rufs, dessen sich die dortige Schule erfreute, als in Hoffnung auf Unterstützung durch seine dort lebenden Verwandten mütterlicherseits. Denn wir hören, daß er gerade in Eisenach am meisten genötigt war, sich seinen Unterhalt mit Singen vor den Thüren zu erwerben. Hierbei geschah es nun, daß Ursula Cotta, die Frau eines angesehenen und wohlhabenden Bürgers von italienischer Abkunft, dem Knaben um seines Singens und herzlichen Gebets willen in der Kirche ihre Zuneigung zuwandte und ihn an ihren Tisch und in ihr Haus aufnahm. Hier fand er nicht nur leiblichen Unterhalt, sondern auch Bewahrung vor der Roheit des Sinnes und der Sitten, welche bei den fahrenden Schülern jener Tage in hohem Maße zu Hause war und welcher ein junger Mensch ohne Anschluß an eine Familie so leicht verfällt. Die Formen eines gebildeteren Lebens, den Kreis der Anschauungen, in welchen sich der wohlhabende Bürgerstand bewegte, lernte Luther im Hause der Frau Cotta zuerst kennen, und wir haben keinen Grund, die Ueberlieferung zu bezweifeln, daß er hier auch Gelegenheit erhielt, seine treffliche musikalische Begabung auszubilden und die Flöte spielen zu lernen. Und wenn er von ihr das Wort hörte: „Nichts Lieberes ist auf Erden denn Frauenlieb, wem's kann werden,“ so machte dasselbe auf die von den Idealen mönchischer Heiligkeit erfüllte Seele des Jünglings einen so tiefen Eindruck, daß er noch nach vielen Jahren sich daran erinnerte. Diese seine „Wirtin“ ist 1511 gestorben; einen Sohn derselben, Heinrich Cotta, hat Luther, als derselbe 1540 und 1541 in Wittenberg studierte, an seinen Tisch genommen und ihm dadurch der Mutter

Wohlthätigkeit vergolten. Auch ein Verwandter der Frau Cotta, Heinrich Schalbe, war Luthers Wohlthäter während seines Aufenthalts in Eisenach, wie er auch die Güte des Vikar Braun am dortigen Marienstift erfahren durfte. Weniger scheinen die Anverwandten seiner Mutter sich um ihn gekümmert zu haben, nur einer derselben, der Küster Konrad an der Nikolauskirche stand ihm näher.

Von den drei städtischen Schulen besuchte Luther die mit der Georgenkirche in Verbindung stehende, weil in ihr allein Latein gelehrt wurde. Sie hatte drei Lehrer. Rektor oder Schulmeister war Trebonius, ein gelehrter, sprachkundiger, in der Lehrkunst erfahrener Lehrer und ein humaner, wenn auch etwas seltsamer Mann. Er pflegte, wenn er in die Schule eintrat, seine Schüler mit entblößtem Haupte zu grüßen, denn, sagte er, unter diesen Knaben sitzen solche, aus welchen Gott Bürgermeister, Kanzler und Doktoren mache. Auch einen gewissen Wiegand, später Pfarrer in Waltershausen, bezeichnet Luther als seinen Schulmeister und verwendet sich für ihn um einen Ruhegehalt. Unter dem Einflusse dieser Lehrer lernte Luther erst recht erkennen, „ein wie lieblich Ding es um die Lehre sei;" sein Geist begann sich kräftig zu entfalten; besonders durch Schärfe des Geistes und Gewandtheit des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks in Prosa und Versen zeichnete er sich vor seinen Altersgenossen aus.

Noch müssen wir eines merkwürdigen Mannes gedenken, welcher sich zugleich mit Luther in Eisenach aufhielt, des Franziskanermönchs Johann Hilten. Er war, weil er etliche öffentliche Mißbräuche im Klosterleben angegriffen hatte, von seinen Ordensbrüdern eingekerkert worden und wurde 1502 im Gefängnisse getötet. Wie aus der Mitte des Franziskanerordens schon in älteren Zeiten apokalyptische Weissagungen wider die abgefallene Kirche ausgegangen waren, so wurde auch unter Hiltens Namen eine Schrift über den Propheten Daniel verbreitet und eine Weissagung desselben ging von Mund zu Mund, daß 1516 ein Mann aufkommen werde, der die Mönche austilgen werde und dem sie nicht werden widerstehen können. Luther hörte von ihm durch Heinrich Schalbe, ohne jedoch einen tieferen Eindruck davon zu empfangen. Der sich selbst zu Tode peinigende Fürst im Franziskanerkloster

zu Magdeburg stand ihm damals noch viel höher als der Märtyrer der Wahrheit in dem zu Eisenach. Näheres über Hiltens Tod und Weissagung erfuhr Luther erst nach vielen Jahren. Wie hoch aber sein Andenken in den Tagen der Reformation geschätzt wurde, zeigt sich darin, daß Melanchthon im 13. Artikel der Apologie der Augsburgischen Konfession auf seine Weissagungen sich beruft, indem er zugleich von ihm bezeugt, daß er evangelisch und der Schrift gemäß gepredigt habe.

So hatte Luther während der vier Jahre, welche er in Eisenach zubrachte, in der Richtung, welche er schon im elterlichen Hause eingeschlagen, sich weiter entwickelt. Daß ihn Zweifel an der kirchlichen Lehre beunruhigt hätten, daß er innere Kämpfe hätte zu bestehen gehabt oder von der schon damals weit verbreiteten Gärung der Geister wäre berührt worden, davon haben wir keine Spuren. Aber doch wurde in dieser Zeit sein Blick erweitert, er kam mit Lebenskreisen in Berührung, die ihm bisher fremd geblieben waren. Zugleich füllte er die Lücken seiner Schulbildung aus und konnte daher, wohl vorbereitet für das akademische Studium, im Frühjahre 1501 die Universität Erfurt beziehen, wo er nach dem Willen seines Vaters die Rechtsgelehrsamkeit studieren sollte. Die Verhältnisse des Vaters hatten sich inzwischen so gebessert, daß er dem Sohn die zum Studium nötigen Geldmittel „vom Segen seines löblichen Bergguts" darreichen konnte, wenn er gleich es sich mußte immer noch sauer werden lassen.

Erfurt, zum Domkapitel Mainz gehörig, war die bedeutendste Stadt in Thüringen. Seine Einwohnerzahl war viel größer als gegenwärtig, seine Besitzungen so ausgedehnt wie die der größten Reichsstädte, obwohl es der Stadt nicht gelungen war, von dem Erzbischof in Mainz sich unabhängig zu machen und reichsunmittelbar zu werden. „Erfurt liegt am besten Orte, äußerte Luther später, ist eine Schmalzgrube, da muß eine Stadt stehen, wenn sie gleich wegbrennte." Aber die Zeit der höchsten Blüte ging zu Ende, und während Ueppigkeit und Wohlleben fortdauerte, hatte der Verfall schon begonnen, und wehmüthig klingt es, wenn wir aus Luthers Munde hören, „Erfurt ist ein sehr fruchtbar Bethlehem gewest, aber der Segen ist nun in Fluch geraten." Trotz

der Kämpfe, welche die Stadt um ihre Unabhängigkeit mit den Erzbischöfen von Mainz geführt hatte, war der Sinn ihrer Bürger doch ein gut kirchlicher geblieben, und wenn auch die husitischen Bewegungen anfänglich auf die niedere Klasse der Einwohner nicht ohne Einfluß geblieben zu sein schienen, so war es doch zu keiner offenen Erklärung für Hus gekommen, und weiterhin sorgten die Husiten durch die von ihnen namentlich auch in Thüringen verübten Grausamkeiten dafür, daß die öffentliche Meinung sich gegen sie kehrte, und da die deutschen Studierenden, welche sich durch das Auftreten von Hus veranlaßt gesehen hatten, von Prag wegzuziehen, großenteils nach Erfurt kamen, so wurde dadurch nicht nur der Glanz der dortigen Universität erhöht, sondern es verbreitete sich auch unter der Bürgerschaft wie unter der Studentenschaft eine entschieden antihusitische Stimmung. Die Stadt war reich an Kirchen, teilweise von einzelnen Bürgern erbaut, sowie an Klöstern der verschiedensten Mönchsorden, und in diesen Klöstern lebten manche würdige und gelehrte Männer, welche zum Teil als Universitätslehrer in hohem Ansehen stunden. An feierlichen kirchlichen Aufzügen fehlte es nicht, und neben den allgemein gebräuchlichen Prozessionen fand eine der Stadt Erfurt eigentümliche jedes Jahr statt, bei welcher die Särge von vier Bischöfen, welche den Märtyrertod erlitten, mit großem Gepränge umhergetragen wurden. Auch die päpstlichen Ablaßverkündigungen fanden in Erfurt begeisterte Aufnahme. Als 1451 der Kardinal Nikolaus von Kusa auf dem Markte von Erfurt den Ablaß predigte, war ein so großes Gedränge entstanden, daß einige Menschen ums Leben kamen, und eben zu der Zeit, als Luther dort studierte, wurde der Kardinallegat Raymund, als er auf seinem Zug durch Deutschland mit seiner Ablaßpredigt auch nach Erfurt kam, von Stadt und Universität aufs feierlichste empfangen. Angeblich um Geld zum Krieg gegen die Türken aufzubringen, war 1500 ein Jubeljahr gehalten worden, nun sollte auch denen, die nicht nach Rom hatten wallfahren können, Gelegenheit geboten werden, sich durch Kaufen von Ablaß an diesem verdienstlichen Werk zu beteiligen. Ein Gehilfe Raymunds bei dieser Ablaßpredigt war Johann Zenser von Paltz, welcher als Jüngling in

das Augustinerkloster zu Erfurt eingetreten und dort vielleicht noch Luthers Klosterbruder war, der Verfasser eines namentlich für Bergleute bestimmten, wiederholt aufgelegten Andachtsbuchs „Die himmlische Fundgrube“ und mehrerer Schriften zur Verherrlichung der Maria. So war es eine vorzugsweise kirchlich gesinnte Umgebung, in welche der junge Luther zu Erfurt eintrat.

Auch an der Universität war derselbe Geist herrschend. Die Universitäten standen damals in viel höherem Maße als jetzt an der Spitze des geistigen Lebens der Nation. Alle höhere Bildung war in ihnen konzentriert und ging von ihnen aus; bei den wichtigsten Fragen des öffentlichen Lebens, mochte es sich um rechtliche, politische oder kirchliche Angelegenheiten handeln, wurde ihr Rat eingeholt oder von den Parteien ihre Entscheidung angerufen. Dazu waren sie als Körperschaften mit weit gehenden Vorrechten ausgestattet. Einer Universität anzugehören oder gar einen akademischen Grad zu erlangen, galt als hohe Ehre. Noch in seinem Alter gedenkt Luther der „Majestät und Herrlichkeit“, welche es gewesen sei, wenn man zum Magister promoviert wurde. „Ich achte, daß keine zeitliche, weltliche Freude dergleichen gewesen sei. Also hielt man auch ein groß Gepräng und Wesen, wenn man Doktores machte. Da ritte man in der Stadt umher, dazu man sich sonderlich kleidete und schmückte.“ In besonderer Blüte stand damals die Universität zu Erfurt. Sie war, sagt Luther, „in solchem Ansehen und so berufen, daß alle andre dagegen für kleine Schützenschulen angesehen worden“. Studierende aus allen Teilen Deutschlands strömten auf derselben zusammen, denn sie fanden dort berühmte Lehrer, eine ansehnliche Bibliothek, reich dotierte Kollegien, in welchen die Studierenden zusammenlebten und teilweise eines Freitisches sich erfreuten.

So unabhängig aber auch die Universitäten in äußerlicher Beziehung dastanden, so eng war das Band, welches sie mit der Kirche verknüpfte. Hat die neuere Zeit den Gegensatz zwischen Glauben und Wissen auf ihre Fahne geschrieben und dadurch einen tiefen Riß in das geistige Leben des einzelnen wie der Völker gebracht, der nur von wenigen durch ernste Geistesarbeit überwunden wird; so lag dagegen dem mittelalterlichen Denken und

Leben die Voraussetzung der Uebereinstimmung von Glauben und Wissen zu Grunde, darum wurden die Universitäten von der Kirche auf jede Weise begünstigt, befanden sich aber eben deshalb von derselben in einer gewissen Abhängigkeit, die übrigens anfänglich keineswegs als Druck empfunden, sondern als etwas Selbstverständliches betrachtet wurde. So war die kirchliche Lehre Norm und Voraussetzung der wissenschaftlichen Forschung. Und wenn sich auch im Laufe der Zeit diese oder jene Widersprüche zwischen den wissenschaftlichen Ergebnissen, zu welchen einzelne gelangten, und der Kirchenlehre herausstellten, so kam es doch nicht zu einem prinzipiellen Gegensatz, indem die mittelalterliche Kirche ihr Dogma nicht genau fixiert hatte und den Hauptnachdruck auf Kultus und Verfassung legte, so daß dem, der die kirchlichen Ordnungen anerkannte und an den Gebräuchen der Kirche sich beteiligte, einige Abweichungen in der Lehre gerne nachgesehen wurden. Auch auf der Universität Erfurt, obwohl dieselbe gleich bei ihrer Entstehung sich von mehreren Päpsten hatte Privilegien erteilen lassen und dadurch sich in Abhängigkeit vom römischen Stuhl begeben hatte, und obwohl sie unter der Aufsicht des Erzbischofs von Mainz stand, waren manche Lehrer aufgetreten, welche von der herrschenden Kirchenlehre sich in wesentlichen Punkten entfernten.

Am meisten und in einem von der Hierarchie nicht mehr zu ertragenden Maße war dies der Fall bei dem nach zweijähriger Haft im Kerker der Inquisition 1481 gestorbenen Johann von Wesel, dessen Einfluß, auch nachdem er 1460 die Stadt verlassen hatte, noch lange Zeit nachwirkte, so daß Luther von ihm sagen konnte: „Johannes Wesalia hat zu Erfurt die hohe Schule mit seinen Büchern regiert, aus welchen ich daselbst auch bin Magister worden.“ Namentlich den Ablaß hatte derselbe nachdrücklich angegriffen, war aber von diesem einzelnen Mißbrauch dazu weiter geführt worden, die Verderbnis der Kirche überhaupt aufzudecken, ihre Autorität anzugreifen, über Päpste und Konzilien mit Geringschätzung sich zu äußern, kirchliche Gebräuche als schriftwidrig zu verwerfen, ja auch gegen einzelne kirchliche Dogmen, wie namentlich gegen die Brotverwandlungslehre sein Bedenken auszusprechen. Luther aber hatte, wenn er auch Wesel als einen durch die Inquisition ungerecht verurteilten Lehrer betrachtete, keine Kenntnis von den in seinen Schriften gegen den Ablaß und die päpstliche Gewalt enthaltenen Angriffen. Auch andre Lehrer an der Universität zu Erfurt äußerten, wenn auch mit mehr Mäßigung und Vorsicht, Ansichten, welche mit dem, was in der Kirche als Recht und Brauch galt, im Widerspruch standen. Dennoch war das Leben der Professoren und Studierenden ganz im Rahmen der kirchlichen Ordnungen befaßt. Jedes Semester wurde mit einer feierlichen Messe begonnen, jede Fakultät hatte ihren Schutzheiligen, dessen Gedächtnistag sie jährlich beging. Die Lehrer der Theologie mußten nicht nur der Kirche Gehorsam geloben, sondern auch versprechen, von jeder ketzerischen Lehre, die zu ihrer Kenntnis komme, Anzeige zu machen. In den Statuten der einzelnen Kollegien war nicht nur die Teilnahme an den kirchlichen Andachtsübungen in weitem Umfang vorgeschrieben, sondern es waren auch gegen die Hinneigung zur Ketzerei strenge Bestimmungen gegeben. Luther hat später, als er gegen den Zwang der Gelübde seine Stimme erhob, namentlich auch die an den Universitäten gebräuchlichen Gelöbnisse angegriffen, da die Professoren schwören mußten „nichts zu lehren, das wider die allerheiligste römische Kirche und die Lehrpunkte der Menschen sei“ und da „der verdammte Brauch herrschte, die Jugend mit Eiden verstricken und ihr Gewissen martern, auf daß ihre Hüter nicht dürfen wachen noch sorgen und faul schlafen“. Mochten nicht wenige nur mit Widerwillen diesem Zwange sich fügen, so fehlte es doch in allen Fakultäten nicht an Männern, welche tief durchdrungen waren von kirchlicher Frömmigkeit. Luther erzählt aus seiner Studentenzeit von zwei Rechtslehrern, welche aus Reue darüber, daß sie weltliche Doktoren gewesen, Seelenmessen stifteten und sich in Mönchskutten begraben ließen.

Daß Luther dieser kirchlichen Richtung sich anschloß und den derselben widersprechenden Ansichten eines Johann von Wesel, mit denen er übrigens nur wenig bekannt geworden zu sein scheint, keinen Einfluß auf sein Denken gestattete, muß uns nach dem, was wir von seinem früheren geistigen Entwickelungsgang wissen, zum voraus wahrscheinlich sein, und bei dem Wahrheitsernste seines ganzen Wesens konnte er nicht, wie die meisten seiner Zeitgenossen,

bei einem bloß äußerlichen Mitmachen der heiligen Gebräuche und einer oberflächlichen Zustimmung zur hergebrachten Lehre sich beruhigen, sondern gleich einem Saulus, der für das väterliche Gesetz ein Eiferer war, erfaßte er mit der ganzen Glut seiner jugendlichen Seele das, was er als das Wesen der Frömmigkeit ausmachend, von Kindheit an zu verehren gelernt hatte. War bis dahin sein Verhalten in religiöser Beziehung mehr ein passives gewesen, hatte er sich den aus seiner Umgebung auf ihn eindringenden religiösen Einwirkungen hingegeben, so zeigt sich die erwachende Selbständigkeit des Jünglings nicht darin, daß er mit dem Glauben seiner Kindheit bricht, sondern darin, daß er dasjenige, von was er wie von einer höheren Macht ergriffen worden war, mit eigner Energie der Seele ergreift, um es so aus einem von den Vätern ererbten Besitz in selbst erworbene Ueberzeugung umzuwandeln. Auch seine Studien sollten diesem Zwecke dienen, indem sie ihm zu tieferem Verständnis dessen verhelfen sollten, was ihm schon im Glauben feststand. „Der Glaube geht der Erkenntnis voran. Ich glaube um zu erkennen." Dieser berühmte Ausspruch des Vaters der mittelalterlichen Wissenschaft, Anselm von Canterbury, findet seine volle Anwendung auf Luthers Studien. Sie standen im engsten Zusammenhang mit seinem Glauben. Darum ließ er denselben auch die kirchliche Weihe nicht fehlen. Jeden Tag begann er seine Arbeit nicht nur mit herzlichem Gebet, sondern auch mit Besuch der Kirche, „wie denn sein Sprichwort gewesen: Fleißig gebetet ist über die Hälfte studiert". Zweimal hat er, nach seiner eignen Angabe, in Erfurt gelobt, fromm zu werden und nach Rom zu pilgern. Solche Frömmigkeit vertrug sich aber wohl mit jugendlicher Fröhlichkeit. Luther war „ein hurtiger und fröhlicher junger Geselle", der nach der Sitte der Zeit, wenn er über Land ging, die Wehr an der Seite trug und auf Leibesübungen viel gehalten zu haben scheint.

Wollen wir seine Studien genau kennen lernen, so müssen wir wohl im Auge behalten, daß das Fachstudium damals weit nicht mit der Einseitigkeit betrieben wurde, wie jetzt. Vielmehr gehörte jeder Studierende, gleichviel für welches Fach er sich entschieden haben mochte, zuerst zu den Artisten, d. h. zu der Fakultät,

welche jetzt die philosophische heißt, und beschäftigte sich mit dem Studium teils der Grammatik und Rhetorik, teils der Philosophie, bei welcher die formale Seite unter dem Namen der Dialektik für die Hauptsache galt, doch so, daß auch andre zur gelehrten Bildung gehörende Kenntnisse namentlich aus naturkundlichen Fächern damit in Verbindung gebracht wurden. Nun waren aber gerade damals auf dem Boden der allgemeinen Bildung, welche eben durch diese Artistenfakultät repräsentiert wurde, zwei Richtungen miteinander im Streit, die Scholastik, welche das Mittelalter beherrscht hatte, nun aber entartet und im Absterben begriffen war, und der eben in jugendlicher Frische, teilweise auch in jugendlichem Uebermut aufstrebende Humanismus. Jene hatte es sich in ihren ersten Vertretern zum Ziel gesetzt, den Inhalt der kirchlichen Lehre dem menschlichen Verständnis näher zu bringen, indem sie die Aussprüche der Kirchenväter über die einzelnen Lehrpunkte (Sentenzen) zusammenstellte, sie in logische Verbindung miteinander brachte und das so aufgebaute System der christlichen Lehre in allen seinen einzelnen Bestimmungen gegen alle möglichen wirklichen oder auch nur ersonnenen Einwendungen zu verteidigen unternahm. Als Werkzeug hiezu diente die dialektische Kunst, welche sich an die damals freilich nur in sehr verderbter lateinischer Uebersetzung bekannten Schriften des griechischen Philosophen Aristoteles anschloß. Auch alles sonstige Wissen der Zeit, das historische wie das naturkundliche wußte man in Verbindung mit der Kirchenlehre zu bringen und zum Gegenstand scholastischer Untersuchung zu machen. Diese Untersuchung war aber eine keineswegs voraussetzungslose, sondern vollständig von der Autorität abhängig; für die Glaubenswahrheiten bildete die Kirche, für das Gebiet des natürlichen Erkennens Aristoteles diese Autorität, und weder hier noch dort ging man auf die Quellen zurück. So wenig die eigne Naturbeobachtung gegenüber von den Notizen, welche die Schriftsteller des Altertums überliefert hatten, zu ihrem Rechte kommen konnte, ebensowenig die selbständige Schriftforschung oder Glaubenserfahrung gegenüber von der kirchlichen Ueberlieferung. Doch wäre es unrecht, den Untersuchungen der Scholastiker allen Wert abzusprechen. Nicht nur haben sie in ihren umfangreichen „Summen" und „Kommen-

taren“ bewunderungswürdige Denkmale menschlichen Scharfsinns hinterlassen, sondern sie haben sich auch, oft unter wunderlichen Formen und in einem barbarischen Latein, an Lösung der tiefsten Probleme menschlichen Denkens abgemüht. Aber mit der Zeit war die Scholastik ihrer eignen Voraussetzung untreu geworden. Die Uebereinstimmung der Kirchenlehre mit dem Denken stand den späteren Scholastikern nicht mehr unmittelbar fest, und mochte man die mit großer Ausführlichkeit vorgetragenen Gründe gegen das kirchliche Dogma mit der Berufung auf die Autorität der Kirche niederschlagen oder sich mit dem verzweifelten Satze zu helfen suchen, ein und dasselbe könne wahr sein in der Theologie und falsch in der Philosophie: die unausbleibliche Folge war, daß die Geister das Interesse an der kirchlichen Lehre verloren, und nun hatten es die Scholastiker mit einem Gegenstande zu thun, für welchen ihnen das Herz fehlte, und welchen sie nur als Mittel brauchten, um ihre dialektische Gewandtheit zu zeigen. Die seltsamsten Fragen wurden aufgeworfen, über das Nichtigste mit dem höchsten Ernste gestritten, und nicht um der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, sondern um den Ruhm eines großen Meisters der Dialektik zu gewinnen, oder um sich in dieser für den Gelehrten unentbehrlichen Kunst zu üben, beteiligte man sich an den Streitunterredungen, welche sehr häufig stattfanden. Noch in andrer Beziehung ging die Scholastik ihrer Selbstauflösung entgegen. Sie war ausgegangen von der Ueberzeugung, daß die allgemeinen Begriffe für sich bestehende Realitäten seien. Aber diesem „Realismus“ war mit der Zeit der Nominalismus entgegengetreten, welcher die allgemeinen Begriffe für bloße Namen oder Vorstellungen erklärte; und diese Auffassung war um die Zeit der Reformation die herrschende geworden. Welche Bedeutung blieb aber dem scholastischen Denken, welches ja nicht mit Thatsachen der Erfahrung, sondern nur mit solchen allgemeinen Begriffen operierte, wenn dieselben nichts weiter sind als Vorstellungen des einzelnen? So ist es kein Wunder, daß die Geister sich je länger je weniger durch die Scholastik befriedigt fühlten und sich mit Sehnsucht und Begeisterung dem neuen Lichte zuwandten, welches im Humanismus der Welt aufzugehen schien.

In Italien hatten sich, je mehr das Land teils durch Fremdherrschaft teils durch innere Zerrissenheit der politischen Bedeutung ermangelte, die Herzen schon seit dem dreizehnten Jahrhundert an der vergangenen Größe des alten Römertums begeistert, und man hatte angefangen, sich mit den Schriftstellern aus der klassischen Zeit Roms zu beschäftigen. Hiezu war dann später, namentlich aber, nachdem 1453 Konstantinopel durch die Türken zerstört worden und griechische Gelehrte nach Italien gekommen waren, die Bekanntschaft mit der griechischen Litteratur getreten, und im Gegensatz gegen die schwerfällige und rohe Ausdrucksweise der scholastischen Gelehrten hatte die Natürlichkeit und Feinheit der klassischen Sprache auf den Schönheitssinn der Italiener einen mächtigen Einfluß ausgeübt, und wenn es anfangs mehr nur die Litteratur des Altertums war, womit man sich beschäftigte und nach der man den eignen Stil zu bilden suchte, so wurde man dadurch unvermerkt auch in den Geist des heidischen Altertums eingeführt, und wie die alte Kunst in der sogenannten Renaissance eine Auferstehung in neuer Gestalt feierte, so gewannen auch die Gedanken der alten Philosophen und die ganze antike Weltanschauung eine Macht über die Gemüter, wodurch dieselben der christlichen Wahrheit mehr oder weniger entfremdet wurden. Frivolität in Beziehung auf die religiösen Ansichten und Leichtfertigkeit der sittlichen Grundsätze war weit verbreitet unter diesen italienischen Humanisten und nicht am wenigsten bei denjenigen unter ihnen, welche dem Klerus angehörten. Luther hat nachmals mit heiligem Zorn gegen solche „Epikurer“ Zeugnis abgelegt, welche für ihre Person Heiden waren, aber um ihres Gewinns willen das Volk unter dem Joch der kirchlichen Satzungen gefangen hielten.

Eine etwas andre Gestalt hatte der Humanismus in Deutschland angenommen. Es war hier hauptsächlich die Eleganz des sprachlichen Ausdrucks, was man an den Alten bewunderte und worin man sie nachzuahmen suchte, und wenn es nicht anders sein konnte, als daß durch die Bewegung in der klaren Luft der antiken Welt ein Widerwille gegen das dumpfe Wesen des damaligen Kirchentums hervorgerufen wurde, der sich in allerlei Spott gegen die kirchlichen Mißbräuche und insbesondere gegen die hauptsäch-

lichsten Förderer derselben, die Mönche, Luft machte, wovon die bekannten „Briefe der Dunkelmänner“ ein Denkmal sind; so gingen die deutschen Humanisten doch nicht bis zur Verwerfung der christlichen Wahrheit, und mochte in ihrem Briefwechsel wie in ihrer Geselligkeit manchmal ein leichter Ton herrschen, so war doch ein grundsätzliches Sichlossagen von den Geboten christlicher Sittlichkeit selten. Daß der deutsche Humanismus diese ernstere Gestalt annahm, ist hauptsächlich den Brüdern vom gemeinsamen Leben zu danken, aus deren von ernst christlichem Geiste durchdrungenen Schulen viele namhafte Humanisten, wie namentlich der hochberühmte Erasmus von Rotterdam, hervorgegangen sind.

Zwischen diesen beiden Richtungen, Scholastik und Humanismus, fanden, insbesondere im zweiten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts, heftige Kämpfe statt; zu der Zeit aber, als Luther studierte, war das noch weniger der Fall, und insbesondere an der Universität Erfurt wirkten die Vertreter von beiden in gutem Einvernehmen nebeneinander, und so war ihm Gelegenheit gegeben, mit beiden sich bekannt zu machen, ohne doch von der einen oder andern in Beschlag genommen oder in ihren Kampf hineingezogen zu werden.

Darüber, welche Vorlesungen Luther in Erfurt hörte, ist wenig bekannt, unter seinen Lehrern werden besonders Usingen und Trutvetter genannt, beide der scholastischen Richtung angehörig, der erstere Verfasser mehrerer Schriften über Dialektik und Physik, voll von spitzfindigem Formalismus, der letztere, zu seiner Zeit sehr berühmt als akademischer Lehrer, aber an demselben Fehler unfruchtbarer, formalistischer Gelehrsamkeit leidend. Kein Wunder, daß sich Luther später bei aller Hochachtung, die er vor Trutvetter hatte, mit großer Bitterkeit über den Zustand der Universitäten zur Zeit seiner Jugend aussprach. „Was sind unsre Universitäten in der ganzen Welt bisher gewesen, denn Mordgruben vieler trefflichen Ingenia und Verderbung der Jugend? Nicht allein darum, daß sie auf denselben ihren freien Mutwillen zu allen Sünden und Lastern gehabt haben, denn dasselbe ist das Allergeringste; aber dies ist am meisten zu beklagen, daß keine nützliche, heilsame Lehre ist vorhanden gewesen und zu voraus die lieben Studia christlicher Lehre mit verdrüßlicher, unnützer Sophisterei

verdunkelt worden, darinnen viel gute und köstliche Ingenia sind verwirret und gehindert worden, daß sie zu keiner nützlichen Frucht haben kommen können.“ „Bei unsren Zeiten,“ sagt er in den Tischreden, „war bös studieren, da die Theologie und alle guten Künste verachtet waren und feine, geschickte Köpfe mit der Sophisterei geplagt worden. Aristotelem, den Heiden, hielte man in solchen Ehren, daß wer ihn verneinete oder ihm widersprach, der ward zu Köln für den größten Ketzer gehalten und verdammt, da sie den Aristotelem doch nicht verstunden. Darum haben die Sophisten ihn vielmehr verdunkelt.“ Schon als Student nahm er an Aristoteles Anstoß, und zwar aus religiösen Gründen. Das Buch desselben über die Himmelserscheinungen (de meteor.) war ihm, weil es alles aus natürlichen Ursachen erklären wolle, zuwider. Aber mit der Dialektik der Scholastiker, unter welchen er besonders den Nominalisten Okkam hochschätzte, hat er sich eingehend beschäftigt. „Ich weiß und habe ihre Kunst auch gelernt und kann sie auch noch leider allzuwohl. Ich kann ihre eigene Dialektik und Philosophie baß, denn sie selbst allesamt; ich bin durch ihre Kunst alle erzogen und erfahren von Jugend auf, weiß fast wohl, wie tief und weit sie ist.“ Und in seinen Streitschriften zeigt es sich immer wieder, daß er nicht vergebens Dialektik studiert hat. Aber auch der Humanismus mußte zu der geistigen Bildung Luthers seinen Beitrag geben, denn das tiefsinnige Wort des Apostels: „Alles ist euer“ sollte an diesem wie an so manchen der größten Knechte Gottes sich erfüllen. Schon in Eisenach hatte er ja einen offenbar durch humanistische Einflüsse bewährten Lehrer gehabt, noch näher traten ihm in Erfurt die Vertreter dieser Richtung. Um 1485 hatte Konrad Celtes, dieser eifrige Förderer der humanistischen Studien, an der genannten Universität gelehrt; in Luthers Studienzeit fiel die Wirksamkeit des Humanisten Pistoris von Ingweiler, durch welchen Luther die Magisterwürde erhielt und aus dessen Schule nicht wenige Kenner der klassischen Sprachen hervorgegangen sind. Mit großem Eifer warf sich Luther auf das Studium der lateinischen Schriftsteller, den Geschichtschreiber Livius, die Dichter Virgil, Terenz, Plautus und den Redner und Philosophen Cicero las er und lernte sie vermittelst seines trefflichen Gedächtnisses

beinahe auswendig. Darum zeigt sich auch in seinen Schriften eine große Vertrautheit mit denselben; nicht nur eigentliche Citate, sondern auch beiläufige Anspielungen auf klassische Aussprüche, sowie Vergleichungen, welche aus der Geschichte und Sage des Altertums hergenommen sind, kehren bei ihm immer wieder. Aber vermöge seiner nicht auf die Form, sondern auf den Gehalt gerichteten Geistesart war es ihm nicht, wie den eigentlichen Humanisten, um die Aneignung eines klassischen Stiles zu thun, sondern er brauchte die alten Schriftsteller mit Vorliebe als Fundgrube von Sprüchen der Weisheit und Beispielen der Tugend. Darum will er die Dichter und Redner in den Schulen getrieben wissen und empfiehlt besonders Cicero, weil er zu guten Sitten und ehrbarem Wandel Anleitung gebe. Aus demselben Grunde hat er den Aesop für die Jugend übersetzt. Während manche Bewunderer der Alten durch dieselben dem Evangelium entfremdet wurden, hat Luther dieselben mehr und mehr als Zuchtmeister auf Christum lieben und brauchen gelernt. Aber auch weltliches Wissen hat er aus denselben geschöpft, und zwar nicht nur Kenntnis der alten Geschichte, sondern auch seine politischen Anschauungen zum großen Teil. Denn, sagt er, „wer in weltlichem Regiment will lernen und klug werden, der mag die heidnischen Bücher und Schriften lesen.“ Was aber die formale Bildung betrifft, welche wie damals, so heute noch als die vorzüglichste Frucht humanistischer Studien angesehen zu werden pflegt, so legte Luther zwar auf die Sprache als auf „die Scheide, worin das Schwert des Geistes steckt“, das größte Gewicht und mahnte 1524 die Ratsherrn der deutschen Städte: „So lieb uns das Evangelium ist, so hart lasset uns über den Sprachen halten,“ auch erregte er schon frühe Bewunderung durch seine Wohlredenheit; aber dennoch hatte Melanchthon zu bedauern, daß es bei Luther an Bildung der Rede und an den milderen Studien der wahren Philosophie gefehlt habe, wodurch vielleicht die Heftigkeit seiner Natur gesänftigt worden wäre. Er selbst war sich dieses Mangels wohl bewußt, er nennt sich unerfahren in der Beredsamkeit und eleganter Latinität und erklärt, er sei weder ein Lateiner noch ein Grammatiker, noch viel weniger ein Ciceronianer. Und dem entspricht der Sachverhalt. Zwar handhabt er in seinen lateinischen Schriften die Sprache mit Sicherheit und Klarheit, und dies war für seine schriftstellerische Thätigkeit wie für die öffentlichen Disputationen, in denen er seine Lehre darzulegen und zu verteidigen hatte, von großem Werte; aber ciceronianisch ist sein Latein keineswegs. Daß er es hiezu nicht brachte, hat seinen Grund nicht nur darin, daß ihm die langjährige Uebung abging und daß er mit den Sachen zu sehr beschäftigt war, als daß er auf die Feinheit der Worte hätte achten können, sondern auch in seiner Meisterschaft der deutschen Sprache. Bezeichnend ist es in dieser Hinsicht, daß er in seinen lateinischen Schriftauslegungen und Briefen, wo er einen Gedanken recht treffend ausdrücken will, mitten in die lateinische Ausführung eine deutsche Wendung einzuschieben pflegt. Luther vermochte es nicht, wie die Humanisten, über dem Latein die Muttersprache zu vergessen, und darum ist er kein perfekter Lateiner geworden. Dennoch ist die Lektüre der lateinischen Klassiker in stilistischer Beziehung vom höchsten Werte für ihn gewesen, sofern er an ihnen seinen deutschen Stil gebildet hat. Wenn wir bedenken, wie die deutsche Sprache damals fast nur Bauernsprache war, sofern man in allen wissenschaftlichen Werken nicht nur, sondern auch im Briefwechsel der Gelehrten ausschließlich des Latein sich bediente, so wird uns begreiflich, daß das damalige Deutsch bäurisch und ungelenk, wortarm und ohne Wohllaut war. Sollte diese Sprache zum Werkzeug werden, mittels dessen eine gebildete Nation ihre tiefsten und höchsten Gedanken wie ihre innigsten und zartesten Gefühle auszudrücken im stande wäre, so konnte das nur durch einen Mann geschehen, der, während er mit seinem ganzen Herzen dem deutschen Volke angehörte und mit der Sprache desselben von Kindheit auf vertraut war, zugleich in seiner klassischen Bildung die Befähigung besaß, veredelnd und bereichernd, regelnd und reinigend auf dieselbe einzuwirken. Wie daher Luther durch den Inhalt der Klassiker dem Christentum nicht entfremdet ward, sondern jenen Inhalt dem letzteren dienstbar zu machen wußte, so ließ er durch die schöne Form der klassischen Rede sich nicht verleiten, seine Muttersprache gering zu achten, sondern verstand es, mittels des Latein das Deutsche auf eine höhere Stufe zu heben.

Achten wir noch darauf, daß er das Lesen der Poeten so nachdrücklich empfiehlt und vergleichen damit, daß er sich in einem Schreiben an den Humanisten Eoban Heß zu denen rechnet, welche durch die Dichter mehr ergriffen, erfreut und festgehalten werden, als durch die ungebundene Rede selbst eines Cicero und Demosthenes, so werden wir wohl annehmen dürfen, daß seine poetische Anlage auch aus der Vertrautheit mit den klassischen Dichtern Nahrung gezogen habe.

Wir haben nur von der Beschäftigung mit lateinischer Litteratur geredet. Das Latein war ja damals die weitaus wichtigere der beiden klassischen Sprachen, wie denn nicht wenige der größten Gelehrten des Mittelalters des Griechischen ganz unkundig waren. Auch Luther hat in Erfurt kein Griechisch gelernt, obwohl sich ihm dazu Gelegenheit bot, wie er sie kaum irgendwo besser gefunden hätte. Das erste Buch, welches in Deutschland mit griechischen Lettern gedruckt wurde, erschien gerade damals in Erfurt, und an der dortigen Universität wirkte Nikolaus Marschalk als Lehrer der griechischen Sprache. Luther aber, damals von der Scholastik ganz hingenommen, benützte diese Gelegenheit nicht. Erst nach seiner Studienzeit eignete er sich mit vieler Mühe das Griechische und Hebräische soweit an, als er es für seine Schriftauslegung und Uebersetzung bedurfte. „Ich kann weder griechisch noch hebräisch," äußerte er einst, „ich will aber dennoch einem Griechen und Hebräer ziemlich begegnen," und in einem Briefe an Melanchthon sagte er in Beziehung auf einen, der ihm griechische Briefe geschrieben hatte, „ich will ihm türkisch schreiben, damit er auch etwas zu lesen bekommt, was er nicht versteht."

Der Humanismus war aber nicht bloß eine wissenschaftliche Richtung, sondern die Anhänger desselben bildeten, indem sie sich in vornehme Selbstgenügsamkeit vom Volke zurückzogen und dasselbe seinem geistigen Elend überließen, untereinander eine engverbundene Clique der Geistesaristokratie. Sie standen in regem Briefwechsel miteinander, verherrlichten sich gegenseitig in ihren Schriften, bemühten sich, einflußreiche Stellungen ihren Gesinnungsgenossen zu sichern und fanden sich, wo es anging, im gewählten Kreise zu einem geselligen Verkehr zusammen, der durch geistreiches

Wesen von der plumpen Geselligkeit der Zeit sich unterschied, bei welchen aber nicht selten, wenn auch unter feineren Formen, ein leichtfertiger Ton herrschte. Diesen Kreisen blieb Luther ferne, obwohl er in Erfurt Gelegenheit genug gehabt hätte, mit ihnen in nähere Berührung zu kommen. In dem nahen Gotha wohnte seit 1501 Mutianus Rufus, eines der Häupter des Humanismus, vom Geiste der italienischen Humanisten angesteckt und, obwohl Inhaber einer geistlichen Pfründe, ein Freigeist und Lebemann. In seinem gastlichen Hause versammelten sich die dem Humanismus huldigenden jüngeren Angehörigen der Universität, darunter Ulrich v. Hutten und Krotus Rubianus. Auch in Erfurt selbst befanden sich einflußreiche Vertreter dieser Richtung, wie der berühmte Hermann Busch, dann Eoban Heß, der 1500 Zuhörer hatte, der aber in einem Briefe von sich selbst gesteht, daß er ganze Tage damit zubringe, schlüpfrige Verse zu machen, und einen großen Teil seines Geistes im Weine ersäuft habe. Kein Wunder, daß solche Männer denen, die ernsteren Sinnes waren, als Gotteslästerer und Heiden erschienen und daß Luther gegen dieses „epikuräische" Wesen eine entschiedene Abneigung hatte. So trat er zwar mit einzelnen, welche jenen Kreisen angehörten, wie namentlich mit Krotus, einem der Hauptverfasser der Briefe der Dunkelmänner, mit dem nachmaligen sächsischen Hofprediger, Georg Spalatin, und dem Kenner des Griechischen, Johann Lange in freundschaftliche Verbindung, aber zu den Häuptern stand er in keiner näheren Beziehung, und mit manchen hervorragenden Studiengenossen, welche für den Humanismus begeistert waren, wie mit Hutten, scheint er gar nicht bekannt geworden zu sein.

Während die alte und die neue Wissenschaft, Scholastik und Humanismus, sich um die Herrschaft stritten, war die beste Quelle der Bildung, die heilige Schrift, verschüttet, so daß sie nicht nur dem Christenvolke unzugänglich, sondern auch den Gelehrten unbekannt war. Luther sagt von den Doktoren seiner Zeit: „Ihr Bestes war, daß sie die heilige Schrift verachteten und unter der Bank liegen ließen. Was, Biblia, Biblia? sprachen sie, Biblia ist ein Ketzerbuch; man muß die Doktores lesen, da findet man es;" ja es seien viele Doktores der Theologie gewesen, die ihr Leben

lang nie eine Bibel gelesen, etliche nie gesehen hatten. Auch von sich selbst erzählt er: „Da ich zwanzig Jahr alt war, hatte ich noch keine gesehen. Ich meinte, es wären keine Evangelia noch Episteln mehr, denn in den Postillen sind.“ Da geschah es, daß ihm eines Tages, als er auf der Universitätsbibliothek nach Büchern suchte, eine lateinische Bibel unter die Hände kam. „Da vermerkte er mit großem Verwundern, daß viel mehr Texte darin wären, denn man in der Kirche pfleget auszulegen.“ Es war die Geschichte von Samuel und seiner Mutter Hanna, was ihm zunächst in die Augen fiel. Er durchlas sie eilend mit herzlicher Lust und Freude und mit dem Wunsche, „unser getreuer Gott wolle ihm dermaleinst auch ein solch eigen Buch bescheren.“ Er hätte gerne das ganze Buch durchgelesen, allein, da er in die Vorlesung gehen mußte, war das nicht möglich, und so kam es damals noch zu keiner eingehenderen Beschäftigung mit der heiligen Schrift. Erst im Kloster ließ er sich wieder eine Bibel geben. Einstweilen kaufte er eine Postille, die ihm sehr gefiel, weil sie mehr Evangelien enthielt, als das Jahr hindurch gelesen zu werden pflegten. So war Luther auf das Buch aufmerksam geworden, welches mit der Zeit seine ganze Denkweise umgestalten und für ihn der feste Grund werden sollte, auf den er sich bei seinen inneren und äußeren Kämpfen stellte. Aber nicht das war seine Entwickelung, daß er sich sofort der Autorität der Schrift statt derjenigen der Doktores unterworfen und aus der Schrift heraus sein dogmatisches System sich gebildet hätte. Vielmehr erst nachdem er durch die schwersten inneren Kämpfe zur Glaubensgewißheit gelangt war, wurde ihm die Schrift zum Prüfstein, an welchem er die Lehre der Kirche und seine eignen Ansichten maß. Darum war sein Glaube nicht ein bloßer Autoritätsglaube und seine Stellung zur Schrift bei aller Gebundenheit an dieselbe eine so großartig freie.

Ueber das äußere Leben Luthers während seiner Studienzeit ist uns nur weniges bekannt. Sein Wandel war ein durchaus geordneter, so daß auch seine bittersten Gegner später in dieser Hinsicht ihm nichts vorzuwerfen wußten. Und wenn er durch seine musikalische Begabung das gesellige Zusammensein seiner Freunde würzte, so hat er sich doch von dem leichtfertigen Wesen ferne

gehalten, welches bei nicht wenigen Studenten in Erfurt herrschte und im Hinblick auf welches er diese Universität nachmals als ein Haus des Biers und der Unzucht bezeichnete. Er studierte fleißig, versäumte keine Vorlesung, repetierte mit seinen Studiengenossen das Gelernte, hatte auch persönlichen Verkehr mit seinen Lehrern. 1503 erlangte er die Würde eines Bakkalaureus, zu Anfang des Jahres 1505 die eines Magisters der freien Künste, was jetzt ein Doktor der Philosophie heißt. Seine Gelehrsamkeit zeigte sich hiebei darin, daß er unter siebzehn Kandidaten der zweite wurde. Von jetzt an hielt er selbst Vorlesungen über die Physik und Ethik des Aristoteles und erregte durch seine wissenschaftliche Tüchtigkeit die Bewunderung der Universität.

Zweimal geriet er während jener Jahre in Lebensgefahr. Als er in Begleitung eines Freundes seine Eltern besuchen wollte, verletzte er sich eine Stunde von Erfurt mit dem Degen, den er an der Seite trug, am Fuße. Bis der Wundarzt geholt wurde, drückte er die Wunde zu, was eine starke Anschwellung des Schenkels zur Folge hatte. In der Todesangst rief er die Hilfe der Maria an. „Da wäre ich auf Maria dahin gestorben,“ sagte er später. Die Zeit, welche er infolge dieser Verwundung zu Hause zubringen mußte, benutzte er zur Erlernung des Lautenspiels. Sodann brachte ihn eine Krankheit an den Rand des Grabes. Da war es, daß ein alter Priester, oder nach Luthers eigner Angabe ein ihm befreundeter Student zu ihm sprach: „Seid getrost, ihr werdet dieses Lagers nicht sterben, unser Gott wird noch einen großen Mann aus euch machen, der viele Leute wieder trösten wird, denn wen Gott lieb hat und daraus etwas Seligs ziehen will, dem legt er zeitig das heilige Kreuz auf, in welcher Kreuzschul die Geduldigen viel lernen.“ Solche ernste Heimsuchungen bildeten ein Gegengewicht gegen die Anerkennung, welche der junge Gelehrte je mehr und mehr fand, und dienten dazu, ihn in der Demut zu erhalten.

Inzwischen war die Zeit gekommen, da er seinem eigentlichen Fachstudium, dem der Rechtsgelehrsamkeit sich zuwenden sollte. Man pflegte mit dem Studium des geistlichen Rechtes zu beginnen und dann zum römischen überzugehen. Auch Luther hat wohl einige Bekanntschaft mit den geistlichen Rechten sich erworben und

ist dadurch in seiner hohen Vorstellung von der Machtfülle der Kirche noch mehr befestigt worden. Aber erst kurze Zeit hatte er seine juridischen Studien begonnen und um teures Geld ein Corpus juris sich gekauft, als er, überraschend für jedermann, seine wissenschaftliche Laufbahn abbrach und ins Augustinerkloster zu Erfurt eintrat.

Drittes Kapitel.

Der Mönch.

Sie fürchten mich nach Menschengebot, die sie lehren. Jesaia 29, 13.

Es war am Vorabende des Tages des hl. Alexius (15. Juli 1505), als Luther seine liebsten Freunde zu sich geladen hatte und sich mit ihnen an Saitenspiel und Gesang ergötzte. Längere Zeit waren sie so beisammen gewesen, als er plötzlich seinen Entschluß, ins Kloster zu gehen, ihnen offenbarte. Sie staunen und suchen ihn von demselben abzubringen, aber vergebens. „Heute sehet ihr mich, hinfort nicht mehr." Dabei blieb es. Er gedachte nie wieder aus dem Kloster der Augustiner Eremiten zu gehen, in welchem er sich schon angemeldet hatte und in welches er andern Tags eintrat. Fruchtlos war der Versuch der Freunde, ihn nochmals zu sehen und zur Umkehr zu bewegen. Alle seine Habe hatte er zurückgelassen, von seinen Büchern nur den Virgil und Plautus mitgenommen; auch seine weltliche Kleidung und den Magisterring schickte er zurück. Aus dem Kloster schrieb er an Bekannte und an seine Eltern Abschiedsbriefe, worin er für die empfangene Liebe herzlich dankt.

Was hat ihn zu diesem überraschenden Schritte bewogen? Man hat ihn aus äußeren Erlebnissen zu erklären versucht, allein mochten solche auch die nächste Veranlassung sein, so ist derselbe doch aus seiner ganzen geistigen Entwickelung hervorgegangen, und jene Vorfälle des äußeren Lebens haben nur das zur Reife gebracht, was innerlich längst vorbereitet war. Wie wir oben hörten, leitete Luther seinen Entschluß, ins Kloster zu gehen, von dem strengen Leben ab, das seine Eltern mit ihm führten. Die ängstliche Gemütsart, welche sich damals bei ihm ausbildete, und vermöge welcher er in steter Furcht vor dem Zorne Gottes lebte und auch in Christo nichts sah als einen zornigen Richter, begleitete ihn auch durch seine Jugendjahre, und als beim Uebertritt aus dem Knaben- ins Jünglingsalter seine Religiosität eine bewußtere und tiefere wurde, da verschärfte sich noch dieses Gefühl des Zornes Gottes, wozu auch Versuchungen fleischlicher Art, die an ihn herantraten, das ihrige beitragen mochten. Dazu kam, daß die Laufbahn eines Rechtsgelehrten, so allgemein auch der Zudrang zu derselben sein mochte, für ihn nichts Anziehendes hatte. Die Ehren und Würden, welche sie in Aussicht stellte, und um welcher willen auch sein Vater ihn für diesen Beruf bestimmt zu haben scheint, waren seinem ernsten, dem Ewigen zugewandten Sinne gleichgültig, von den Rechtslehrern sagte er, daß die wenigsten derselben ihren Stand für einen Gott wohlgefälligen gehalten haben, und die im Rechtsleben jener Zeit weit verbreitete Korruption mußte in ihm den Widerwillen gegen diesen Stand und die Ueberzeugung befestigen, daß man in demselben Gott nicht wohlgefallen könne. Dagegen gab es nach dem Glauben der Zeit und nach der Lehre der Scholastik, welche ihn ganz beherrschte, einen Stand, der ein vor andern gottgefälliger war, den der Mönche. Manche, die sich im Leben nicht entschließen konnten, ins Kloster zu gehen, suchten doch dadurch sich einen Anteil an den Vorrechten des Mönchslebens zu sichern, daß sie sich im Mönchsgewande begraben ließen und die Klöster mit reichen Vermächtnissen bedachten. So vor die Entscheidung gestellt, ob er den Glanz der Welt oder die Gnade Gottes und die Rettung seiner Seele wählen sollte, konnte Luther nicht lange zweifelhaft sein. Auch der Spott, mit welchem die Mönche von den Humanisten überschüttet wurden, konnte ihn nicht irre machen, hatte er ja doch das „epikuräische Leben" der letzteren zu genau kennen gelernt, als daß er in sittlicher Hinsicht auf ihr Urteil etwas gehalten hätte; war er doch auf der andern Seite in Erfurt mit Mönchen bekannt geworden, welche nicht um des Bauches und Wohllebens willen ins Kloster gelaufen waren, sondern durch ihr strenges Leben und ihre Kasteiungen, infolge deren sie schon in jungen Jahren wie Greise aussahen, seine Be-

wunderung erregten. Alle Bedenken überwog die Sorge für sein Seelenheil. „Ich ging ins Kloster und verließ die Welt, weil ich an mir verzweifelte.“ „Ich dachte, wenn ich in ein Kloster gehe und in der Kappe und Platte Gott diene, so wird er mir lohnen und mich willkommen heißen.“ „Ich wußte nicht anders, als ich müßte mit meinen Werken ausrichten, daß ich der Sünde und des Todes los würde. Ward auch derohalb ein Mönch und ließ mir's blutsauer werden.“ „Ich hatte mich überreden lassen, ich würde in demselben Stande und mit solcher harten, sauren Arbeit Gott einen großen Dienst thun.“ In solcher Weise äußert sich Luther oft und viel über seinen Eintritt ins Kloster. Daß ihm aber doch dieser Schritt nicht leicht wurde, läßt sich denken. Für einen begabten jungen Mann war es fürwahr keine Kleinigkeit, mit seinen bisherigen Studien zu brechen und auf glänzende Aussichten zu verzichten. Auch der Gedanke an seines Vaters Wünsche und Hoffnungen, mit welchen er sich durch seinen Eintritt ins Kloster in Widerspruch setzte, mochte ihn bedenklich machen. Da traten äußere Ereignisse hinzu, welche seinen Entschluß zur Ausführung brachten. Einer seiner Freunde war durch einen Unglücksfall plötzlich weggerafft worden, was ihn tief erschütterte. Dann wurde er selbst, als er von einem Besuch bei seinen Eltern zurückkehrte, nahe dem Dorfe Stotternheim bei Erfurt von einem heftigen Gewitter überfallen. Ein furchtbarer Blitz wirft ihn zu Boden. „Hilf, liebe Sankt Anna, ich will ein Mönch werden,“ rief er im Schrecken aus, und durch dieses Wort als durch ein Gelübde erachtete sich der gewissenhafte Jüngling für gebunden, auch als es ihn nachher wieder reuen wollte. Ob zu diesen Erlebnissen noch fremdes Zureden getreten ist, wie man schon vermutet hat, und ob dem Eintritt in das Augustinerkloster ein Versuch, Franziskaner zu werden, voranging, muß dahingestellt bleiben. Was ihn bestimmte, gerade bei den Augustinern einzutreten, wissen wir nicht. Vielleicht war es der Umstand, daß er sein Gelübde der hl. Anna gethan hatte und mit dem Augustinerkloster in Erfurt eine Annenbrüderschaft in Verbindung stand; vielleicht auch das Beispiel seines Lehrers Usingen, der diesem Orden angehörte.

Es kann auffallen, daß Luther zu seinem Vorhaben, ins Kloster

einzutreten, die Zustimmung seiner Eltern nicht nachgesucht, ja diese nicht einmal im voraus benachrichtigt hat. Ohne Zweifel war er sich darüber klar, daß sein Vater diese Zustimmung nie geben werde, und doch mußte das Gelübde erfüllt werden. So beschloß er denn, den Knoten durch einen raschen Schritt zu zerhauen. War er doch damals ganz erfüllt von der Ueberzeugung, welche er später als eine antichristliche bezeichnet, daß Mönch und Nonne nicht mehr unter dem Vater stehen, sondern in der Geistlichkeit und im Gottesdienst, weshalb sie nicht mehr schuldig seien, den Eltern zu dienen. Als er zu evangelischer Klarheit sich durchgerungen hatte, sah er auch die Verwerflichkeit jenes Schrittes ein und schrieb seinem Vater: „Mein Gelübde war nicht eine Schlehe wert, denn ich zog mich damit aus Gewalt und Willen der Eltern, die mir von Gott geboten waren, und was mehr: es war ganz ungöttlich.“ Läßt sich somit von evangelischem Standpunkt aus Luthers Verfahren nicht rechtfertigen, so gilt doch von demselben „Gott gedachte es gut zu machen“; wie er auch selbst nachmals in seinem Eintritt ins Kloster eine göttliche Fügung erkannt hat. Nie wäre er zu solch freudigem Glauben an die Gnade Gottes durchgedrungen, nie ein so begeisterter Herold der Freiheit eines Christenmenschen geworden, nie für die Berechtigung der natürlichen Gottesordnungen gegenüber von einer selbsterwählten Heiligkeit so nachdrücklich eingetreten, wenn er nicht die Unfruchtbarkeit mönchischer Werkgerechtigkeit an sich selbst erfahren hätte. Aber auch in dem Schritte selbst zeigt sich uns schon die ganze Energie des Willens, mit der er später das für recht Erkannte rücksichtslos durchsetzte, und die Ueberzeugung, daß „in geistlichen Sachen jeder sein eigen und frei sei“.

Daß Luthers Vater mit dem Schritt seines Sohnes im höchsten Grade unzufrieden war, ist erklärlich. Die Bestimmung desselben schien verfehlt, die auf ihn gesetzten Hoffnungen vereitelt, die schweren Opfer, welche seine Ausbildung gekostet, vergeblich gebracht. Mönch hätte er auch ohne gelehrte Bildung werden können. Dazu kam die Entrüstung über die Nichtachtung des väterlichen Ansehens und die Befürchtung, das Mönchsleben möchte seinem Sohne bei dessen heißer Jugend zum Unheil dienen, wie denn

„Möncherei vielen gar unselig gelungen". Darum wollte der Vater „gar toll werden"; er kündigte seinem Sohn die väterliche Liebe auf und redete ihn wieder mit Du an, während er ihn, seit er Magister geworden, durch die Anrede Ihr geehrt hatte.

Im Kloster hatte Luther zunächst als Novize seine Probezeit zu bestehen. Mit großer Feierlichkeit vor versammeltem Konvente geschah die Einkleidung, wobei dem Novizen der Kopf geschoren und das weltliche Kleid mit dem Klostergewand vertauscht wurde. Das Gelübde, welches er dabei abzulegen hatte, lautete: „Ich, Bruder Martinus, thue Profession und verheiße Gehorsam Gott dem Allmächtigen und der heiligen Maria, allezeit Jungfrauen, und dir Bruder M. Priori dieses Orts im Namen und anstatt des gemeinen Priors des Ordens der Brüder Einsiedler St. Augustini des Bischofs — zu leben ohne Eigenes, in Keuschheit nach der Regel desselben heiligen Augustini bis in den Tod." Als Ordenskleid der Augustinermönche war von Papst Alexander IV. eine schwarze Kutte mit weißem Skapulier bestimmt worden, wozu eine lederne Kappe kam. Das war die Kleidung, welche Luther fünfzehn Jahre lang trug.

Die Behandlung, welche er als Novize erfuhr, war nichts weniger als freundlich. Nicht nur suchten die Mönche für das, was sie einst als Novizen erduldet, durch Bedrückung der neu Eintretenden sich schadlos zu halten, wie Luther erzählt: „sie sprachen zu mir, als ich ins Kloster kam: wie mir geschehen ist, soll dir auch geschehen," — sondern der junge Gelehrte, von dem sie wohl wußten, daß er mit Spöttern des Mönchtums verkehrt hatte, bekam ihre Mißgunst noch besonders zu fühlen. „Sie waren mir gram darum, daß ich studierte. Sie verachteten die Gelehrten. Sie meinten, studiert der Bruder, so wird er uns beherrschen." So mußte denn Luther die härtesten und niedrigsten Arbeiten verrichten, die Thüre hüten, die Kirche reinigen, ja die geheimen Gemächer ausleeren. Aber schwerer als dies war es ihm, daß er, den Bettelsack auf dem Rücken, die Straßen der Stadt durchwandern sollte, welche er früher als angesehener junger Gelehrter durchschritten hatte, und wo ihm noch so manche Genossen früherer Tage begegneten. Auch die Universität empfand das Entwürdigende einer solchen Behandlung eines ihrer ehemaligen Dozenten und

verwendete sich für ihn, und auch Staupitz, der Generalvikar des Ordens, soll sich seiner angenommen haben. So wurde ihm wenigstens einige Erleichterung zu teil. Ein älterer Mönch wurde den Novizen zum Lehrmeister oder Präzeptor bestellt. Er hatte ihr Leben zu überwachen und sie im Kirchendienst, im Gesang und in den mancherlei Satzungen des Klosterlebens zu unterweisen. Luther hatte das Glück, als „mönchischen Pädagogen" einen Mann von echt christlicher Frömmigkeit zu erhalten.

Als Mönch hatte er an den sieben täglichen Horen (Gebetsstunden) teil zu nehmen, nach Mitternacht, beim Hahnenschrei, dann um sechs, neun, zwölf, drei und sechs Uhr; dazu kamen die vorgeschriebenen einzelnen Gebete und das Terminieren, d. h. Betteln auf den benachbarten Dörfern, wo Brot, Käse und andre Lebensmittel für das Kloster gesammelt wurden.

Alle diese Obliegenheiten verrichtete er mit Freudigkeit, denn er war ja ins Kloster gegangen, um fromm zu werden. „Ich war Mönch ohne Klage." Ja er that weit mehr, als die Klosterregel verlangte. Er fastete, wachte, fror und quälte seinen Leib, „daß er es auf die Länge nicht hätte ertragen können", und ließ sich auch durch den Rat der Senioren seines Ordens von dieser „Singularität" nicht abbringen. Bald galt er als Muster eines Mönchs, wie denn ein Pater seines Klosters bei der Visitation eines Nonnenklosters in Mühlhausen auf diesen „wunderbar zur Geistlichkeit bekehrten andern Paulus" als auf ein Vorbild klösterlicher Strenge hinwies. So konnte er mit Recht sagen: „Ist je ein Mönch gen Himmel kommen durch Möncherei, so wollt ich auch hineingekommen sein." Mit welchem Eifer er der Kirche und ihren Lehren ergeben war, wissen wir gleichfalls aus seinem eignen Zeugnis. „Den Papst betete ich aufrichtig an, nicht um Pfründen oder Würden, sondern was ich that, das that ich aus einfältigem Herzen, aus redlichem Eifer und zur Ehre Gottes." „So groß war des Papstes Ansehen bei mir, daß ich meinte, nur im allergeringsten Artikel von ihm abweichen wäre Sünde, ewiger Verdammung würdig, und diese gottlose Meinung verursachte, daß ich den Hus für einen so verfluchten Ketzer hielt, daß ich's für eine schwere Sünde achtete, auch nur an ihn zu denken, und daß ich, des Papsts

Ansehen zu verteidigen, selbst Feuer hätte anzünden mögen, den Ketzer zu verbrennen, und hätte geglaubt, Gott den höchsten Gehorsam damit zu erweisen.“ Als er einst in der Klosterbibliothek einen Band von Husens Predigten fand und „aus Fürwitz lüstern wurde, zu sehen, was doch der Erzketzer gelehrt hätte“, da kam ihm der Gedanke, warum doch dieser Mann verbrannt worden wäre, der so christlich und gewaltig die Schrift führen konnte. Aber er entsetzte sich vor diesem Gedanken, schlug das Buch zu und eilte hinaus „mit verwundetem Herzen“, und fand nur darin eine Beruhigung, daß er vermutete, Hus habe diese Predigten wohl gehalten, ehe er ein Ketzer geworden.

Im Jahre 1507 sollte Luther zum Priester geweiht werden. Zu dieser großen Feierlichkeit lud er die Wohlthäter seiner Jugend, den Vikar Braun von Eisenach und den Küster Konrad daselbst ein. Der lateinische Brief, den er aus dieser Veranlassung an Braun schrieb, ist das älteste, was wir von seiner Hand besitzen. Auch sein Vater, mit Rücksicht auf welchen der 2. Mai zum Tag der Priesterweihe bestimmt wurde, war geladen. Derselbe erschien, um seinen Sohn zum erstenmal seit seinem Eintritt ins Kloster wieder zu sehen. Er kam geritten mit zwanzig Pferden — wahrscheinlich waren Freunde und Verwandte von Mansfeld in seiner Begleitung — und beschenkte den Sohn mit zwanzig Gulden.

Als der Weihbischof nach vollzogener Ordination mit den Worten: „Nimm hin die Gewalt zu opfern für Lebendige und Tote“ Luther den Kelch übergeben hatte und dieser nun seine erste Messe halten sollte, da wurde er durch den Gedanken an die Majestät Gottes und zugleich durch die Furcht, er möchte in Worten oder Handlungen irgend etwas verfehlen und dadurch schwerer Sünde sich schuldig machen, so geängstet, daß er von dem Altare weggelaufen wäre, wenn nicht sein Präzeptor ihn davon abgehalten hätte.

Bei dem auf die heilige Handlung folgenden Mahle suchte Luther mit seinem Vater sich auszusöhnen. „Lieber Vater, sprach er, warum habt Ihr Euch so hart dawider gesetzt und waret also zornig, daß Ihr mich nicht gern einen Mönch wolltet werden lassen und es vielleicht noch jetzt nicht allzugerne thut? ist's doch ein so fein geruhsam göttlich Leben.“ Darauf erwiderte der Vater vor

den anwesenden Doktoren und Magistern: „Ihr Gelehrten, habt ihr nicht gelesen in der heiligen Schrift, daß man Vater und Mutter ehren soll?“ und als von den Anwesenden auf den Ruf vom Himmel, der an Luther ergangen sei, hingewiesen wurde, entgegnete jener: „Wollte Gott, daß es kein Teufelsgespenst wäre;“ ein Wort, welches Luther tief zu Herzen ging.

Als Priester hatte er nun Messe zu lesen, hin und wieder auch in den benachbarten Dorfkirchen; er that das nicht mit der Leichtfertigkeit wie andre Mönche, vielmehr „heilig und andächtig“, ja mit Furcht vor der Heiligkeit des Sakraments. Er hatte sich einundzwanzig Heilige erwählt, von denen er je drei während einer Messe anrief, so daß er jede Woche an allen herumkam. Beim Beichtehören wachte er sorgfältig über sein eignes Herz; Frauenspersonen wollte er daher die Beichte nicht abnehmen, nur einmal in Erfurt und dreimal in Wittenberg hat er es gethan und dabei stets vermieden, ihnen ins Gesicht zu schauen. Gepredigt hat er zu Erfurt nur vor den Mönchen im Speisesaal des Klosters.

Mit größtem Eifer setzte Luther im Kloster seine Studien fort. Vornehmlich war es die scholastische Theologie, womit er sich beschäftigte, und worin er Usingen zum Lehrmeister hatte; besonders die Schriften von Occam, Biel, Peter d'Ailly und Johann Gerson las er, ohne daß er durch die Einwendungen gegen kirchliche Dogmen, deren diese Männer häufig Erwähnung thun, beunruhigt worden wäre; wie sie, so schlug auch er mit der Autorität der Kirche alle Bedenken nieder. Auch das Studium Augustins begann er in Erfurt. Anfänglich, sagt er, sei derselbe bei ihm nicht in Gunst gestanden. Trotzdem, daß der Orden ihn als Schutzpatron ehrte und nach der Ordensregel über Tisch aus seinen Schriften vorgelesen werden sollte, scheinen dieselben doch im Kloster zu Erfurt ziemlich unbekannt und das Studium Augustins durch das der Scholastiker verdrängt gewesen zu sein. War es ja überhaupt das Schicksal dieses großen Kirchenvaters, daß die römische Kirche zwar seinen Namen hoch ehrte, aber seiner Lehre von der freien Gnade Gottes sich in ihrer Werkgerechtigkeit mehr und mehr entfremdete. Erst in Wittenberg ist Luther zu einer genaueren Bekanntschaft mit den Schriften Augustins gelangt.

Das Wichtigste aber war, daß er im Kloster zu Erfurt die heilige Schrift zu studieren begann. Gleich bei seinem Eintritt wurde ihm auf sein Begehr ein in rotes Leder gebundenes Exemplar der lateinischen Bibel übergeben, und obwohl von den übrigen Mönchen keiner die Bibel las, obwohl sein „Präzeptor" Usingen ihm statt des Studiums der Bibel das der scholastischen Theologie empfahl, so hat er doch, von Staupitz ermuntert, die Schrift immer und immer wieder gelesen und sie so genau kennen gelernt, daß er von den einzelnen Sprüchen zu sagen wußte, auf welchem Blatte seiner Bibel sie standen. Seinen Eifer, eine selbständige, von den gebräuchlichen Glossen unabhängige Schrifterkenntnis sich zu erwerben, bewies er dadurch, daß er ein hebräisches Wörterbuch sich kaufte und das Studium dieser Sprache, wie es scheint, ohne Lehrer, begann. Wenn sich ihm bei diesem Schriftstudium die Wahrnehmung aufdrängte, daß dieses und jenes in der Lehre und Praxis der Kirche mit der Schrift nicht übereinstimme, so setzte er sich darüber hinweg, indem er sich vorhielt: „solltest du allein klug sein?" So brachte er es trotz aller Mühe nicht zu unbefangenem Verständnis der Schrift, um so weniger, als er noch ganz in der das Mittelalter beherrschenden allegorischen Schriftauslegung befangen war und daher den von ihm später viel benutzten Nikolaus von Lyra wegen seiner nüchternen, buchstäblichen Methode der Erklärung gering achtete. So lag, wenn er in der Bibel las, eine Decke auf seinen Augen, und darum konnte ihm die Schrift für sein inneres Leben damals noch wenig Licht geben. Dagegen erlangte er durch seine Studien einen Ruhm der Gelehrsamkeit, der nicht geringer war als der Ruhm seiner Frömmigkeit. Er galt als der gelehrteste Augustiner in ganz Deutschland.

In seinem Innern dagegen sah es während seines Klosterlebens recht trübe aus. Wohl mochte ihn anfangs die viel gerühmte Herrlichkeit des Mönchlebens begeistern, wenn ihm dasselbe als eine neue Taufe, durch die man ein unschuldig Kind werde, vorgestellt wurde; wohl mochte er manchmal auf seine Kasteiungen, wodurch er nicht nur für sich selbst Gottes Wohlgefallen verdiene, sondern auch Verdienste erwerbe, die er andern

zuwenden könne, mit Selbstzufriedenheit hinblicken; wohl mochte er in Augenblicken der Begeisterung, wie er selbst sagt, meinen, unter den Chören der Engel zu sein, aber die Möncherei war ihm „ein höllisch Giftküchlein, das mit Zucker überzogen ist"; sein zartes Gewissen ließ ihn nicht lange bei jenen süßen Gefühlen verweilen, Er war ins Kloster gegangen, um fromm und Gott wohlgefällig zu werden, und nun blieb, wie er selbst sagt, doch allezeit ein Zweifel in seinem Gewissen haften: „wer weiß es, ob es Gott gefällig ist oder nicht?" „Je saurer ich mir es werden ließ, mein Gewissen zufrieden zu stellen durch Fasten, Wachen, Beten, desto weniger Ruhe und Frieden ich fühlte." Und nicht nur der alte Unfriede dauerte fort, sondern es kamen noch neue Gewissensvorwürfe dazu. Wenn er eine der zahllosen kleinlichten Vorschriften, welche die Klosterregel enthielt, übertreten hatte, so rechnete er sich es zur Sünde. Wenn er seine Zelle ohne Skapulier verließ, meinte er eine Todsünde begangen zu haben. Da erfuhr er, daß „der Teufel aus dem, das gar keine oder nur die geringste Sünde ist, eine Hölle macht, daß einem die weite Welt zu enge wird". Aber nicht die Skrupel mönchischer Werkgerechtigkeit, sondern das tiefe Gefühl der Verderbnis des menschlichen Herzens bereitete ihm die schwersten Anfechtungen. „Ich meinte, ich müßte verloren sein, wenn ich eine fleischliche Begierde fühlte, das ist Unkeuschheit, Zorn, Haß, Neid und dergleichen wider einen Bruder. Da versuchte ich mancherlei, beichtete alle Tage und half mich doch nichts. Denn dieselben fleischlichen Begierden kamen immerdar wieder. Darum konnte ich nicht zufrieden sein, sondern marterte mich für und für mit solchen Gedanken: Siehe, da hast du die und die Sünde gethan, bist neidisch, ungeduldig, darum hilft dich's nicht, daß du den heiligen Orden angenommen hast, alle deine guten Werke sind verloren." Es waren nicht so sehr die Anfechtungen der fleischlichen Lust, mit denen er zu kämpfen hatte, als vielmehr Sünden mehr geistiger Art, Hochmut, Zorn, Neid, Ungeduld. Daneben scheint auch, namentlich seit dem oben erwähnten Gespräch mit seinem Vater, der Gedanke, daß er gegen diesen durch den Eintritt ins Kloster sich versündigt und das Gebot der Liebe übertreten habe, ihn beunruhigt zu haben. So konnte er von der

Zeit seines Mönchslebens schreiben: „Ich hatte einen zerbrochnen Geist und war immer betrübt."

Gegen solche Betrübnis waren die Mittel, welche ihm die Kirche anbot, wirkungslos. Er betete, aber da blieb immer der Zweifel, ob der starke, eifrige Gott sein Gebet in Gnaden annehme. Er feierte das Sakrament des Altars, aber das Geheimnis der Gegenwart Christi, in welchem er nur den zornigen Richter erblickte, überwältigte ihn durch das Gefühl seiner eignen Unwürdigkeit, so daß, als er einst in einer Fronleichnamsprozession einherging, der Schweiß an ihm ausbrach und er vor Angst vergehen zu müssen glaubte; er blickte auf das Bild des Gekreuzigten, aber es war ihm wie ein schreckender Blitz; er beichtete, aber der Zweifel darüber, ob seine Zerknirschung hinreichend gewesen und ob er bei der Aufzählung seiner Sünden keine vergessen habe, ließ ihn der empfangenen Absolution nicht froh werden; er las in der Schrift, aber er verstand sie nicht, und so dienten ihre Worte nur zur Verschärfung seiner Anfechtungen. „Da ich erstlich in den Psalmen las: deine Gerechtigkeit errette mich, da erschrak ich allemal, denn ich wußte nicht anders, als Gerechtigkeit Gottes hieße sein strenges Gericht. Sollt er mich nun mit seinem strengen Gericht erretten, so war ich ewig verloren." Die Tröstungen der Schrift wagte er sich nicht zuzueignen, dagegen ihre Drohungen und die Exempel des göttlichen Zorns, von denen sie berichtet, standen ihm immer vor Augen.

Wenn also entweder gehäufte Bußwerke noch die kirchlichen Gnadenmittel ihm die Versicherung zu geben vermochten, daß er Vergebung der Sünden habe, mußte da ihm, der von der objektiven Kraft dieser Gnadenmittel aufs festeste überzeugt war, nicht die Frage kommen, ob nicht am Ende nur *er* an dieser Gnade keinen Anteil habe, ob er nicht durch einen ewigen Ratschluß Gottes von der Seligkeit ausgeschlossen sei. So machte er sich denn Gedanken über die verborgenen Ratschläge Gottes, wobei die nominalistische Scholastik, deren Anhänger er war, mit ihrer Lehre von einer unumschränkten göttlichen Willkür die Handhabe bot. Die Frage: gehörst du zu den Auserwählten? bereitete ihm die schrecklichste Anfechtung. Er sagt davon, daß die Seele durch solche

Gedanken gleichsam in den Höllenschlund hinabgestoßen werde, so daß wenig daran fehle, daß sie schon in der Hölle wohne. Darum hat er später so häufig gewarnt, man solle nicht nach der „Versehung" des verborgenen Gottes forschen. Diese Anfechtungen steigerten sich manchmal zu einer so großen und höllischen Pein, wie es keine Zunge sagen und keine Feder schreiben und keiner ohne eigne Erfahrung glauben könne, so daß, wenn sie auch nur eine Zehntelsstunde gedauert hätte, er ganz und gar vergehen und alle seine Gebeine hätten zu Asche werden müssen. Ein Anfall solcher Verzweiflung scheint auch dem zu Grunde zu liegen, was Luthers Gegner erzählten, daß er einst, als in der Klosterkirche das Evangelium vom Besessenen gelesen wurde, niedergefallen sei und wie ein Besessener getobt habe.

Solche Anfechtungen wurden vermehrt durch die Einsamkeit der engen, kahlen Klosterzelle mit ihrem einzigen, gegen den rings umschlossenen Klostergarten gerichteten Fenster. Darum warnt er oft und viel vor der Einsamkeit: „Wer mit dem Geist der Traurigkeit geplagt wird, der soll aufs höchste sich hüten und vorsehen, daß er nicht allein sei." Klagte er aber seine Not seinen Klosterbrüdern, so fand er kein Verständnis, denn das waren „gute, sichere Leute, des sanften Pfaffen- und Klosterlebens wohl gewohnt, die niemals ihr Leben lang eine rechte geistliche Anfechtung geschmeckt". Doch fiel das erste Licht in seine umnachtete Seele durch einen dieser Brüder, einen alten Mönch, wie Melanchthon berichtet, der den angefochtenen Luther auf das Wort: „Ich glaube eine Vergebung der Sünden" hingewiesen und ihm gezeigt habe, Gottes Gebot sei es, daß der einzelne Christ glaube, auch *ihm* werde seine Sünde vergeben." Luther selbst erzählt, sein Präzeptor habe, da er ihm seine Anfechtungen geklagt, geantwortet: „Was machst du, Sohn? weißt du nicht, daß der Herr selbst uns geboten hat, zu hoffen?" Ein andermal soll ein Bruder, dem er beichtete, zu ihm gesprochen haben: „Du bist ein Thor, Gott zürnt nicht mit dir, du zürnst mit ihm. Hab nur du keinen Zorn gegen ihn, er hat viel weniger Zorn gegen dich." Die größte Hilfe aber ward ihm durch seinen Ordensoberen, Generalvikar Johann Staupitz.

Aus adelichem Geschlecht stammend, auch in seiner äußeren Erscheinung und in seinem Benehmen den Edelmann verratend, hatte

dieser sich auf verschiedenen Universitäten die scholastische Wissenschaft angeeignet, war in den Augustinerorden eingetreten, Prior des Augustinerklosters in Tübingen (das jetzige Stift) und 1500 Doktor der Theologie geworden. Ob die beiden Tübinger Theologen Konrad Summenhart und Paul Scriptoris, welche, das Verderben der Kirche tief empfindend, auf das Studium der heiligen Schrift großen Wert legten, auf seine theologische Richtung Einfluß hatten, ist nicht zu erweisen. Sicher aber ist, daß er, von der Scholastik abgestoßen, sich einer mystischen Richtung zuwandte, indem er die ganze Theologie aus dem Begriff der Liebe ableitet. Die Liebe Gottes, womit er uns liebt, muß in unser Herz gebildet werden durch Christum. Durch ihn ist die auserwählte Seele Gott also freundlich zugethan, daß ihr auch die Sünde nicht allein unschädlich ist, sondern zum Besten hilft. Die an Christum glauben, dürfen ihrer Versehung zur Seligkeit gewiß sein. Zur Vergebung der Sünden hilft weder Beichte noch Reue noch irgend ein Menschenwerk, sondern allein der Glaube an Christum. Wer aber durch den Glauben in Christo ist, der befleißt sich auch seiner Nachfolge im Leben wie im Leiden und Sterben. Das sind die Grundgedanken der Theologie dieses Mannes, der, wie Luther von ihm rühmt, „nicht allein in Schulen und Kirchen sich hören ließ wie ein Gelehrter, sondern er galt auch als ein Mann in der Welt, zu Hofe und bei großen Leuten." Insbesondere schenkte ihm Kurfürst Friedrich der Weise sein Vertrauen und bediente sich seines Rats und seiner Vermittlung bei Stiftung der Universität Wittenberg.

Staupitz scheint bei einer Visitation, die er im Kloster zu Erfurt vornahm, auf Luther aufmerksam geworden zu sein und dessen Vertrauen gewonnen zu haben. Luther beichtete ihm seine Anfechtungen, als aber Staupitz das nicht zu verstehen erklärte, „da, sagt Luther, ward ich als eine tote Leiche." Doch beruhigte ihn Staupitz über manche der von ihm gebeichteten Sünden, die bloß eingebildete Sünden seien, und riet ihm, er solle „nicht mit solchem Humpelwerk und Puppensünden" umgehen. Im weiteren Verkehr mit diesem seinem Ordensobern empfing er von demselben noch manchen tröstenden Zuspruch, ohne daß sich ermitteln läßt, wann jedes dieser Worte gesprochen ward. Einst, als er niedergeschlagen bei Tische saß, sprach Staupitz zu ihm: „Wie seid Ihr so traurig, Bruder Martin?" und auf die Erwiderung: „Ach, wo soll ich hin?" fuhr jener fort: „Ich habe solche Anfechtung nie erfahren noch empfunden, so viel ich aber verstehe, ist sie dir nötiger als Essen und Trinken. Gott schickt sie dir nicht vergebens zu. Es würde nichts Gutes aus dir ohne sie; du wirst sehen, daß er dich zu großen Dingen brauchen wird." Ein andermal, als ihm Luther seine Anfechtungen, betreffend die göttliche Gnadenwahl, klagte, tröstete er ihn mit den Worten: „Warum plagest du dich also mit diesen Spekulationen und hohen Gedanken? Schau an die Wunden Christi und sein für dich vergossenes Blut; daraus wird die Versehung hervorleuchten. Deshalb soll man den Sohn Gottes hören, der Mensch worden und darum erschienen ist, daß er die Werke des Teufels zerstöre und dich der Versehung gewiß mache. Und darum saget er auch zu dir: Du bist mein Schäflein, und niemand wird dich mir aus meiner Hand reißen." Bei andrer Gelegenheit rief er ihm zu: „Christus schreckt nicht, sondern tröstet." Dann ermahnt er ihn wieder: „Bilde dir Christum wohl ein, so bist du schon versehen (erwählt). Denn Gott hat's geordnet, daß sein Sohn leiden sollte nicht nur um der Gerechten, sondern um der Sünder willen. Wer das glaubt, der soll das liebe Kind sein. Darum soll man in diesem Artikel also denken: Gott ist wahrhaftig und lügt und trügt nicht, das weiß ich. Derselbige hat mir seinen eingebornen Sohn geschenkt mit allen seinen Gütern, hat mir gegeben die heil. Taufe, das Sakrament des wahren Leibs und Bluts seines lieben Sohns und allerlei Güter, zeitliche und ewige. Wenn ich also bedenke die großen, unaussprechlichen Wohlthaten, die mir der himmlische Vater um Christi willen aus lauter Gnade und Barmherzigkeit gegeben hat ohne alle meine Verdienste, gute Werke und Würdigkeit, wie sein Wort bezeugt, und bleibe dann dabei, so ist die Versehung lieblich und tröstlich." Auch sich selbst stellt Staupitz dem Bruder Martin als Beispiel vor. „Ich habe, sprach er, unserm Herrn Gott mehr denn tausendmal gelobt, ich wollte fromm werden, habe es aber nie gehalten. Ich will nicht wieder lügen, habe ja unsern Herrn Gott zu oft getäuscht, will ihn bitten um ein seligs Stündlein."

Das war Balsam für Luthers verwundetes Herz. Lebenslang war er seinem „lieben Doktor Staupitz“ dankbar für das, was er an seiner Seele gethan. Er stand mit ihm in brieflichem Verkehr, und als Staupitz, der nicht ein Mann entschiedenen Hervortretens war, späterhin von Luther und seiner Sache sich zurückzog, da that dieser wohl einige Aeußerungen des Unmuts über ihn, aber noch lange nach dessen Tode legt er das Bekenntnis ab: „Wo mir Doktor Staupitz oder vielmehr Gott durch Doktor Staupitz nicht aus den Anfechtungen herausgeholfen hätte, so wäre ich drinnen ersoffen und längst in der Hölle.“

Aber nicht nur für seine Person war Luther aus der Hölle der Anfechtung herausgerissen, es war ihm auch unter diesen Anfechtungen mit Hilfe der Worte des Staupitz die erste Ahnung davon aufgegangen, daß der rechte Weg zur Vergebung der Sünden und zur Gewißheit des Heils ein andrer sei als derjenige, auf welchem die römische Kirche ihre Gläubigen führte. In demselben Menschenalter, in welchem jener Domherr zu Thorn, Kopernikus, die seit Jahrhunderten herrschende Ansicht von der Drehung des Himmels um die Erde geradezu umkehrend, jenen Gedanken von großartiger Einfachheit erfaßte, daß um die stillstehende Sonne die Erde sich bewege, und dadurch über die Probleme, an deren Erklärung die Astronomen jener Zeit mit allerlei erkünstelten Vermutungen sich vergebens abarbeiteten, mit einem Schlage Klarheit verbreitete: hat im Kloster zu Erfurt ein andrer Geistlicher zu einer Auffassung des Verhältnisses zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und Mensch sich durchgerungen, welche auch dazu angethan war, die bisher für heilig gehaltenen Vorstellungen auf den Kopf zu stellen, welche aber eben dadurch, daß sie die freie göttliche Gnade als den unverrückbaren Mittelpunkt unsres Glaubens zur Anerkennung brachte, das ganze Gewirre scholastischer Spitzfindigkeiten zerriß und einen einfachen, für jedes angefochtene Herz einleuchtenden Weg zur Seligkeit zeigte. Freilich war es erst eine Ahnung der Wahrheit, was ihm zu teil geworden war, und es bedurfte noch vieler äußerer und innerer Kämpfe, bis dieselbe zur hellen Glaubenserkenntnis sich entfaltet hatte. Sehen wir denn, in welcher Weise dies geschah!

Viertes Kapitel.

Der Professor.

Der Gerechte lebet seines Glaubens.
Habak. 2, 4.

Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen hatte 1502 zur Förderung der Wissenschaften in seinem Lande die Universität Wittenberg gegründet, denn Erfurt, obwohl mitten in dem Kurfürstentum Sachsen gelegen, gehörte doch nicht zu dessen Gebiet, sondern wie wir gesehen, zu dem des Erzbischofs von Mainz. Es waren schwierige Verhältnisse, unter denen die neue Stiftung ins Leben trat. Wie sollte sie gegenüber den beiden in der Nähe gelegenen blühenden Universitäten, Leipzig und Erfurt, emporkommen? Was konnte die öde, unfruchtbare Gegend, die, obwohl sie neben Torgau kurfürstliche Residenz war, ärmliche, fast einem Dorfe ähnliche Stadt, die unkultivierte, unhöfliche Bevölkerung für Professoren und Studierende Anziehendes haben? Was konnte die von dem sparsamen Kurfürsten bei seinen beschränkten Mitteln nur dürftig ausgestattete neue Universität gegenüber von den reichen Stiftungen Erfurts auch in äußerlicher Beziehung ihren Angehörigen bieten? Waren doch die Universitätslehrer als solche größtenteils ohne Gehalte und auf die Pfründen angewiesen, welche sie als Chorherrn der Wittenberger Stiftskirche bezogen. Daher war es die wichtigste, freilich aber auch schwierige Aufgabe, als Dozenten Männer zu gewinnen, welche durch ihre Tüchtigkeit die akademische Jugend anzogen. Bei ihrer Auswahl kamen aber noch andre Rücksichten in Betracht. Der Kurfürst war ein hell und billig denkender Mann, zugleich aber ein Feind jeder Ueberstürzung und ein treuer Sohn seiner Kirche, er hatte eine Wallfahrt ins heilige Land gemacht und die von ihm gegründete Universität mit einem Schatze von 5000 Reliquien ausgestattet, welche alljährlich unter Zusicherung reicher Ablässe zur Schau gestellt wurden. Er konnte nicht wünschen, daß Wittenberg ein Sitz der Dunkelmänner werde, ebensowenig aber, daß es der Ausgangspunkt werde für die Angriffe der humanistischen Aufklärer gegen das bestehende

Kirchentum. So galt es, Männer zu finden, welche, einer gemäßigten Richtung zugethan, keiner der beiden sich befehdenden Parteien in prononcierter Weise angehörten. Solche Männer schienen am ehesten im Augustinerorden vorhanden zu sein. Dieser hatte sich nicht wie die andern Bettelorden, welche sonst die meisten Universitätslehrer lieferten, grundsätzlich der humanistischen Bewegung entgegen gestellt, und namentlich die in seiner Mitte durch Staupitz beförderte biblisch-mystische, an Augustin sich anlehnende Richtung schien dem, was der Kurfürst im Sinne hatte, am meisten zu entsprechen. War ja doch die Universität bei ihrer Gründung nächst Gott und der heil. Jungfrau dem heil. Augustin geweiht und zum Patron der theologischen Fakultät der Apostel Paulus gewählt worden. Dazu kam eine zwar äußerliche, aber bei den ökonomischen Verhältnissen der Universität nicht zu übersehende Rücksicht. In Wittenberg befand sich ein Augustinerkloster, hier konnten Dozenten, welche diesem Orden angehörten, versorgt werden, ohne daß sie der Universität irgend welche Kosten verursachten. Darum wurden hauptsächlich Augustiner und zwar in Tübingen gebildete, an die neue Universität als Lehrer berufen, namentlich aber vermittelte Staupitz die Berufung Luthers, welcher diesem Rufe als einem Befehl Folge leistete, im Herbste 1508 nach Wittenberg übersiedelte und dort in das 1502 vom Kurfürsten neu gebaute Augustinerkloster eintrat, um als Mönch zu leben, ohne einen Gehalt oder ein Honorar für seine Vorlesungen zu beziehen.

Unter den Männern, mit welchen er dort in berufliche Gemeinschaft trat, war der angesehenste Dr. Martin Pollich, als „Licht der Welt" von seinen Zeitgenossen gepriesen, ein Freund der Humanisten und Gegner der Scholastik, früher Professor an der juristischen und medizinischen Fakultät zu Leipzig, dann neben Staupitz Berater des Kurfürsten bei Gründung der Hochschule zu Wittenberg, als Vater und erster Rektor derselben in seiner Grabschrift geehrt. Dieser Mann erkannte bald, was in Luthers Geist noch im Keim schlummerte. Oft redete er davon, daß dieser Mönch die auf den Universitäten herrschende Lehrweise umstürzen werde. „Dieser Bruder hat tiefe Augen, er wird wunderbare Phantasieen haben," so lautete eine seiner Aeußerungen. Aber auch die Scholastik

hatte einen namhaften Vertreter in Luthers früherem Lehrer Trutvetter, der einem Rufe von Erfurt nach Wittenberg gefolgt war. Neben ihm standen zwei jüngere Theologen, welche später in Luthers Leben ein Rolle spielen sollten, Andreas Bodenstein, nach seinem am Main gelegenen Geburtsort Karlstadt genannt, ein gewandter und beweglicher Mann, Anhänger der scholastischen Theologie des Thomas v. Aquino, auch des Griechischen und Hebräischen kundig, der aber erst acht Jahre nachdem er Doktor geworden, die heilige Schrift zu studieren begann; und Nikolaus Amsdorf, ein frommer und aufrichtiger Mann, der dem System des Dun Scotus zugethan war. Dazu kam Wenzeslaus Link, Luthers Freund und Ordensbruder, fortwährend aufs innigste mit ihm verbunden. Luther selbst trat nicht sofort in die theologische Fakultät ein; er war als Lehrer der Philosophie berufen worden und hatte Vorlesungen über die Dialektik und Physik des Aristoteles zu halten, wobei er sich freilich sehnte zur Theologie übergehen zu dürfen. Dieser Wunsch wurde ihm auch bald erfüllt, und schon am 9. März 1509 erhielt er den ersten Grad in der theologischen Fakultät, den eines biblischen Bakkalaureus, wobei es, wie er einmal andeutet, an Demütigungen nicht fehlte. Daß es ihn nicht geringe Mühe gekostet, in den neuen Beruf sich einzuarbeiten, läßt sich denken. Neben seinen Vorlesungen hatte er auch die Obliegenheit, in der Kirche seines Klosters zu predigen. Dieselbe wird als eine alte baufällige Kapelle geschildert, aus Holz und Lehm gebaut, nur 30 Fuß lang und 20 breit, mit einem Predigtstuhl von ungehobelten Brettern; so daß ein Freund Luthers diesen Ort, wo das Evangelium zuerst wieder gepredigt wurde, mit dem Stalle vergleichen konnte, darin Christus geboren ward. Bald aber wurde seine Thätigkeit in Wittenberg unterbrochen. Ohne daß wir den Grund anzugeben wüßten, mußte er, wahrscheinlich auf Geheiß seiner Ordensoberen, im Herbst 1509 nach Erfurt zurückkehren, wo er die Würde eines „Sententiarius" und damit das Recht erhielt, über die „Sentenzen" des Lombarden, diese Grundlage der scholastischen Theologie Vorlesungen zu halten. Daß er als Bakkalaureus Vorlesungen über die heilige Schrift gehalten habe, ist nicht wahrscheinlich. — In seinem Innern hatten sich inzwischen die durch

Staupitz in ihn gepflanzten Keime unter eignem Forschen in der Schrift weiter entwickelt. Namentlich beschäftigte ihn das Wort des Propheten Habakuk „der Gerechte wird seines Glaubens leben", wenn ihm auch der biblische Begriff der Gerechtigkeit und das wahre Wesen des Glaubens noch verhüllt war, was leicht erklärlich ist, wenn man bedenkt, daß er, da ihm die Kenntnis der Grundsprachen abging, beim Studium der heiligen Schrift immer wieder auf die Auslegungen der Kirchenväter und Scholastiker angewiesen war.

Im Frühjahr 1511 scheint er wieder nach Wittenberg zurückgekehrt zu sein. Wahrscheinlich im Herbste desselben Jahres erhielt er den Auftrag, in Angelegenheit seines Ordens nach Rom zu reisen. Die Bemühungen von Staupitz, im Augustinerorden die ernste Ordnung früherer Zeit, die sogenannte Observanz, wieder einzuführen, waren auf mancherlei Widerstand gestoßen. Um nun zu verhüten, daß der Ordensgeneral und der Papst von den Gegnern gewonnen werden, schickte Staupitz zwei ihm treu ergebene Augustiner, Luther und mit ihm wahrscheinlich den Johann von Mecheln, nach Rom. Zehn Goldgülden bekamen sie mit, um einen Anwalt ihrer Sache damit zu bezahlen. Von Reisekosten war keine Rede, denn der Weg wurde zu Fuß zurückgelegt und in betreff der Zehrung rechnete man auf die Gastfreundschaft der Klöster. Welchen Weg die beiden Mönche einschlugen, ist nicht genauer bekannt; die Angabe, daß sie über Heidelberg gekommen, scheint auf einem Irrtum zu beruhen, wahrscheinlich ging die Reise durch Bayern, wo in manchen Orten die Ueberlieferung von einem Besuche Luthers sich findet. In Italien bewunderte er die Schönheit der Lombardei und ließ sich durch die aus dem Felsen wachsenden Oelbäume an das Psalmwort mahnen: „Mit Honig aus dem Felsen will ich sie sättigen." Einst, wahrscheinlich in der Nähe von Padua, schliefen sie bei offenen Fenstern, was eine Erkrankung zur Folge hatte, von der sie auf den Rat ihres Wirtes durch den Genuß von Granatäpfeln wieder hergestellt wurden. Einen heftigeren Krankheitsanfall hatte er in Bologna zu bestehen. Auf dem Krankenlager erklang ihm der Spruch, den er auf der ganzen italienischen Reise im Herzen bewegte: „der Gerechte lebt seines Glaubens" besonders nachdrücklich in seinem Innern. Auch das

Leben um ihn her beobachtete er. Er weiß von reichen Klöstern, von dem üppigen Leben in demselben, von der Nichtachtung der kirchlichen Fastengebote zu erzählen, und die Sage berichtet, daß die Mönche eines Klosters, welchen er darüber Vorwürfe gemacht, ihm nach dem Leben gestellt haben. Anderseits hatte er aber auch offene Augen für das Gute, das er in Italien fand. Von den wohl eingerichteten Spitälern und Findelhäusern, wie er sie in Florenz gesehen, spricht er mit Anerkennung, die Nüchternheit der Italiener rühmt er im Gegensatz gegen die Trunkliebe der Deutschen, redet aber auch von ihrer Falschheit und ihrem Hochmute.

Als er die Stadt erblickte, fiel er zur Erde nieder und rief mit emporgehobenen Händen: „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom, dreimal heilig von der Märtyrer Blut, das da vergossen ist."

Seine Geschäfte scheinen schnell erledigt gewesen zu sein, worauf er vierzehn Tage lang die Stadt in Augenschein nahm. Wenn er dabei auch den Monumenten des antiken Rom, dem Kolosseum, dem kapitolinischen Hügel, den Thermen Diokletians Beachtung schenkte, so zogen doch begreiflicherweise die kirchlichen Denkmäler, wie sie samt den an sie sich anknüpfenden Legenden in dem damals weit verbreiteten Büchlein: Mirabilia Romae verzeichnet waren, seine Aufmerksamkeit auf sich. Namentlich fühlte sich sein frommes Gemüt von den Grabstätten der vielen tausend Märtyrer angezogen. „Ich lief durch alle Kirchen und Kluften (die Katakomben), glaubte alles, was daselbst erlogen und erstunken ist." Daß er die mancherlei Ablässe, die in Rom zu haben waren, sich zu nutze machte, versteht sich von selbst. Namentlich wird erzählt, daß er die achtundzwanzig Stufen der Treppe, von der es hieß, sie sei einst vor dem Hause des Pilatus gestanden, hinaufrutschte, um den hierfür verheißenen Ablaß zu verdienen. Aber während er dies that, habe er in seinem Innern mit überwältigender Macht die Stimme vernommen: „Der Gerechte lebt seines Glaubens." Er las in Rom mehrere Messen, ohne Zweifel manche derselben in der kurz zuvor erbauten Klosterkirche der Augustinereremiten. Dadurch wollte er die Seelen von Freunden aus dem Fegfeuer erlösen und so groß war sein Eifer, daß es ihm, wie er selbst schrieb, „schier leid war, daß sein Vater und seine Mutter noch lebten".

Und welche Eindrücke nahm er nun aus Rom mit? Die äußere Ordnung, welche die geistliche Polizei aufrecht erhielt, bewundert er; der Sieg des Christentums über die Gottheiten der Heiden und über das Wüten ihrer Tyrannen, wovon ihm so viele Denkmale, besonders in dem in eine Kirche umgewandelten Pantheon entgegentraten, stärkt seinen Glauben. Im übrigen aber war das, was er sah, den Vorstellungen nur gar nicht entsprechend, die er sich von der heiligen Stadt gemacht hatte. Mußte es seinen Patriotismus kränken, wenn er einen römischen Mönch rühmen hörte, daß ganz Deutschland samt allen seinen Fürsten die päpstliche Krone nicht bezahlen könnte, so waren die Anstöße, welche sein sittliches und christliches Gefühl hier nehmen mußte, noch ungleich schwerer. Was ihn vor allem empörte, war die greuliche Unzucht, welche von den Vornehmsten und Obersten der Stadt schamlos getrieben wurde, so daß einige Kardinäle, die sich an einfacher Unzucht genügen ließen, „als Heilige geehrt wurden“. Dann ist er empört über den Trödelmarkt, der mit dem Messelesen ums Geld getrieben werde. „Es ist ein solch Gedränge mit dem Schandgreuel der Opfermesse, daß zween Pfaffen zugleich über einem Altar gegeneinander stehen und halten Messe, sind mächtig fertig mit ihrem Handwerk, haben eine Messe in einem Hui geschmiedet.“ Während er selbst langsam und andächtig die Messe las, wurden an einem andern Altare sieben Messen verrichtet, ehe er fertig war, und die Priester riefen ihm zu: „Vorwärts, vorwärts, schicke unsrer Frauen ihren Sohn bald wieder heim.“ Eine ähnliche Ruchlosigkeit hörte er bei Tische unter andern Witzen erzählen, daß nämlich etliche in der Messe über dem Brot und Wein sprechen: „Du bist Brot und wirst Brot bleiben, du bist Wein und wirst Wein bleiben,“ dazu bemerkt er: „Ich war ein junger und recht frommer Mönch, dem solche Worte wehe thaten. Was sollt ich doch denken? Was konnte mir einfallen, denn solche Gedanken: redet man hie zu Rom frei öffentlich über Tisch also; wie? wenn sie allzumal Papst, Kardinal samt den Kurtisanen also Messe hielten? wie fein wäre ich betrogen, da ich von ihnen so viel Messe gehört hätte?“ Auch über die frechen Lügen, welche zu Rom mit erdichteten Reliquien getrieben wurden, war er entrüstet. Wenn er ferner die Unthaten

der letzten Päpste, wie eines Alexander VI. ausführlich erzählen, wenn er selbst einige päpstliche Kurtisanen (Höflinge) aussprechen hörte: „Es ist unmöglich, daß es so solle länger stehen, es muß brechen,“ und von andern das Geständnis vernahm: „Ist eine Hölle, so ist Rom darauf gebaut!“ wie mußten da seine Einbildungen von der Heiligkeit des Papsttums schwinden, wie mußte sich sein ehrliches Herz empören wider den Trug, der unter heiligem Schein ihm auf allen Seiten entgegentrat! Wenn ihn später die Losreißung von Rom einen so harten inneren Kampf kostete; wie schwer wäre sie ihm erst gefallen, wenn er das Leben in der heiligen Stadt nicht mit eignen Augen gesehen hätte! Darum müssen wir es als eine göttliche Fügung anerkennen, daß er nach Rom geführt wurde. Luther selbst faßte es so auf und erklärte, er wolle nicht hunderttausend Gulden darum nehmen, daß er nicht in Rom gewesen wäre. Auch äußerte er wiederholt: „Ich wollte nur wünschen, daß ein jeglicher, der Prediger sollte werden, zuvor zu Rom wäre gereist und hätte gesehen, wie es da zugeht.“

Auf seiner Rückreise machte er in Mailand die Wahrnehmung, daß in dieser Stadt der römische Meßkanon nicht in Geltung sei, was seinem Glauben an die Allgemeinheit der römischen Kirche einen Stoß gab.

Ueber Augsburg nach Wittenberg zurückgekehrt, trat Luther wieder in das Augustinerkloster ein. Von seiner Thätigkeit bis zum Herbste 1512 wissen wir nichts. Wahrscheinlich bestand sie neben der Besorgung von Klostergeschäften, Predigten im Kloster u. dgl. in der Vorbereitung auf die ihm bevorstehende Doktorpromotion. Daß er sich um diese höchste akademische Würde, die eines Doktors der Theologie bewarb, dazu vermochte ihn nur die entschiedene Aufforderung seines Vorgesetzten Staupitz. Unter einem Birnbaum, den Luther noch lange nachher zeigte, stellte Staupitz dieses Ansinnen an ihn. „Herr Staupitz, Ihr bringet mich um mein Leben,“ rief Luther aus, erschrocken über die neue Arbeit, die ihm aufgelegt werden sollte, worauf jener erwiderte: „In Gottes Namen! unser Herr Gott hat große Geschäfte; er bedarf droben auch kluger Leute, wenn Ihr nun sterbet, so müßt Ihr dort sein Ratgeber sein“. Im Gehorsam gegen den Ordensvikar willigte Luther ein, daß am

18. Oktober die Promotion stattfinde. Dieselbe wurde unter den hergebrachten Feierlichkeiten vorgenommen. Am Nachmittag des 18. fand die öffentliche Disputation statt, am 19. ein Gottesdienst, bei welchem Luther eine Rede zu halten hatte, worauf ihm Barett und Ring als Zeichen der neuen Würde überreicht wurden. Auch hatte er sich zu verpflichten, keinerlei eitle, von der Kirche verdammte und frommen Ohren anstößige Lehren vorzutragen. —

Uns mag dieser Vorgang als bloße Förmlichkeit erscheinen. Für Luther hatte er eine höhere Bedeutung. Er war sich bewußt, einen göttlichen Beruf dadurch erhalten zu haben, und nicht selten hat er sich später mit diesem Bewußtsein getröstet und aufgerichtet, wenn er in seinem Kampf matt werden wollte. So schreibt er: „Zu einem guten Werke gehört ein gewisser göttlicher Beruf und nicht eigne Anschläge. Ich, Doktor Martinus, bin dazu berufen und gezwungen, daß ich mußte Doktor werden ohne meinen Dank aus lauter Gehorsam. Da hab ich das Doktoramt müssen annehmen und meiner allerliebsten heiligen Schrift schwören und geloben, sie treulich und lauter zu predigen und zu lehren". So verstand Luther seinen Doktoreid, ein Doktor der heiligen Schrift wollte er sein und demgemäß hat er auch gehandelt. War sonst das Schriftstudium an den Universitäten ganz vernachlässigt, deuchte es insbesondere die Doktoren der Theologie zu gering, über biblische Bücher zu lesen, so war Luthers ganze Lehrthätigkeit, nachdem er Doktor geworden, der Schrifterklärung gewidmet. Zuerst erklärte er die Psalmen, die ihm von Jugend auf bis an sein Ende lieb waren. Freilich war es nicht der Grundtext, sondern die lateinische Uebersetzung, die er zu Grunde legte. Auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel ist noch ein Exemplar des lateinischen Textes der Psalmen vorhanden, in welchem sich zwischen den Linien erklärende Anmerkungen von Luthers eigner Hand finden. Ohne Zweifel hat er diesen Text für seine Zuhörer drucken lassen und diese Anmerkungen waren es, was er ihnen zur Erläuterung mitteilte. Wenigstens wissen wir, daß er auf diese Weise verfuhr, als er seit 1515 über den Römerbrief las. Weitere Vorlesungen in diesen Jahren behandelten die Briefe an die Galater, an die Hebräer und an Titus.

Als älteste Schrift Luthers wird uns aus dem Jahr 1513 ein „praeceptorium" genannt, das wir aber nicht mehr besitzen, wohl eine kurze Auslegung der zehn Gebote und dann auch des Glaubens und Vaterunsers mit besonderer Beziehung auf die verschiedenen Gewissensfälle, wie sie namentlich dem Beichtiger vorkommen.

Luthers Erklärung der Psalmen bietet viele Schwächen in wissenschaftlicher Hinsicht. Es konnte dies nicht anders sein bei seiner sehr mangelhaften Sprachkenntnis, bei der Meinung, von welcher er mit der gesamten Theologie seiner Zeit beherrscht war, als wären die Lehren des christlichen Glaubens im Alten Testament schon ganz fertig aufzufinden, und bei dem ausgedehnten Gebrauche, welchen er infolgedessen von der später von ihm verworfenen, allegorisierenden Methode der Auslegung machte. Aber eben weil er in den Psalmen überall das wiederfand, was ihm als christliche Wahrheit galt, ist diese Auslegung ein treuer Spiegel seines damaligen theologischen Standpunktes. Er rang danach, die Glaubensgerechtigkeit, welche, als ihn Staupitz zuerst auf sie hingewiesen hatte, wie ein Lichtstrahl in sein umnachtetes Gemüt hereingefallen war, welche dann, insbesondere während der italienischen Reise, ihn beständig beschäftigt hatte, auch in der heiligen Schrift zu finden und ihr Wesen auf Grund der Schrift tiefer zu zerfassen. Hiezu diente ihm vorzüglich seine Beschäftigung mit den Briefen des Apostels Paulus an die Römer und Galater, welche hinfort die Grundpfeiler seiner christlichen Erkenntnis bildeten. Seine Auslegung derselben war nicht eine bloße Verstandesarbeit, sondern ein Werk, an welchem das heilverlangende Herz den lebendigsten Anteil nahm, und in dieser Hinsicht ein Vorbild wahrhaft theologischen Schriftstudiums. Er läßt uns in diese Arbeit seines inneren Menschen einen Blick thun, wenn er schreibt: „Ich hatte das herzlichste Verlangen, den Brief Pauli an die Römer recht zu verstehen, woran mich aber immer das Wort „Gerechtigkeit" hinderte, Kap. 1, 17, wo Paulus spricht, die Gerechtigkeit Gottes werde im Evangelium geoffenbart. Ich war dem Worte „Gottes Gerechtigkeit" sehr feind, denn nach dem Brauch aller Lehrer war ich nicht anders unterrichtet, als daß ich's von solcher Gerechtigkeit verstehen müßte, wonach Gott gerecht ist und die Sünder straft.

Obgleich ich nun ein unsträflicher Mensch war, fühlte ich mich doch als großer Sünder vor Gott, dazu war ich furchtsamen Gewissens und traute mich nicht, Gott durch meine Genugthuungen und Verdienste zu versöhnen. Ich liebte daher den gerechten und zornigen Gott durchaus nicht, sondern zürnte heimlich auf ihn. Da ergrimmte ich oft in meinem verwirrten Gewissen und sann Tag und Nacht der wahren Meinung Pauli nach, wodurch ich denn zuletzt erkannte, sie sei so zu fassen: durchs Evangelium wird die Gerechtigkeit geoffenbart, die vor Gott gilt, in welcher uns Gott aus Gnaden und Barmherzigkeit rechtfertigt, wie geschrieben steht: der Gerechte lebt seines Glaubens. Alsbald fühlte ich mich wie neu geboren, es deuchte mir, ich habe die offene Pforte des Paradieses gefunden. Nun sah ich die heilige Schrift ganz anders an, durchlief ihren ganzen Inhalt, soweit mein Gedächtnis reichte, und fand, Gottes Gerechtigkeit heiße um so gewisser, daß er uns gerecht macht, da alles so wohl stimmte."

Wir haben diese Worte ausführlich mitgeteilt, weil uns Luther in derselben an die Quelle führt, aus welcher der ganze Strom der Reformation geflossen ist, ja aus welcher jedes wahrhaft evangelische Christentum auch heute noch fließen muß.

Mit jenem Ringen den Gehalt der biblischen Begriffe zu erfassen, ging Hand in Hand das angestrengteste Studium der griechischen und hebräischen Sprache, denn Luther lernte immer deutlicher einsehen, daß man ohne Zurückgehen auf den Grundtext die Schrift nicht recht auszulegen vermöge. Bei Erlernung des Griechischen hat ihm wohl sein Freund und Ordensbruder Lange, der 1515 nach Wittenberg gekommen war, Handreichung gethan.

Neben der Schrift wirkten noch zwei andre Faktoren zur Ausgestaltung seiner theologischen Ueberzeugung mit, der Kirchenvater Augustin und die mystische Theologie des späteren Mittelalters. Zum Studium beider ist er wohl durch Staupitz veranlaßt worden. Hatte er aber mit Augustin schon in Erfurt sich bekannt zu machen angefangen, so gehört die Beschäftigung mit den Predigten des Dominikanermönchs Tauler erst der Wittenberger Zeit an. Derselbe ist ihm ein erleuchteter Doktor, der mehr wahre Theologie habe als die Schultheologen der Universitäten alle mit

einander. Auch eine kleine Schrift unbekannten Verfassers, in welcher sich die Grundgedanken der Taulerschen Mystik wiederfinden, hat Luther kennen gelernt und herausgegeben unter dem Titel: „Ein deutsch Theologia, d. i. ein edles Büchlein vom rechten Verstand, was Adam und Christus sei u. s. w." Er bezeugt von diesem Büchlein, nächst der Bibel und Augustin habe er kein Buch gefunden, aus welchem er besser gelernt habe, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge seien. Es war gewiß für Luther von hoher Bedeutung, daß er gerade jetzt mit diesen edelsten Blüten der mittelalterlichen Mystik bekannt wurde, in welchen die in früheren Erzeugnissen dieser Richtung oft stark hervortretenden Gedanken einer zum Pantheismus neigenden Spekulation kaum noch durchklingen. Die Beteiligung des Herzens am theologischen Denken, die Freiheit von den Fesseln des scholastischen Formalismus, die starke Betonung der göttlichen Liebe, die Verwerfung aller Werkgerechtigkeit mußte ihm diese Schriften besonders wert machen, und so finden wir, daß er in seinen Gedanken und Ausdrücken wesentlich von denselben beeinflußt wurde. Aber es wäre irrig zu meinen, Luther habe seine Theologie den Mystikern entnommen. Es bestehen doch wesentliche Unterschiede. Auf einige derselben aufmerksam zu machen halten wir um so mehr für angezeigt, als mystische Richtungen innerhalb der evangelischen Kirche immer wieder von Zeit zu Zeit hervortreten. Ist für die Mystiker das rechte Verhalten des Menschen zu Gott ein durchaus passives, ein Wirkenlassen Gottes, ein Untergehen der eignen Persönlichkeit in Ihm, so ist dagegen der Glaube, den Luther fordert, eine energische That, wodurch der Mensch die Verheißungen Gottes ergreift und sich zu eigen macht; redet die Mystik mit Vorliebe von einem inwendigen Leben Christi in den Seelen, von einem Vergottetwerden des Menschen, wobei die geschichtlichen Thatsachen des Lebens Jesu, namentlich Tod und Auferstehung fast nur als Vorbilder dieser Seelenvorgänge in uns in Betracht kommen; so richtet Luther sein Auge hauptsächlich auf das, was Christus während seines Erdenlebens für uns vollbracht hat, und erwartet davon sein Heil; sind endlich für den Mystiker gegenüber von dem unmittelbaren Einswerden mit Gott die Mittel der Gnade, Wort

und Sakramente nur von untergeordneter Bedeutung; so ist dagegen für Luther die Teilnahme an der Gnade Christi immer von dem Gebrauch der Gnadenmittel abhängig. Mochten diese Unterschiede von ihm selbst damals noch nicht erkannt werden, so sind sie doch in der weiteren Entwickelung seines Standpunktes immer deutlicher hervorgetreten.

Neben den Vorlesungen und den eignen Studien ging bei Luther die Thätigkeit als Prediger her und zwar nicht mehr bloß in der Klosterkirche, sondern seit 1515 in der Stadtkirche, wo ihm das Predigtamt wider seinen Willen übertragen worden war. Manchmal predigte er Tag für Tag, in der Fastenzeit 1517 sogar täglich zweimal. Er hatte große natürliche Begabung zum Predigerberuf. Schon sein Aeußeres, Gestalt, Auge und Stimme war dafür wie geschaffen, dazu kam sein treffliches Gedächtnis, sein scharfer, dialektisch geschulter Verstand, seine Belesenheit in der Schrift wie in den Alten, sein offener Natursinn, die Gabe volksmäßiger Rede und plastischer Darstellung seiner Gedanken, die mehr und mehr, namentlich auch durch das Lesen in Tauler, sich ausbildende Meisterschaft im deutschen Ausdruck religiöser Wahrheit, endlich ganz besonders das Hingenommensein seines Herzens von dem, was er redete. Die ältesten seiner Predigten, die uns noch vorliegen, zeigen ihn noch ziemlich befangen im scholastischen Formalismus; die praktisch-erbaulichen Gedanken treten manchmal gegen abstrakt-dialektische Ausführungen noch zurück, Aristoteles spielt noch eine Rolle, aber der neue Geist hat schon begonnen, die alte Form zu zerbrechen. Anklänge an Tauler lassen sich immer wieder bemerken, und die Gedanken, welche in den späteren Predigten Luthers den Mittelpunkt bilden, treten schon recht bedeutsam hervor: die in Christo erschienene rechtfertigende Gnade, welche den Sünder ohne Werke gerecht macht, und der Glaube, der an Christum sich hält und herzliche Vergebung von ihm empfängt. Dagegen wird die scholastische Lehre von der Eingießung der Gnade bekämpft; die Werke der Askese: Fasten, Wachen, Beten werden als für den Anfangenden notwendig bezeichnet, für den Vollkommenen aber seien sie das größte Hindernis. Darum wird vor hochmütiger Einbildung auf dieselben gewarnt und die Werke der Liebe ihnen

gegenüber hervorgehoben, auch die des irdischen Berufs als gottgefällig in Schutz genommen. Angriffe auf die kirchliche Autorität oder einzelne Lehren der Kirche finden sich nirgends.

Diese Predigten, die nur noch in lateinischer Uebersetzung vorhanden sind, machten großen Eindruck. Das Volk wurde namentlich durch die 1516 und 1517 über die zehn Gebote in einfach populärer Form gehaltenen Predigten angezogen, sowie durch seine Auslegung des Vaterunsers, welche er in Predigten während der Fastenzeit 1517 gab. Doch fehlte es auch an Widerspruch nicht, einesteils verargte man dem jungen Mann die Strenge seiner sittlichen Anforderungen; er habe, sagte man ihm, einen zu gelben Schnabel, um alte Schälke fromm zu machen, anderseits nannte man es eine irrige und falsche Rede, wenn er von Christo als dem einigen Heiland zeugte.

Außer den Predigten suchte er der Gemeinde zu dienen durch eine 1517 erschienene Uebersetzung und kurze Auslegung der sieben Bußpsalmen. Es ist die erste von ihm herausgegebene Schrift, die auf uns gekommen ist. Die Sprache derselben ist noch ungelenk, und wenn wir sie mit der Psalmenübersetzung vergleichen, mit welcher er später die Christenheit beschenkt hat, so wird es uns recht deutlich, wie er auch in sprachlicher Hinsicht sich weiter entwickelte.

Fragen wir aber, welche Stellung Luther in diesen Jahren zu seiner Kirche eingenommen habe, so finden wir, daß er trotz der Eindrücke der italienischen Reise noch immer der treue Sohn derselben ist. Die Kirche kann nicht irren, das steht ihm fest, die Mauern der Kirche aber sind die Prälaten, und wenn er auch bei nicht wenigen derselben schwere Aergernisse wahrnimmt und deshalb bedauern würde, wenn sein lieber Staupitz die versuchungsvolle bischöfliche Würde erhielte, so ehrt er sie doch als das Licht des Leibes. Auch mit den einzelnen kirchlichen Lehren weiß er sich einverstanden, denn wenn er in betreff des Heilsweges anders lehrt, als die Scholastiker seiner Zeit, so beruft er sich für seine Auffassung auf Augustin und den Apostel Paulus und ist sich daher bewußt, nicht nur biblisch, sondern auch kirchlich zu lehren. Ebensowenig greift er die kirchlichen Einrichtungen und Sitten an; nur Mißbräuche, welche mit denselben in Verbindung stehen, straft

er, z. B. daß man die Heiligen nur um leiblicher Wohlthaten willen anrufe, daß sich mit den Stiftungen für sie so viel Gesuch eigner Ehre und eignen Nutzens verbinde, daß die Wallfahrten viele zu trägem Herumlaufen, Versäumnis der häuslichen Pflichten und des ordentlichen Gottesdienstes veranlassen, daß mit Legenden und Reliquien mancher Betrug getrieben werde u. dergl. Nicht die Kirche, sondern die Schultheologie war es, gegen welche er wie in Briefen, so in Vorlesungen und Disputationen seine Angriffe richtete. Namentlich in den Thesen, welche Schüler Luthers zum Zweck der Erlangung einer akademischen Würde auf Grund seiner Vorlesungen ausarbeiteten, wurde aufs schärfste gegen die Scholastik vorgegangen. Doch verwarf Luther nicht die ganze Scholastik; er wußte das Wahre, was in den Sentenzen des Lombarden, in den Werken eines Okkam und Biel enthalten ist, wohl zu würdigen, nur die scholastische Lehre vom Heilswege, die ihm so viel Seelenqual bereitet hatte, griff er aufs nachdrücklichste an, und dies veranlaßte ihn, auch gegen Aristoteles sich zu wenden, dessen Physik ihm eine unnütze Sache zu sein scheint, während er seine Ethik als der Lehre von der Glaubensgerechtigkeit widersprechend verwirft.

Im Jahr 1512 war der bekannte Streit zwischen den Scholastikern und Humanisten, die sogenannten Pfefferkornschen Händel, ausgebrochen, indem der berühmte Reuchlin sich gegen die Verbrennung der jüdischen Schriften aussprach und deshalb von dem übergetretenen Juden Pfefferkorn und den Dominikanern in Köln aufs heftigste angegriffen wurde, worauf von beiden Seiten scharfe Schriften erschienen, namentlich aber in den 1515 veröffentlichten „Briefen der Dunkelmänner" die Dominikaner, überhaupt die Verfechter des Alten, mit vernichtendem Hohn übergossen wurden. Es ist bemerkenswert, wie sich Luther zu diesem Kampfe stellt. In zwei Briefen an Spalatin, der ihn um sein Urteil gebeten, spricht er sich entschieden für Reuchlin aus, welchen er als den ernstesten unter den Humanisten auch sonst hochhielt. Aber öffentlich auf die Seite der Humanisten sich zu stellen, konnte er sich nicht entschließen. Es war kein religiöses Interesse, für das sie kämpften, und in ihren „Briefen der Dunkelmänner" fand er zu wenig Wahrheitsernst und zu viel Schmähsucht. In einem Briefe an

denselben Spalatin spricht er seine Bedenken gegen den Berühmtesten unter den Humanisten, Erasmus von Rotterdam, aus, bei dem er den richtigen Begriff der Glaubensgerechtigkeit, eine tiefere Auffassung der Erbsünde, überhaupt eine den inneren Gehalt erfassende Schrifterklärung vermißt. Er betrachtet ihn nicht als Gegner, wünscht ihm vielmehr Anerkennung, befürchtet aber doch ungünstige Wirkungen von ihm. Wurde somit Luther in die litterarische Fehde, welche in jenen Jahren so viel Staub aufwarf, nicht hineingezogen, so ahnte er doch, wie die Anhänger des Alten ihm mehr und mehr feind wurden. Sein früherer Lehrer Trutvetter kehrte von Wittenberg nach Erfurt zurück, ohne Zweifel verstimmt durch Luthers wachsenden Einfluß an der Universität; in Erfurt selbst wurden ungünstige Gerüchte über Luther verbreitet, deren Inhalt uns jedoch nicht bekannt ist. Das konnte aber seiner Wirksamkeit keinen Einhalt thun. Viele strebsame junge Männer namentlich aus dem Augustinerorden zog sein Name nach Wittenberg, die bedeutendsten seiner Amtsgenossen, wie namentlich Karlstadt, traten auf seine Seite, so daß die biblische Lehrart unter allen Universitäten allein in Wittenberg herrschend wurde. Am kurfürstlichen Hofe waren Staupitz und Spalatin seine Fürsprecher, und der Kurfürst selbst bewies ihm bei manchen Veranlassungen seine Huld, so wenn er die Kosten seiner Doktorpromotion auf sich nahm, wenn er ihn ein andermal mit Tuch zu einer Kleidung beschenkte, welche Luther freilich für viel zu fein für einen Mönch hielt. Auch außerhalb Sachsens wurde sein Name schon genannt; so waren in Nürnberg durch den Juristen Scheurl, der Luthers Kollege in Wittenberg gewesen war, und durch seinen Freund Link, der ans dortige Augustinerkloster berufen wurde, einige einflußreiche Männer für ihn günstig gestimmt worden.

Sein Wirkungskreis erweiterte sich dadurch, daß Staupitz, als er zu einer Reise in die Niederlande veranlaßt war, ihm als seinem Stellvertreter die Aufsicht über die Augustinerklöster in Sachsen und Thüringen übertrug. In dieser Stellung machte er einige Visitationsreisen, so 1516 nach Grimma, Dresden und Erfurt, sowie in andre thüringische Klöster, im folgenden Jahre wieder nach Dresden, wo er in der Schloßkirche seines nachmaligen heftigen

Feindes, des Herzogs Georg, predigte und bei seinem späteren litterarischen Gegner Emser zu Tische war. Aber auch brieflich hatte er manches in diesen Klöstern zu ordnen. Bald waren es ökonomische Angelegenheiten, bald Fragen mönchischer Kleiderordnung, bald Fälle der Klosterdisziplin, bald wieder theologische Bedenken, die vor ihn gebracht wurden; und wenn wir in seinen Antworten lesen, mit welch evangelischer Milde er der Gefallenen sich annimmt, wie er die Vorsteher zur Demut und Sanftmut ermahnt, wie er in allem auf Gottes Walten hinweist, der oft durch Sünden von den Sünden heile; so beweist uns das, wie seine theologischen Ueberzeugungen bei ihm fruchtbar geworden waren fürs Leben. Die Geschäftslast, die auf ihm lag, war eine beinahe erdrückende, so daß er die für die Korrespondenz mit seinen Freunden erforderliche Zeit kaum finden und nur selten die von den Regeln seines Ordens geforderten Andachtsübungen in der Woche ganz verrichten konnte. Wie strenge er aber den Ordensregeln zu folgen bemüht war, zeigt sich darin, daß er dann am Sonntage das Versäumte nachzuholen suchte, wobei er freilich manchmal im Kopfe dämisch und zur Arbeit für lange unfähig wurde.

Hiezu kam, daß im Herbst 1516 die Pest in Wittenberg ausbrach. Seinem Freund Lange, der ihm zur Flucht riet, schrieb er: „Ich bin hieher gesetzt und darf des Gehorsams wegen nicht fliehen, bis derselbe Gehorsam es mir gebietet. Die Welt, hoffe ich, wird nicht einfallen, wenn Bruder Martin dahinfällt.“ Solche Mühen schwächten seine Gesundheit, so daß er 1517 schrieb: „Ich bekenne dir, daß mein Leben sich von Tag zu Tag dem Tode nähert.“

Dabei aber ist ihm wohl, weil der Druck, welcher früher auf seinem Gewissen lastete, weggenommen ist. Wohl ist auch in seinem späteren Leben noch manchmal von Anfechtungen die Rede; aber die Gewißheit der göttlichen Gnade können sie ihm nicht rauben, sondern nur vorübergehend verdunkeln. Das Wort des Apostels: „Nun wir denn sind gerecht worden, so haben wir Friede mit Gott“ bezeichnet am besten seinen damaligen Seelenzustand, und im Bewußtsein dieses Friedens kann er seine Zukunft getrost in Gottes Hand legen.

Zweites Buch.

1517—1521.

Erstes Kapitel.

Der Ablaßstreit.

Ich glaube, darum so rede ich; ich werde aber sehr geplaget. Ps. 116, 10.

Die alte christliche Kirche hatte solche Mitglieder, welche wegen gegebener Aergernisse ausgeschlossen worden waren, erst nachdem sie die Aufrichtigkeit ihrer Reue thatsächlich bewiesen hatten, wieder in ihre Gemeinschaft aufgenommen, und es waren bald gewisse äußere Handlungen wie Fasten, Almosengeben und dergl. als Erweisungen solcher Sinnesänderung betrachtet worden. Als später bei dem Eindringen weltlich gesinnter Massen in die Kirche eine solche Gemeindezucht sich nicht mehr durchführen ließ, hatte man, um das Heiligtum der Kirche doch einigermaßen vor Entweihung zu schützen, an die Stelle der unmöglich gewordenen Gemeindezucht die priesterliche Beichte gesetzt, durch welche der Reumütige Absolution erhielt, noch ehe er die Bußwerke vollbracht hatte, aber so, daß dieselben vom Beichtiger als Mittel zur Abbüßung der Sünden aufgelegt wurden, so daß derjenige, welcher diese Bußwerke versäumte, die Abbüßung im Fegfeuer nachzuholen hatte. So waren die Pönitenzen aus Zeichen der aufrichtigen Reue zu Mitteln geworden, Nachlaß der Sündenstrafen zu verdienen. Denn war auch der ewige Tod durch das Verdienst Christi weggenommen, so blieben doch die zeitlichen Strafen der Sünde, zu welchen auch das Fegfeuer gerechnet wurde, noch übrig, und sie sollten eben durch jene Leistungen abgebüßt werden. Als nun infolge der Ausbreitung des Christentums unter den deutschen Stämmen die altgermanische Rechtsanschauung, wonach alle nicht unehrlichen Verbrechen mit Geld oder Geldeswert gebüßt wurden, auch in die

Kirche eindrang; so fing man an, die früher gewöhnlichen Bußwerke in andre Leistungen zu verwandeln, wodurch dem Büßenden seine Bußübung erleichtert und zugleich für den Vorteil der Kirche gesorgt wurde. Namentlich wirkten die Kreuzzüge dazu mit, die Ablaßpraxis in dieser Richtung weiter zu entwickeln, da für die Teilnahme an einem Kreuzzuge völliger Ablaß in Aussicht gestellt war. Nun kam es bald dahin, daß nicht nur durch den Besuch heiliger Orte, das andächtige Anschauen kirchlich-theatralischer Aufführungen, sondern auch durch das Beisteuern von Geld zu kirchlichen Zwecken, wie zu Kreuzzügen und Türkenkriegen, zum Bau von Kirchen und Klöstern Ablaß erworben werden konnte. Die Scholastik begründete diese Ablaßpraxis durch die Lehre vom Schatze der Kirche, welcher, aus dem überschüssigen Verdienst Christi und den guten Werken der Heiligen bestehend, der Kirche zur Verwaltung anvertraut sei und von ihr in mütterlicher Milde ihren schwachen Kindern aufgeschlossen werde. Ja selbst für die schon im Fegfeuer befindlichen Seelen sollte mittels der Fürbitte der Kirche der durch die Leistungen eines andern erworbene Ablaß wirksam gemacht werden können. So war aus kleinen, unschuldig aussehenden Anfängen ein Greuel an hl. Stätte herangewachsen, der wie kein andrer der kirchlichen Mißbräuche ernsten Christen zum Aergerniß gereichen mußte. Denn mochte auch die Kirchenlehre zwischen der Vergebung der Sünde, welche im Sakramente der Beichte empfangen werde, und dem Nachlaß der zeitlichen Strafen, welcher durch den Ablaß vermittelt sei, unterscheiden, mochte sie auch einen reumütigen Sinn als Bedingung der Wirksamkeit des Ablasses fordern, die Masse des Volks fragte nichts nach diesen Unterscheidungen, es fühlte heraus, daß es den Häuptern der Kirche selbst nur um die äußere Leistung, nicht aber um die Gesinnung zu thun sei; und so glaubte die Menge geradezu Vergebung der Sünden erkaufen zu können, und die Kirche that nichts, diesen Wahn zu zerstören, die Ablaßprediger insbesondere nährten ihn auf jede Weise.

Luther mit seiner tiefen Empfindung des Zornes Gottes konnte durch den Ablaß „von dem furchtsamen flüchtigen Gewissen nicht erlöset werden", er zählt sich unter diejenigen, „die auf solchen

Kauf und Losgeben des Papstes nicht hätten gebauet, und wann sie die Welt sollten verdienet haben". Daß er aber doch nicht früher gegen den Ablaß auftrat, erklärt sich nicht nur aus seiner Ergebenheit gegen die Kirche, in deren Namen und Auftrag derselbe gepredigt wurde, sondern auch daraus, daß er durch die scholastischen Spitzfindigkeiten, welche zur Rechtfertigung desselben vorgebracht wurden, sich täuschen ließ, wie er selbst gesteht, daß er anfänglich „den Greuel nicht verstand noch anzugreifen wußte". Als er aber das Leben besser kennen lernte und sah, wie das Volk den Ablaß anwandte, da ergriff ihn eine heilige Entrüstung, welche sich freilich zuerst nur gegen das kehrte, was er als Mißbrauch des Ablasses betrachtete, bis er durch den Widerspruch, welchen er erfuhr, und dadurch, daß jene Mißbräuche von kirchlicher Seite in Schutz genommen wurden, sich weiter und weiter getrieben sah, nicht nur zur Verwerfung des Ablasses an sich, sondern schließlich auch bis zum Bruch mit der Kirche. So hat er bei seinem ersten Auftreten keine Ahnung von dem gehabt, was daraus sich entwickeln sollte. Aber darin zeigt sich eben Gottes Hand im Werke der Reformation, daß dieselbe nicht nach irgend eines Menschen Plan erfolgte, daß vielmehr derjenige, welcher das Hauptwerkzeug dabei war, gegen seinen Willen Schritt für Schritt einem Ziele zugeführt wurde, an das er anfänglich nicht von ferne gedacht hatte.

Das Ablaßunwesen war, je mehr das Papsttum entartete, immer unerträglicher geworden, vergeblich hatte das Konzil zu Konstanz dasselbe einzuschränken gesucht. Je mehr die Päpste als Landesherren auftraten und in politische Händel verwickelt wurden, desto mehr brauchten sie Geld, und um solches herbeizuschaffen, gab es kein bequemeres Mittel als die Ablaßpredigt. Julius II. hat, um seine Kriege zu führen, Leo X., angeblich um die Peterskirche zu bauen, in Wahrheit aber um für seine übermäßige Prachtliebe und Verschwendung die Mittel sich zu verschaffen, Ablaß predigen lassen. Ganz als Finanzoperation wurde die Sache betrieben. Im Jahre 1516 hatte Leo X. eine Bulle erlassen, worin er denen, welche Ablaß kaufen würden, Zusicherungen machte, die alles bisher Dagewesene weit hinter sich ließen; von allen Sünden, wie groß sie immer sein mochten, von allen kirchlichen Strafen

wurde Befreiung verheißen. In ihre Täuflingsunschuld sollten die Kaufenden wieder eingesetzt werden, so daß ihnen, wenn sie stürben, die Pforte des Paradieses offen stünde. Neben dem Bau der Peterskirche sei es dem hl. Vater einzig um das Heil der Seelen zu thun, darum habe er, wie der Herr Jesus seine Apostel, die Kommissäre für den Ablaß ausgesandt. Unter den drei Kommissären, zwischen denen Deutschland geteilt wurde, war ein deutscher Kirchenfürst, einem der ersten Fürstengeschlechter Deutschlands entsprossen. Albrecht, Markgraf von Brandenburg, Erzbischof von Magdeburg, Administrator des Bistums Halberstadt, war auch zum Erzbischof von Mainz gewählt worden, dadurch war er Kurfürst und Reichserzkanzler, der erste Mann in Deutschland. Aber er hatte das erzbischöfliche Pallium, diesen aus Lämmerwolle verfertigten, mit Kreuzen durchwirkten, über dem Grabe des Apostelfürsten geweihten Tuchstreifen, dessen Besitz erst zu Führung des erzbischöflichen Amtes zu berechtigen schien, um teures Geld vom Papste gekauft. Dadurch und durch sein verschwenderisches Leben war er sehr verschuldet, namentlich gegen das Haus Fugger in Augsburg, welches das Geld zum Kauf des Pallium vorgestreckt hatte. Er war ein fein gebildeter Mann, Beschützer der Humanisten, Freund des Erasmus, Pfleger der Künste und Wissenschaften, so daß er von Hutten durch eine Lobrede verherrlicht wurde. Dieser Mann pachtete nun, um sich aus seinen Geldverlegenheiten zu helfen, unter dem Titel als apostolischer Generalkommissär den Ablaßhandel in einem großen Teile von Deutschland gegen die Hälfte des Reinertrags und sandte dann seine Ablaßprediger umher. Die vorsichtigen Fugger aber stellten denselben ihre Kommis an die Seite, um das Geld, welches sie an Albrecht zu fordern hatten, sofort in Empfang zu nehmen. Es ist beachtenswert, daß die beiden Männer, welche in Italien und Deutschland als die Häupter der Aufklärung gepriesen wurden, Leo und Albrecht, die Hauptrolle bei diesem schmählichen Handel spielten. Es ist dies zugleich der deutlichste Beweis dafür, daß die Aufklärung niemals eine Reformation herbeigeführt hätte. Albrecht gab seinen Ablaßpredigern eine, später in die Oeffentlichkeit gelangte Instruktion mit, in welcher ihnen nicht nur für ihr persönliches Verhalten Vorschriften gegeben wurden, die ihre sittliche Zuverlässigkeit in sehr zweifelhaftem Lichte erscheinen lassen, sondern in welcher besonders auch die Gnaden, welche der Ablaß gewähren sollte, auseinander gesetzt wurde. Es sind deren vier. Die erste ist vollkommene Sündenvergebung, Wiedererlangung der Gnade Gottes und Befreiung vom Fegfeuer unter der Bedingung, daß man ein zerknirschtes Herz habe, beichte, oder es wenigstens beabsichtige, das Abendmahl genieße, die sieben Altäre der Kirche besuche und fünf Vaterunser und Ave Maria bete. Eine Taxe von fünfundzwanzig bis zu einem halben Goldgulden, je nach Stand und Vermögen, ist beigefügt. Die zweite Gnade besteht in einem Beichtbrief, der die Vollmacht gibt, sich seinen Beichtvater selbst zu wählen, der von allen Kirchenstrafen und einmal im Leben, sowie in der Todesstunde von den schwersten Verbrechen absolvieren darf. Die dritte Gnade besteht im Anteil an allen Gütern der Kirche, an den Fürbitten und Wallfahrten aller Kirchenglieder, die vierte endlich gilt den Seelen im Fegfeuer. Jede dieser Gnaden mußte besonders bezahlt werden, bei den drei letzten war, wie ausdrücklich bemerkt wird, Reue und Beichte nicht erforderlich.

Unter den Ablaßpredigern war der betriebsamste der marktschreierische Dominikanermönch Tetzel, der schon seit 1502 Ablaß gepredigt, ein sittenloser Mensch, der in Innsbruck wegen Ehebruchs zum Tode verurteilt, dann auf Friedrichs des Weisen Fürbitte zu lebenslänglicher, in Leipzig zu verbüßender Gefängnisstrafe verurteilt, bald aber durch den Einfluß hochgestellter Männer, namentlich auch des Erzbischofs Albrecht, in Freiheit gesetzt worden war.

Wenn Tetzel eine Stadt besuchen wollte, meldete er zuvor seine Ankunft, damit ihm ein feierlicher Empfang bereitet werde. Die Bürgerschaft stellte sich in Waffen auf, der Rat und die Schüler zogen ihm entgegen unter dem Geläute der Glocken, mit Fahnen und brennenden Kerzen. Er zog in reichem Meßgewande einher; ein rotes Kreuz mit dem päpstlichen Wappen und die päpstliche Ermächtigung zur Ablaßpredigt auf einem Samtkissen wurde ihm vorangetragen. Der Zug ging in die Kirche. Dort predigte er in den überschwenglichsten Ausdrücken von der Kraft

des Ablasses. Das Ablaßkreuz mit dem päpstlichen Wappen vermöge soviel als Christi Kreuz; sobald der Groschen im Kasten klinge, sei die Seele frei und fahre aus dem Fegfeuer. Durch solche Reden lockte er die bethörte Menge an, und wenn er auch der Reue und Beichte Erwähnung that, so geschah es doch in einer Weise, daß den Zuhörern das Kaufen des Ablasses als das Wesentlichste erscheinen mußte. Daneben drohte er, er wolle denen, die wider den Ablaß redeten, die Köpfe abreißen lassen und sie blutig in die Hölle stoßen. Nach der Predigt verlas er die päpstliche Vollmacht und stellte sich dann am Ablaßkasten auf. Die Leute kamen mit brennenden Kerzen heran, bekannten ihre Sünden, zahlten die angesetzte Taxe und erhielten darauf den „Gnadenzettel".

Luther hatte von diesem Treiben Tetzels gehört, als er im April 1516 sich auf einer Inspektionsreise in Grimma befand. In einer Predigt am 10. Trinitatissonntag sprach er sich zuerst öffentlich über die Ablässe aus, „welche, obgleich sie Christi und seiner Heiligen Verdienst sind und deshalb mit aller Ehrfurcht aufgenommen werden sollen, doch zum ärgsten Werkzeug der Habsucht sind gemacht worden". Wiederum predigt er über den Ablaß am 24. Februar 1517, kurz vor der großen Reliquienausstellung in Wittenberg. Auch auf dem Schloß habe er wider den Ablaß gepredigt, damit aber „bei seinem Fürsten schlechte Gnade verdient, da dieser sein Stift auch sehr lieb hatte". Im Herbst des Jahres kam Tetzel mehr in die Nähe von Wittenberg. Die Stadt selbst, überhaupt die kurfürstlichen Lande, durfte er nicht betreten, damit dem Ablaß, welcher mit dem Besuch der vom Kurfürsten gesammelten Reliquien verbunden war, kein Abbruch geschehe. Aber nach dem nahe gelegenen Jüterbock eilten die Leute zu ihm. Frevelhafte Aeußerungen desselben kamen zu Luthers Ohren, z. B. daß er sich gerühmt habe, mit seinem Ablaß mehr Seelen erlöst zu haben als der Apostel Petrus mit seiner Predigt. In der Beichte besonders wurde Luther auf den verderblichen Einfluß Tetzels aufmerksam, indem unbußfertige Sünder, denen er die Absolution verweigerte, sich auf die gekauften Ablaßbriefe beriefen. Außerdem ergingen an ihn viele mündliche und schriftliche Anfragen, was er von den unerhörten Ausdrücken, mit welchen der Ablaß gerühmt

werde, denke. Denn das Treiben Tetzels war so frech, daß in allen Ständen Bedenken sich erhoben, aber öffentlich dagegen aufzutreten wagte niemand. Luther aber trieb sein Gewissen, alle menschlichen Rücksichten, die auch ihn hätten zum Schweigen veranlassen können, hintan zu setzen und gegen den Greuel an heiliger Stätte Zeugnis abzulegen. An den Bischof von Brandenburg, zu dessen Sprengel Wittenberg gehörte, sowie an andre Bischöfe hatte er sich in Briefen gewendet. Den entscheidenden Schritt aber that er am 31. Oktober. In der Nacht zuvor soll der Kurfürst Friedrich im Traum einen Mönch, ehrbaren Angesichts, einen Sohn des Paulus, dem alle Heiligen als einem Gesandten Gottes Zeugnis gaben, gesehen haben, der etwas an die Schloßkirche zu Wittenberg schreibe mit so langer Feder, daß sie bis Rom reichte, einem Löwen, der dort saß, durchs Ohr ging und an die dreifache Krone stach, so daß diese von dem Haupte des Papstes zu fallen anfing. Der Mönch habe auf Befragen erklärt, diese Feder sei von einer hundertjährigen Gans und einer seiner Schullehrer habe sie ihm verehrt. Diesen Traum habe der Kurfürst sofort nach dem Erwachen niedergeschrieben und erklärt, er werde ihn nicht vergessen, und wenn er noch tausend Jahre leben sollte. Obwohl aber dieser Bericht angeblich auf Spalatin, den vertrauten Hofprediger des Kurfürsten, zurückgeht, so sind doch gegen seine Geschichtlichkeit so manche Bedenken geltend gemacht worden, daß wir dieselbe nicht zu behaupten wagen.

Es war der Tag vor Allerheiligen. An diesem Feste beging man die Kirchweihe der Schloßkirche in Wittenberg, mit deren Feier auch Ablässe verbunden waren. Mochte aus diesem Grunde eine öffentliche Belehrung über den Ablaß jetzt gerade am Platze zu sein scheinen, so schienen Rücksichten der Klugheit sie eben jetzt am meisten zu widerraten, weil dadurch nicht nur der Tetzelsche, sondern auch der Wittenbergsche Ablaß beeinträchtigt und dadurch die Bürgerschaft, die Universität und der Kurfürst vor den Kopf gestoßen werden konnten. Dies war wohl der Grund, weshalb Luther seinen Umgebungen nichts von dem Schritte mitteilte, den er zu thun im Begriffe war. Wohl aber ging er mit seinem Gott zu Rate: „Als ich zu schreiben begann, sagte ich Gott mit großem

Ernste, wollte er je ein Spiel anfangen mit mir, daß er es allein für sich thäte und behüte mich davor, daß er mich nicht darein menge, das ist meine eigne Weisheit." Nicht unmittelbar ans Volk wollte er sich wenden, denn obwohl ein Meister populärer Rede, war er doch nichts weniger als ein Agitator. Vielmehr im Kreise der Gelehrten wollte er die Besprechung der Ablaßfrage anregen, und hiezu waren lateinische Thesen die herkömmliche Form. Dabei beabsichtigte aber Luther nicht eine bloß gelehrte Erörterung, sondern sein Ziel war das praktische, die schreienden Mißbräuche beim Ablaßhandel zu beseitigen. So hielt er es für eine Pflicht der Ehrlichkeit, nicht an die Oeffentlichkeit zu treten, ohne demjenigen seiner kirchlichen Vorgesetzten, der bei der Ablaßsache am meisten beteiligt war, dem Erzbischof Albrecht, Mitteilung davon zu machen. Am 31. Oktober schrieb er ihm einen Brief in Ausdrücken mönchischer Unterwürfigkeit gegen den hohen Kirchenfürsten, in welchem er ihn bittet, die den Ablaßpredigern unter des Erzbischofs Namen, aber wohl ohne sein Wissen, gegebene Instruktion zurückzunehmen, sonst könnte es geschehen, daß dieselbe zum Schimpf für den Erzbischof öffentlich widerlegt würde. Diesem Schreiben legte er seine Thesen zur Kenntnisnahme bei.

Was er dem Erzbischof in Aussicht gestellt, that er noch an demselben Tage. Vor dem Abendgottesdienst, nach andern schon mittags 12 Uhr, schlug er an der Thüre der Schloßkirche 95 lateinische Thesen an unter der Aufschrift: „Disputation des Theologen Dr. Martin Luthers zur Erklärung der Kraft der Abläße." Wir teilen die bezeichnendsten dieser Sätze in deutscher Uebersetzung mit: These 1 sagt: „Unser Herr — will, daß das ganze Leben der Gläubigen Buße sei." These 2: „Solch Wort „Buße" kann nicht — von der Beichte und Genugthuung verstanden werden, welche durch der Priester Amt geübt wird." These 5: „Der Papst will nicht und kann nicht irgend eine andre Pein (Strafe) erlassen außer derjenigen, welche er — auferlegt hat." These 6: „Der Papst kann keine Schuld vergeben, außer sofern er erklärt und bestätigt, sie sei von Gott vergeben." These 22: „Der Papst erläßt den Seelen im Fegfeuer keine Pein, die sie nach den kirchlichen Satzungen in diesem

Leben hätten erleiden müssen." These 26: „Der Papst thut sehr wohl daran, daß er nicht aus Gewalt des Schlüssels, die er (in betreff der im Fegfeuer Befindlichen) gar nicht hat, sondern durch Fürbitte den Seelen Erlaß gibt." These 27: „Eitel Menschenlehre ist's, daß, sobald der Groschen im Kasten klinge, die Seele aus dem Fegfeuer fliege." These 33: „Sehr hüten muß man sich vor denen, welche sagen, des Papstes Ablaß sei jenes unschätzbare Geschenk Gottes, dadurch der Mensch Gott versöhnt werde." These 40: „Wahrhafte Reue sucht und liebt die Pein der Buße, der Reichtum des Ablasses aber macht sie leicht und bewirkt, daß man ihr gram werde." These 41: „Vorsichtig soll man den Ablaß predigen, damit das Volk nicht meine, er werde den andern guten Werken der Liebe vorgezogen." These 42: „Man soll die Christen lehren, es sei nicht der Sinn des Papstes, daß Ablaßkauf den Werken der Barmherzigkeit irgend zu vergleichen sei." These 49: „Man soll die Christen lehren, daß die Abläße des Papstes nützlich seien, soferne man nicht sein Vertrauen auf sie setze, daß sie aber gar schädlich werden, wenn man die Furcht Gottes durch sie verliere." These 50: „Man soll die Christen lehren, wenn der Papst der Ablaßprediger Schinderei kennte, so würde er lieber haben, daß St. Peters Kirche zu Asche werde, als daß sie mit seiner Schafe Haut und Bein gebauet werde." These 60: „Die Schlüssel der Kirche, durch Christi Verdienst ihr verliehen, ist der Schatz, aus welchem der Papst Ablaß gibt." These 62: „Der wahre Schatz der Kirche ist das hochheilige Evangelium von der Herrlichkeit und Gnade Gottes." These 71: „Wer wider die Wahrheit der apostolischen Abläße redet, sei verflucht." These 72: „Wer wider die losen Worte eines Ablaßpredigers Sorge trägt, sei gebenedeit."

Wir sehen, daß Luther in diesen Thesen von demjenigen Begriffe ausgeht, dessen Mißverstand dem ganzen Ablaßwesen zu Grunde lag, vom Begriff der Buße. Da unterscheidet er nun die Buße im biblischen Sinne von der Leistung gewisser Bußwerke, was man im kirchlichen Sprachgebrauch unter dem Wort Buße verstand. Ist jene biblische Buße das für alle zum Heil Notwendige, so hat es der Ablaß ausschließlich mit diesen Bußwerken

zu thun. Solche aufzulegen und daher auch sie nachzulassen, steht dem Papste zu vermöge seiner Schlüsselgewalt, welche sich aber nur über die Lebenden erstreckt, weshalb er auf das Schicksal der Verstorbenen nur mittels der Fürbitte Einfluß üben kann. Aber auch die Lebenden dürfen auf des Papstes Ablaß weder ihr Vertrauen setzen, noch meinen, sie seien durch denselben von den Werken christlicher Liebe befreit. So wird der Ablaß nicht verworfen, aber er wird aus einem Bestandteil der Heilsordnung zu einem bloßen Stück der äußeren Kirchenordnung gemacht, wobei Luther voraussetzt, oder wenigstens redet, als setzte er voraus, daß dies auch des Papstes Meinung vom Ablasse sei. Am Abende desselben 31. Oktober hat Luther in der Schloßkirche gepredigt zur Einleitung des Kirchweihfestes. Auch in dieser Predigt kommt er auf die Ablässe zu reden. Er spricht davon in sehr ruhiger Weise, wobei er auch jene Unterscheidung macht zwischen der Herzensbuße und der sakramentlichen mit ihren Bußwerken und in betreff der letzteren bekennt, er wisse nicht, wo die Schrift von ihr rede.

Luther hatte nicht beabsichtigt, seinen Thesen eine weitere Verbreitung zu geben; waren es ja doch nicht feststehende Resultate, sondern Sätze, die nach seiner Ansicht erst noch weiterer Erörterung bedürftig waren. Aber sie gaben dem Ausdruck, was so viele Herzen erfüllte, „darum liefen sie schier in vierzehn Tagen durch ganz Deutschland, und in vier Wochen hatten sie schier die ganze Christenheit durchlaufen, als wären die Engel selbst Botenläufer." Bei nicht wenigen fanden sie herzlichen Beifall, so rief Dr. Fleck im Kloster zu Steinlausig, als er die Thesen las: „Hoho, er ist kommen, der es thun wird" und schrieb an Luther einen ermunternden Brief. Tetzel erntete jetzt an manchen Orten statt des Geldes Spott. Aber gerade in Luthers Umgebung war man erschrocken über den kühnen Schritt. „Was wollet ihr machen? man wird's nicht leiden", sprach zu ihm sein juridischer Freund und Kollege Schurf. Die Augustinermönche insonderheit, die sich hoher päpstlicher Gunst erfreuten, und daher dem Papsttum sehr ergeben waren, entsetzten sich über die Kühnheit ihres Ordensbruders und fürchteten, wenn er brennen müßte, so möchte das dem ganzen Orden zum Schimpf gereichen und den Dominikanern

Veranlassung zu schadenfrohem Hohne geben. Auch auf die Hilfe seines Kurfürsten konnte er nicht rechnen, denn mochte es diesem auch erwünscht sein, daß dem Ablaßhandel Tetzels, durch welchen so viel Gold seinen Unterthanen abgenommen wurde, Abbruch gethan worden war, so konnte doch ein Angriff auf den Ablaß überhaupt, wie er von Luther ausgegangen war, einem Fürsten, der selbst den Ablaß in seinem Lande beförderte, nicht erwünscht sein. So stand Luther, wenn auch im Herzen ihm noch so viele zustimmen mochten, allein auf dem Kampfplatz. Zur Disputation über seine Thesen kam es nicht, da kein Gegner die Herausforderung annahm; nur um so mehr aber wurden dieselben Veranlassung zu anderweitigen Angriffen auf ihn. Er selbst war über das Aufsehen, das sein Wort gemacht, erschrocken, dazu durch leibliche Schwäche heruntergestimmt. Nicht das Gefühl der eignen Kraft, wie es die Welt von ihren Helden erwartet, und wie man es wohl auch Luther angedichtet hat, erfüllte ihn, vielmehr ist auch ihm die Erfahrung nicht erspart geblieben, welche der Apostel Paulus machen mußte, da der Herr zu ihm sprach: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn in der Schwachheit vollendet sich meine Kraft." Aber sein Gottvertrauen half ihm durch: „Ist's in Seinem Namen angefangen, sprach er zu seinen Ordensbrüdern, so laßt denselbigen machen." Dieses Gottvertrauen gab ihm den Mut, sich um diese Zeit als Bruder Eleutherius, d. h. der Freie, in seinen Briefen zu unterzeichnen. Zur Erläuterung seiner Thesen schrieb er für das Volk seinen Sermon vom Ablaß und Gnade, dessen Veröffentlichung er aber auf den Wunsch seines Bischofs hinausschob, so daß er erst im Frühjahr 1518 verbreitet wurde. In populärer Weise zeigt er hier, daß die göttliche Gerechtigkeit keine Genugthuung begehre, denn allein herzliche und wahre Reue mit Vorsatz, das Kreuz Christi zu tragen und gute Werke zu üben. Es sei ein großer Irrtum, so jemand meine, er wolle genug thun für seine Sünden, so doch Gott dieselben umsonst aus unschätzlicher Gnade verzeihe. Der Ablaß sei nicht geboten, sondern nur zugelassen um der faulen Christen willen, die sich nicht wollen kecklich üben in guten Werken. Vor allen Dingen soll man seinem armen Nächsten geben; ist niemand mehr

in der Stadt, welcher der Hilfe bedarf, so soll man geben für die Kirche in der eignen Stadt, und wenn das nicht mehr not ist, dann erst zu dem Gebäude St. Peters, und auch das nicht um Ablaß willen. „Wer anders sagt, der verführt dich und sucht deine Seel in deinem Beutel, und fände er einen Pfennig drinnen, das wäre ihm lieber als alle Seelen!"

Inzwischen waren von seiten der Dominikaner die ersten Angriffe auf Luther erfolgt. Waren sie als Anhänger des heiligen Thomas von Aquino, der von der Gewalt des Papstes und von der Kraft des Ablasses die überschwenglichsten Ansichten ausgesprochen hatte, an sich schon im entschiedensten Gegensatz gegen Luthers Thesen, so fühlten sie sich durch ihre Eifersucht gegen die Augustiner und die Schmach, welche ihrem Ordensbruder Tetzel widerfahren war, noch besonders aufgefordert, gegen ihn aufzutreten. Tetzel selbst hatte in Frankfurt a. O. sich die theologische Doktorwürde erworben und aus dieser Veranlassung Thesen über den Ablaß veröffentlicht, in welchen jene Anschauung des hl. Thomas zum Ausdruck kam, von welchen es sich aber nachmals herausstellte, daß nicht Tetzel, sondern der Frankfurter Professor Konrad Wimpina der Verfasser war. Auch die Dominikaner am päpstlichen Hofe nahmen sich der Sache an. Silvester Prierias, Magister des heiligen Palastes, welchen der Papst zum Inquisitor bestellt hatte, behandelte in seinem „Dialogus" die Sätze Luthers in absprechendem Tone vom Standpunkte der päpstlichen Unfehlbarkeit aus. Luther erschrak, als er sah, daß sein Auftreten auch am päpstlichen Hofe Aufsehen erregt hatte, als er aber die Schrift gelesen und die Nichtigkeit ihrer Darlegung erkannt hatte, beruhigte er sich wieder.

Er schwieg zu den Angriffen des Wimpina und Prierias, denn um Streit war es ihm so wenig zu thun, daß er es in einer Predigt mißbilligte, als die Studenten in Wittenberg Tetzels Thesen öffentlich verbrannten. In der Stille arbeitete er weiter.

Inzwischen war ein neuer Gegner aufgetreten in der Person des gelehrten Dr. Eck in Ingolstadt. Erst vor kurzem hatte es geschienen, als ob zwischen ihm und Luther ein freundschaftliches Verhältnis sich bilden wolle, und nun verbreitete er unter der

Hand seine „Obelisken" (das Wort bedeutet die kleinen Pfeile, mit denen man in Büchern auf die verdächtigen Stellen aufmerksam machte), d. h. Anmerkungen zu Luthers Thesen, worin er ihm vorwirft, daß er das Gift böhmischer Ketzerei ausbreite, und ihn als einen Mann des Umsturzes hinstellt. Gegen diesen Vorwurf verwahrt sich Luther in seinen Asterisken (d. h. Sternchen, das Zeichen, durch welches im Buchdruck auf eine Anmerkung verwiesen wird), in welchen er dem scholastischen Standpunkt Ecks gegenüber auf die heilige Schrift und auf die heiligen Väter sich beruft. Etwa um dieselbe Zeit, d. h. im August 1518 erscheint seine ausführlichste Schrift über die Ablaßfrage, die Resolutionen. Hier werden die 95 Thesen eingehend erläutert und begründet. Bei genauerer Betrachtung aber zeigt es sich, daß Luther seit Abfassung derselben an evangelischer Erkenntnis und Klarheit gewachsen ist. Jetzt wird, was in den Thesen noch nicht geschehen war, der Glaube in Beziehung zur Ablaßfrage gebracht. Hatte Luther in den Thesen als Bedingung der göttlichen Vergebung die ernstliche Reue gefordert, so wird hier der größte Nachdruck darauf gelegt, daß der Glaube Vergebung der Sünden erlange, und dieser Glaube wird in echt evangelischer Weise beschrieben, nicht als das Fürwahrhalten der kirchlichen Lehre, sondern als das Vertrauen des reumütigen Sünders auf Gottes Verheißung und die Wunden Christi. Nur auf diesem Wege gelange man zur Gewißheit der Vergebung, denn die eigne Zerknirschung lasse immer wieder dem Zweifel Raum, ob sie genügend sei. Ebensowenig sei die Aufzählung der einzelnen Sünden in der Beichte Bedingung der göttlichen Vergebung, da dieselbe ja unmöglich sei. Weniger entschieden lauten seine Worte in betreff des Verhältnisses der priesterlichen Absolution zur göttlichen Vergebung. Die Absolution, auf dies kommt er in der Hauptsache hinaus, soll uns der Vergebung, welche der Glaube wirkt, gewiß machen. Sie erfolgt vermöge des Wortes der Verheißung: „Was du auf Erden lösen wirst u. s. w.", und nur wenn wir dieser Verheißung trauen, kann die kirchliche Absolution uns etwas helfen. Ohne Glauben helfen die Sakramente nicht zum Heil. — Hatte Luther ferner in den Thesen einen aus den Verdiensten Christi und der Heiligen

bestehenden, der Kirche zur Verfügung stehenden Gnadenschatz anerkannt, so ist das in der Resolution nicht mehr der Fall, denn, sagt er, kein Heiliger habe die Gebote Gottes ganz erfüllt, noch weniger könne daher von überflüssigen guten Werken der Heiligen die Rede sein. — Der päpstliche Ablaß an sich wird auch hier noch nicht verworfen, aber nur aus schuldigem Gehorsam, weil man der päpstlichen Autorität ehrfurchtsvoll weichen müsse, seien die Kommissäre des pästlichen Ablasses zuzulassen. Schließlich kommt er zu dem Ergebnis, daß die Kirche einer Reformation bedürfe, welche herbeizuführen aber nicht die Sache eines Papstes oder eines Konzils, sondern Gottes selbst sei, der auch die rechte Zeit dazu kenne. Nicht bloß durch die richtigere, konsequentere Fassung einzelner Lehrpunkte bezeichnen übrigens diese Resolutionen einen Fortschritt, sondern namentlich auch dadurch, daß die Ablaßfrage mit der ganzen christlichen Heilslehre in Beziehung gesetzt wird und schon die Ahnung aufdämmert, dieselbe könnte zur Reformation der Kirche überhaupt führen.

Noch aber dachte Luther so wenig an einen Bruch mit dem Papste, daß er demselben diese Schrift widmete, sie ihm durch Staupitz überreichen ließ und eine Zuschrift an ihn beifügte. Er verwahrt sich darin gegen die Verleumdungen, die auch nach Rom gedrungen seien, als wäre er ein Erzketzer; dann zeigt er, wie er zu seinem Auftreten genötigt worden sei, und erklärt, daß er nicht widerrufen könne. Zugleich aber bezeugt er: „Eure Stimme werde ich als Stimme Christi, der in euch regiert und redet, anerkennen. Habe ich den Tod verdient, so weigere ich mich nicht zu sterben, denn die Erde ist des Herrn und was darin ist."

Wie sind diese Worte Luthers zu verstehen? Spricht aus ihnen eine kleinmütige Unterwürfigkeit, wie man von der einen Seite behauptet hat, oder enthalten sie eine trügerische Zusage, welche Luther nachher gebrochen hätte, wie ihm andre vorwerfen? Wir glauben keines von beiden. Daß Luther die Wahrheit seiner Lehren von dem päpstlichen Urteil hätte abhängig gemacht, davon steht hier kein Wort, das würde auch dem widersprechen, was er von der Unmöglichkeit des Widerrufs sagt. Nur sein Leben überläßt er der päpstlichen Entscheidung. Denn er war überzeugt, daß Leo X., der sich Reuchlins angenommen hatte, den Stimmen der Fanatiker, wie des Ketzerrichters Hoogstraten in Köln kein Gehör schenken werde, weshalb Luther auch auf eine Schrift des letzteren, worin er die Einleitung des Ketzerprozesses gegen ihn verlangte, nur kurz und im Tone tiefster Entrüstung antwortete.

Gegen Tetzel, der seinen Sermon von Ablaß und Gnade angegriffen hatte, richtete er, ohne jedoch dessen Namen zu nennen, die in derbem Tone abgefaßte Schrift: „Freiheit des Sermons päpstlichen Ablaß und Gnade belangend", worin er nicht nur die sechs von Tetzel vorgebrachten Gründe widerlegt, sondern auch den Ketzernamen zurückweist, da ein Ketzer nur sei, der die Stücke nicht glaubt, die zu glauben not und geboten sind, während doch die Gegner selbst gestehen, daß der Ablaß nicht geboten, auch nicht not sei zur Seligkeit. Zum Schluß nimmt er Kurfürst Friedrich gegen den Vorwurf in Schutz, daß er christlicher Wahrheit zum Nachteil Luther schütze.

Während dieser Streitigkeiten über den Ablaß war Luther veranlaßt, einer Versammlung der deutschen Augustiner in Heidelberg anzuwohnen. Trotz der Befürchtungen seiner Freunde unternahm er im Gehorsam gegen seine Ordensobern die Reise, versehen mit einem Geleitschreiben des Kurfürsten. Nach dem 11. April reiste er zu Fuß in Begleitung eines Boten von Wittenberg ab, mit so wenig Geld versehen, daß er nicht einmal den Boten bezahlen konnte. Von Würzburg aus, wo er am 17. April angelangt und von dem Bischof aufs freundlichste aufgenommen worden war, setzte er die Reise in Gesellschaft andrer Augustinermönche zu Wagen fort und kam etwa am 21. April in Heidelberg an. Große Gunst erfuhr er hier von dem Pfalzgrafen Wolfgang, der, weil er in Wittenberg studiert hatte und 1515 zum Rektor der dortigen Universität gewählt worden war, zu den Wittenbergern eine besondere Zuneigung hatte. Am 26. April, als die Verhandlungen des Augustinerkonvents geschlossen waren, fand, wie das auch sonst bei Kapitelsversammlungen geschah, eine Disputation im Hörsaale des Klosters statt. Luther verteidigte eine Anzahl von Thesen, welche er über die von ihm gelehrte

Theologie abgefaßt, und denen er einige Sätze aus der Philosophie angehängt hatte.

Diese Disputation wurde das Mittel, auch in Süddeutschland seiner Sache Eingang zu verschaffen. Fast alle Zuhörer wurden von Bewunderung fortgerissen, so daß der Pfalzgraf in einem Schreiben an den Kurfürsten bezeugen konnte: „Dr. Martinus hat sich also geschickt gehalten, daß er nit ein klein Lob Euer Liebden Universität gemacht hat. Es wurde ihm auch großer Preis von vielen gelehrten Leuten nachgesagt.“ Namentlich die akademische Jugend hörte ihn mit Begeisterung. Unter derselben waren vier junge Männer, welche infolge der damals erhaltenen Anregung später Mitarbeiter Luthers geworden sind, nämlich Johann Brenz, nachmals Reformator von Schwäbisch Hall und um die Begründung der evangelischen Kirche im Herzogtum Württemberg hochverdient; Erhard Schnepf, welcher bei der ersten Einführung der Reformation in Württemberg die lutherische Lehre vertrat; Theodor Billican, der Reformator von Nördlingen, und Martin Butzer, einer der ersten Prediger des Evangeliums in Straßburg.

Auf der Rückreise suchte Luther mit seinen beiden alten Lehrern Usingen und Trutvetter, welche in den von ihm eingeschlagenen Weg sich nicht zu finden wußten, sich zu verständigen. Aber vergebens. Am 15. Mai traf er wieder in Wittenberg ein.

Zweites Kapitel.

Verhandlungen mit Rom.

Sie denken nur, wie sie ihn dämpfen.
Ps. 62, 5.

Papst Leo X., ein Sohn des Lorenzo von Medici, und schon vermöge dieser Abstammung ein Anhänger der humanistischen Geistesrichtung und Freund der Gelehrten, hatte auch gegen sehr freisinnige theologische Ansichten nichts einzuwenden, wenn nur das päpstliche Ansehen unangetastet blieb. Die Hoheit seiner Stellung

recht zu genießen, lag ihm am meisten am Herzen. Die Wahrheit war ihm nur ein Gegenstand geistreichen Spiels, nicht eine Macht über die Gewissen. Ueber die Thesen Luthers äußerte er sich teils verächtlich als über das Werk eines trunkenen Deutschen, teils erkannte er die Begabung Luthers an und sah im ganzen Ablaßstreite nur einen Zank neidischer Mönche, dem er dadurch meinte ein Ende machen zu können, daß er dem zum Ordensgeneral der Augustiner bestimmten Gabriel von Venedig den Auftrag gab, den Mönch zum Schweigen zu bringen. Als aber Luther in seinen Behauptungen weiter ging, die Bewegung in Deutschland sich ausbreitete und die Gegner aus dem Dominikanerorden, namentlich Prierias, zu entschiedenerem Vorgehen aufforderten, da ließ er gegen ihn den förmlichen Ketzerprozeß einleiten. In der mit Führung desselben beauftragten Kommission hatte Prierias die einflußreichste Stimme. Luther erhielt am 7. August die Aufforderung, sich binnen sechzig Tagen in Rom zu stellen, und am 23. August schrieb der Papst an den Kurfürsten und verlangte von ihm, daß er Luther, welcher sich seines Schutzes rühme, nach Rom abführen lasse. Um ihn williger zu machen, ließ man den Kurfürsten unter der Hand wissen, daß ihm der Papst die goldne Rose zu übersenden gedenke, ein von den Fürsten hochgeachtetes Zeichen päpstlicher Gewogenheit. Der Kurfürst aber wünschte, daß Luthers Sache in Deutschland entschieden werde, und wußte den päpstlichen Legaten dahin zu bestimmen, daß er denselben nach Augsburg vorlud.

Schon im Frühjahr 1518 nämlich hatte der Papst den Kardinal Thomas Vio von Gaeta, gewöhnlich Cajetan genannt, als seinen Legaten nach Deutschland geschickt, um den Kaiser und das Reich zum Türkenkrieg zu bewegen, die Böhmen vollends in den Schoß der Kirche zurückzuführen und benachbarte Gebiete vom Gift der Ketzerei zu reinigen. Daß dies auf Luther Bezug hatte, ist nicht zu bezweifeln. Auf dem Reichstag, welchen Kaiser Maximilian nach Augsburg berufen hatte, um wegen des Türkenkrieges zu verhandeln, fand sich auch Cajetan ein und suchte den Kaiser gegen Luther einzunehmen. Maximilian aber beobachtete eine zuwartende Haltung und ließ, während er Luthers „fürwitziges Disputieren“

mißbilligte, den Kurfürsten von Sachsen wissen, er solle den Mönch fleißig bewahren, weil man seiner vielleicht einmal bedürfe.

Während so das Gewitter über seinem Haupte sich zusammenzog, ging Luther still seines Weges weiter. In einer Entgegnung auf den Dialog des Prierias spricht er Sätze aus, welche zeigen, daß seine Stellung zu der Kirche und ihrer Autorität sich zu ändern begonnen hatte. Zwar gesteht er zu, daß die katholische, römische Kirche den rechten Glauben habe, nach welchem sich der Glaube aller Christen richten solle, und daß er selbst ein Ketzer sein werde, wenn er, nachdem die Kirche entschieden haben werde, sich nicht daran halte; aber er schreibt doch, unter Berufung auf Augustin, nur der heiligen Schrift Unfehlbarkeit zu, ja er spricht geradezu aus, daß sowohl der Papst als ein Konzil irren könne. Im Vorgefühl dessen, was ihm bevorstand, veröffentlichte er damals auch eine schon früher gehaltene Predigt über die Kraft des Bannes. Er führt darin aus, daß der Bann nur aus der äußerlichen Kirchengemeinschaft ausschließe, die innere geistliche Gemeinschaft mit Gott und den Gläubigen aber könne nur Gott entziehen, wie auch er allein sie geben könne. Der kirchliche Bann hat demnach seine Berechtigung nur als Ausdruck der schon eingetretenen Trennung von der Gemeinschaft mit Gott. Ueber wen er dagegen um einer gerechten Sache willen ausgesprochen wird, der ist nicht verdammt, sondern selig, ist aber verpflichtet, denselben wie ein andres Unglück geduldig zu ertragen.

Demgemäß handelte er auch, als er nach Augsburg vorgeladen war. Seine Freunde befürchteten für ihn das Schlimmste. Staupitz schrieb an ihn von Salzburg aus: „Ich sehe nichts, was deiner wartet, als das Kreuz. Meine Meinung ist, du solltest Wittenberg zur Zeit verlassen und zu mir kommen, damit wir miteinander leben und sterben.“ Hielt man ihn nicht einmal in Wittenberg für sicher, so noch viel weniger, wenn er nach Augsburg reiste. Von allen Seiten wurde ihm abgeraten, der Vorladung zu folgen, denn Schwert und Gift drohe ihm schon unterwegs. Und er selbst war nicht ohne Furcht. Er gesteht später, daß der Gedanke „nun muß ich sterben“ ihn erfüllt habe, der Scheiterhaufen und die Schande, welche er durch einen solchen Tod seinen „lieben Eltern“

anthue, ihm immer vor der Seele gestanden sei. Wie viel Grund zu solchen Befürchtungen war, sehen wir daraus, daß schon am 25. August der Ordensgeneral der Augustiner, Gabriel Venetus, mit Berufung auf ein päpstliches Breve dem sächsischen Provinzial Hecker bei Verlust aller seiner Würden befohlen hatte, den Bruder Martin Luther einkerkern zu lassen und an Händen und Füßen gefesselt dem Papste zur Verfügung im Gewahrsam zu halten. Von Schritten, welche Hecker daraufhin gegen Luther gethan hätte, ist uns nichts bekannt. Dieser selbst zog im Gehorsam gegen den Kurfürsten und im Vertrauen auf Gott gen Augsburg. Unterwegs predigte er am Michaelistage (29. September) vor dem Kurfürsten in der Schloßkapelle zu Weimar und wurde von diesem mit dem nötigen Reisegeld versehen. In Begleitung des Augustinerbruders Leonhard Baier wanderte er zu Fuß weiter über Nürnberg, wo er von seinem Freunde Link eine bessere Kutte entlehnte, mußte dann aber einige Stunden vor Augsburg wegen leiblicher Schwäche einen Wagen nehmen. Schwere Gedanken peinigten ihn, Warnungen von Freunden kamen ihm zu, wiederum trat er nicht in heldenmäßiger Gestalt auf den Kampfplatz, aber „auch in Augsburg, auch inmitten seiner Feinde herrscht Jesus Christus. Christus lebe, Martinus sterbe.“ Damit schlug er alle Bedenken nieder.

Am 7. Oktober langte er in Augsburg an. Seine Ankunft erregte Aufsehen, alles habe den Herostratus sehen wollen, der einen so großen Brand angestiftet habe, erzählt er selbst. Uebrigens fehlte es auch nicht an einflußreichen Männern, welche ihm günstig gesinnt waren. Diese rieten ihm, sich nicht zum Kardinal zu begeben, ehe er einen kaiserlichen Geleitsbrief hätte. Daher verzögerte sich die Audienz um einige Tage. Ein italienischer Begleiter Cajetans freilich gab Luther den Rat, sofort vor dem Kardinal zu erscheinen und durch die sechs Buchstaben „revoco“, d. h. ich widerrufe, alles ins Reine zu bringen; denn unwahre Sätze dem Volke vorzutragen, wenn sie Geld eintragen, sei nichts Unrechtes. Zugleich suchte er ihn zu schrecken, indem er ihm vorhielt, er solle ja nicht meinen, der Kurfürst werde um seinetwillen zu den Waffen greifen. Als Luther entgegnete, daß er das nicht einmal wünsche,

so fragte jener: „Wo wollt ihr dann bleiben?“ „Unter dem Himmel“, erwiderte Luther.

Nachdem er am 11. Oktober den kaiserlichen Geleitsbrief erhalten, erschien er am 12. vor Cajetan. Frosch mit zwei Karmelitern und sein Freund Link samt einem andern Augustiner begleiteten ihn. Mit größter Unterwürfigkeit fiel er vor dem Kardinal aufs Angesicht nieder und erhob sich erst auf die wiederholte Aufforderung desselben. Cajetan empfing ihn freundlich, verlangte aber den Widerruf seiner Irrtümer, indem er erklärte, aufs Disputieren sich nicht einzulassen. Darauf bezeichnete Cajetan mit Beiseitelassung alles andern als zwei solche Irrtümer, daß Luther im Widerspruch mit einer Bulle des Papstes Clemens VI. das Verdienst Christi von dem Schatz des Ablasses unterscheide, und daß er den Segen des Sakraments vom Glauben abhängig mache, während doch jeder, der das Sakrament empfange, ungewiß sei, ob er Gnade erlange. Dieser zweite Punkt war für Luther, dem die Gewißheit des Heils vor allem am Herzen lag, der wichtigere. Aber seiner Berufung auf die heilige Schrift hielt Cajetan die scholastischen Behauptungen entgegen, und geriet in nicht geringen Zorn, als Luther erklärte, jene Bulle verdrehe den Sinn der heiligen Schrift. So kam man zu keinem Ergebnis. Zuletzt erbat sich Luther Zeit zu weiterer Ueberlegung. Aber schon am folgenden Tage erschien er wieder vor dem Kardinal, diesmal in der Begleitung von Staupitz, der inzwischen in Augsburg eingetroffen war. Cajetan erklärte ihm, er wolle nicht mit ihm streiten, sondern ihn aus Rücksicht auf den Kurfürsten väterlich hören, belehren und ermahnen, gestattete dann aber auf die Fürbitte des Staupitz, daß Luther sich in Betreff jener beiden Punkte schriftlich rechtfertige. Diese Rechtfertigung, in welcher er von seinen Behauptungen nicht das Geringste zurücknahm, ja sich noch entschiedener über die Möglichkeit, daß der Papst irre, und über das Recht jedes Christen, die päpstlichen Entscheidungen an der Schrift zu prüfen, aussprach, überreichte er dem Kardinal am 14. Oktober. Dieser versprach, sie nach Rom zu schicken, wiederholte aber seine Forderung des Widerrufs und suchte Luther in einer langen Rede zu widerlegen. Wenn dieser ein Wort erwidern wollte, donnerte er ihn nieder,

und erklärte, nachdem noch manche Reden in erregtem Tone gewechselt waren, wenn Luther nicht sogleich widerrufe oder in Rom sich stelle, so werde er über ihn und seine Anhänger den Bann und über alle, zu denen er sich etwa wende, das Interdikt aussprechen, wozu er vom päpstlichen Stuhle schon den Auftrag habe; endlich schloß er mit den Worten: „Geh! widerrufe, oder komm mir nicht wieder vor die Augen.“ Am Nachmittage berief Cajetan den Staupitz und wollte durch diesen Luther zum Widerruf bewegen lassen, Staupitz aber lehnte den Auftrag ab und schlug vor, der Kardinal möge selbst noch einmal mit demselben verhandeln, worauf Cajetan die bekannten Worte erwiderte: „Ich will nicht weiter mit dieser Bestie reden, denn er hat tiefe Augen und wunderbare Spekulationen in seinem Kopfe.“ Versuche einer Vermittelung, welche Staupitz und Link machten, hatten keinen Erfolg, und am 16. verließen beide Augsburg, da sie gewarnt worden waren, daß auch ihnen Gefahr drohe. Zuvor aber entband Staupitz Luther von der Ordensregel, damit ihm der Papst nicht mit Berufung auf den von ihm gelobten Mönchsgehorsam Stillschweigen auferlegen könne, und damit Luthers Auftreten dem Augustinerorden nicht zur Last gelegt werde.

Luther blieb in Augsburg zurück. Zu großer Stärkung in dieser gefährlichen Lage gereichte ihm das Wort des Staupitz, das er als Stimme von oben aufnahm: „Gedenke Bruder, daß du dieses im Namen unsres Herrn Jesu Christi angefangen hast.“ Er legte in feierlicher Weise vor einem Notar und Zeugen eine Appellation von dem übel unterrichteten Papste an den besser zu unterrichtenden nieder, worin er bat, statt in Rom, wo er seines Lebens nicht sicher wäre, und vor Richtern, welche teils die Sache nicht verstehen, teils im voraus wider ihn eingenommen seien, vielmehr an einem sichern Orte durch rechtschaffene päpstliche Kommissäre vernommen zu werden, und schließlich dem Papst seine völlige Unterwürfigkeit bezeugte. Auch an den Kardinal richtete er zwei Briefe, worin er um Verzeihung bittet wegen der Heftigkeit, zu welcher er sich habe hinreißen lassen, dabei aber auf seiner Meinung beharrt. Der Kirche erklärt er folgen zu wollen, und bittet den Cajetan, die Sache dem Papste vorzutragen, damit die Entscheidung der Kirche erfolge. Wir sehen, er ist immer noch

in einer gewissen Halbheit und Unklarheit: Der Inhalt seiner Lehre steht ihm unbedingt fest, zugleich aber ist er, wenn er gleich schon ausgesprochen hat, daß Päpste und Konzilien irren können, Päpste auch wirklich schon geirrt haben, doch noch der Zuversicht, daß der Papst, wenn er über seine Sache nur erst der Wahrheit gemäß unterrichtet sei, ihm recht geben werde. Diese Hoffnung hatte ihren Grund teils in der festen Ueberzeugung, daß jeder Wahrheitsliebende seine Sätze als wahr erkennen müsse, teils in der guten Meinung, die er immer noch von Leo X. hegte.

Nachdem Luther bis zum 30. Oktober vergeblich auf eine Antwort Cajetans gewartet hatte, verließ er die Stadt nächtlicher Weile, damit er den nachstellenden Feinden nicht in die Hände falle. Der ihm befreundete Ratsherr Langenmantel hatte ihm ein Pförtlein durch die Stadtmauer öffnen lassen, der Rat der Stadt einen mit den Wegen vertrauten Begleiter mitgegeben. So ritt er in der Mönchskutte ohne Hosen und Stiefel am ersten Tage acht Meilen weit bis Monheim; als er im Stall abstieg, konnte er nicht mehr stehen und fiel auf die Streu.

In Nürnberg traf er ein Schreiben von Spalatin, worin ihm derselbe ein päpstliches Breve mitteilte, datiert vom 23. August, in welchem Cajetan beauftragt wird, den schon für einen Ketzer erklärten Martinus mit Hilfe des weltlichen Arms festzunehmen und in sichrer Haft zu halten bis auf weitere päpstliche Weisung. Auch solle er von allen weltlichen und geistlichen Ständen, den Kaiser allein ausgenommen, unter Androhung des Bannes verlangen, daß sie seine Anhänger gefangen nehmen. Wie schwer es Luther fiel, dem Papste Leo X. etwas Schlimmes zuzutrauen, zeigt sich darin, daß er dieses Breve für eine böswillige, von seinen Feinden in Deutschland herrührende Fälschung hielt.

Am 31. Oktober, gerade ein Jahr, nachdem er durch das Anschlagen der Thesen seinen Kampf begonnen, traf er in Wittenberg wieder ein. An demselben Abende noch benachrichtigte er Spalatin von seiner Ankunft. Dabei schrieb er: „Mit meiner Sache steht es so, daß ich zugleich fürchte und hoffe. — — Ich bin voll Freude und Friede, so daß mich wundert, wie die über mich gekommene Prüfung vielen als etwas Großes erscheint.“

Die Verhandlungen mit Cajetan und das päpstliche Breve hatten ihn in seiner innern Entwickelung um einen bedeutenden Schritt weiter geführt. Das sehen wir aus der Rechtfertigung, welche er seiner Darstellung jener Verhandlungen beifügt. Hier verwirft er die Uebertragung des Priestertums von Christus auf Petrus und den Papst, ja die Meinung vom göttlichen Rechte des Papsttums und von dessen Unentbehrlichkeit für die Kirche ist ihm eine Thorheit, welche mit dem Wort des Herrn, daß das Reich Gottes nicht mit äußerlichen Gebärden komme, streite. An Link aber schreibt er: „Noch viel Größeres will meine Feder gebären. Ich weiß nicht, woher mir diese Gedanken kommen. — Sieh zu, ob ich mit Recht vermute, daß am römischen Hofe der wahrhaftige Antichrist herrsche.“

In Erwartung, daß der Bannfluch wider ihn demnächst erscheinen werde, machte er sich darüber Gedanken, wohin er sich in diesem Falle begeben wolle, denn seinem Kurfürsten wollte er den Vorwurf, daß er einen Gebannten beschütze, ersparen. Er dachte daran, bei der Universität in Paris, welche sich mit dem Papste in Zwietracht befand, eine Zuflucht zu suchen. Zunächst aber arbeitete er eine Appellation vom Papste an ein allgemeines Konzil aus, wie kurz zuvor die Universität in Paris eine solche erlassen hatte, und machte dieselbe am 28. November in der Kapelle zum Leichnam Christi in Wittenberg feierlich bekannt.

In Rom aber zögerte man noch. In einer Bulle vom 9. November verdammte der Papst Irrtümer, welche durch gewisse Prediger und Mönche in betreff des Ablasses verbreitet worden seien. Aber Luthers Name wurde, wohl aus Rücksicht auf den Kurfürsten, nicht genannt, vielmehr an den letzteren der päpstliche Kammerherr Karl von Miltitz als Unterhändler geschickt. Er hatte für ihn die goldne Rose bei sich und zugleich ohne Zweifel den Auftrag, den „vom Teufel ausgegangenen Sohn des Verderbens“ gefangen nach Rom zu bringen. Aber er machte schon unterwegs die Wahrnehmung, daß in Deutschland unter fünf Menschen kaum noch zwei oder drei römisch gesinnt seien.

Diese Sachlage bewog ihn, bei seinem Zusammentreffen mit Luther zu Altenburg in den ersten Tagen des Jahres 1519

große Mäßigung zu zeigen. Er erklärte sich damit einverstanden, daß die Sache einem deutschen Bischofe zur Entscheidung übergeben werde, wogegen Luther versprechen wollte, daß er „dieser Materie hinfürder stille stehen und die Sache sich selbst zu tote bluten lassen wolle, sofern der Widerpart auch schweige"; desgleichen versprach er, beim Papste sich zu entschuldigen und das Volk zum Gehorsam gegen die römische Kirche zu ermahnen. Miltitz lud ihn dann noch zum Essen und verabschiedete sich von ihm mit einem Kusse. Luther aber traute ihm nicht und bezeichnete jenen Kuß als Judaskuß. Doch erfüllte er sein Versprechen und schrieb am 3. März an Papst Leo in der unterwürfigsten Form. Dabei aber erklärt er es für unmöglich, daß er seine Thesen widerrufe, doch wolle er die Frage vom Ablaß ruhen lassen, wenn seine Gegner schweigen. Die Ablaßprediger haben der römischen Kirche den größten Schaden zugefügt, er aber habe die Kirche und den Papst nicht antasten wollen, ja der Kirche Gewalt gehe ihm über alles, ausgenommen den Herrn Christus. Auch die versprochene Ermahnung ans Volk erließ er in der Flugschrift: „Unterricht auf etliche Artikel, die ihm von seinen Abgönnern aufgelegt und zugemessen werden." So kurz diese Schrift ist, so bezeichnend ist sie für seinen Charakter und für den damaligen Stand seiner Erkenntnis. Indem er zeigen will, daß er in den Artikeln von der Fürbitte der Heiligen, vom Fegfeuer, Ablaß, von den kirchlichen Geboten, den guten Werken und von der römischen Kirche nicht von dem allgemeinen Christenglauben abweiche, verleugnet er seine Ueberzeugung und die früher ausgesprochenen Behauptungen durchaus nicht. Aber einesteils hält er manche Lehren, mit denen er später gebrochen hat, noch fest, z. B. die vom Fegfeuer nebst der Meinung, daß Gebet und Almosen den in demselben befindlichen Seelen zu gute kommen, anderenteils will er nach dem ihm eignen konservativen Zuge kirchliche Ordnungen, auch wenn sie für ihn die Bedeutung verloren haben, welche man ihnen gewöhnlich zuschrieb, doch bestehen lassen; so den Ablaß, jedoch nur als Befreiung von den kirchlichen Bußen und als tief unter den Werken der christlichen Liebe stehend; die Fastengebote, aber als den göttlichen Geboten weit nachstehend; die guten Werke, aber so, daß

man sein Vertrauen nicht auf sie, sondern einzig auf Gottes Gnade setze; die Gewalt des römischen Stuhls, aber nur so, daß man um christlicher Einigkeit willen von der römischen Kirche sich nicht absondere, nicht aber als wäre jene Gewalt zur Seligkeit notwendig. Endlich bezeichnet er manche der von ihm in früheren Schriften behandelten Punkte als solches, was man den Gelehrten überlassen solle. Er will Hadersachen nicht vor das Volk bringen.

Miltitz hatte inzwischen dem Tetzel ernstlichen Vorhalt über sein Benehmen, wodurch er zu der ganzen Bewegung Anlaß gegeben hatte, über seine Unredlichkeit und sonstige sittliche Vergehen gemacht. Dies in Verbindung mit der Verachtung, der er sich von allen Seiten preisgegeben sah, war diesem so drückend, daß er sich ins Dominikanerkloster zu Leipzig zurückzog und dort im Sommer 1519 starb. Es ist bezeichnend für Luthers gutes Herz, daß er dem früheren Gegner noch einen Trostbrief schrieb.

Zum Richter in Luthers Sache hatte Miltitz den Erzbischof von Trier ersehen, aber dieser zögerte, sich mit einer so heikeln Angelegenheit zu befassen, und als Miltitz endlich Luther nach Koblenz vorlud, wo der Erzbischof ihn vernehmen wolle, so weigerte sich jener zu erscheinen, da er vom Erzbischof selbst nicht berufen sei und die Reise nicht wagen könne. Mit großer Beharrlichkeit knüpfte dann Miltitz im Herbste, nachdem er den Räten des Kurfürsten die für denselben bestimmte goldene Rose endlich übergeben hatte, neue Verhandlungen an und lud Luther zu einer Zusammenkunft in Liebenwerda ein, welche am 9. Oktober stattfand. Er wollte ihn durchaus bewegen, mit ihm zum Erzbischof zu reisen, und Luther wäre, obwohl er die ihm drohende Gefahr erkannte, darauf eingegangen, wenn nicht der Kurfürst Einsprache erhoben hätte. So führten auch die Bemühungen des Miltitz zu keiner Entscheidung, obwohl derselbe dem Papste berichtet zu haben scheint, es sei ihm gelungen, von Luther die Zusage des Widerrufs zu erhalten. Doch war zu Anfang des Jahres 1519 eine Pause im Kampfe eingetreten und Luther äußerte später, wenn der Papst den Weg des Miltitz eingeschlagen hätte, so wäre es zu keinem solchen Tumulte gekommen. Er hatte ja versprochen zu schweigen, wenn seine Widersacher auch schweigen, und hätten sie das gethan,

wer vermag zu sagen, ob sich die Sache nicht wirklich zu tote geblutet hätte? Da wurde Luther abermals ohne seinen Willen zum Hervortreten genötigt, ja zu Behauptungen weiter geführt, vor denen er vor kurzem noch selbst erschrocken wäre.

Drittes Kapitel.

Die Disputation zu Leipzig und ihre Folgen.

Sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt, denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt.
Matth. 10, 19.

Vieles hatte sich um Luther her geändert in den anderthalb Jahren, seit er seine Thesen angeschlagen hatte. Damals hatte noch der Kaiser Maximilian geherrscht, von dessen zurückhaltender Stellung zu Luthers Sache wir schon oben gehört haben. Nachdem dieser Herrscher am 12. Januar 1519 gestorben war, wurde, weil man sich über die Wahl eines Nachfolgers nicht sofort einigen konnte, Luthers Landesherr, Friedrich der Weise, zum Reichsverweser, wenigstens für das nördliche Deutschland bestellt. Thronbewerber waren Franz, König von Frankreich, und Karl von Spanien, Maximilians Enkel. Der Papst war für den ersteren, denn er fürchtete, das Haus Habsburg möchte eine für ihn gefährliche Macht erlangen, wenn Karl Kaiser würde. Er suchte daher Friedrichs einflußreiche Stimme für Franz zu gewinnen und daraus erklärt es sich, daß er bei dem Verfahren gegen Luther auf die Wünsche dieses Fürsten so viele Rücksicht nahm. So mußten die allgemeinen Weltverhältnisse dazu beitragen, daß der päpstliche Bann über Luther nicht eher ausgesprochen wurde, als bis dieser in seiner Glaubenserkenntnis wie in seiner äußeren Stellung so befestigt war, daß er demselben Trotz bieten konnte. Die päpstliche Politik erlitt übrigens bei der Kaiserwahl eine Niederlage. Am 28. Juni 1519 wurde Karl gewählt als der fünfte dieses Namens. Welche Stellung er zu der reformatorischen Bewegung einnahm, wird sich uns bald zeigen.

Die Universität Wittenberg hatte, seit Luthers Name durch den Ablaßstreit in den weitesten Kreisen bekannt geworden war, nicht etwa, wie er wohl selbst befürchtet hatte, Schaden gelitten, sondern einen erfreulichen Aufschwung genommen, und Luther selbst wirkte aufs kräftigste für ihr Gedeihen. Nach seinem eignen Zeugnis hob sich das wissenschaftliche Streben und namentlich das Bibelstudium bei den Studierenden. Der größte Gewinn aber war für die Universität die Berufung des Philipp Melanchthon zum Lehrer des Griechischen. Luther, seiner Schwäche in Kenntnis dieser Sprache sich wohl bewußt, hatte längst gewünscht, daß ein tüchtiger Lehrer derselben gewonnen werde, und nun wurde auf Reuchlins Empfehlung jener erst 21jährige Gelehrte von Tübingen nach Wittenberg berufen, wo er am 29. August seine Antrittsrede hielt, in welcher er das Studium der alten Sprache als Mittel bezeichnete, um zu Christo zu führen. Da erkannte Luther, daß in diesem unscheinbar aussehenden, schüchternen Jüngling der gefunden sei, den er suchte, und sofort knüpfte sich zwischen diesen, wie in ihrer äußeren Erscheinung, so auch in ihrem Naturell und ihrer Begabung so verschiedenen Männern ein Band gegenseitiger Hochachtung und herzlichen Vertrauens. Luther redete mit Bewunderung von der Gelehrsamkeit des Magister Philippus und erweiterte mit dessen Hilfe seine Kenntnis des Griechischen.

Hatte so der Humanismus in der Person eines der edelsten seiner Vertreter der Reformation die Hand gereicht, so lag darin für Luther eine Veranlassung, auch seinerseits den Humanisten sich zu nähern. Auf Melanchthons Einfluß ist es wohl zurückzuführen, daß er nicht nur an Reuchlin schrieb, sondern auch seine Abneigung gegen Erasmus überwand und in einem äußerst höflichen Briefe am 28. März 1519 Fühlung mit ihm zu gewinnen suchte. Erasmus aber, der für die geistlichen Kämpfe, durch welche Luther hindurchgegangen war, und für das Heilsverlangen, das ihn erfüllte, kein Verständnis hatte, und der nichts so sehr fürchtete, als in den kirchlichen Streit hineingezogen zu werden und dadurch die Gunst vieler in der Kirche hochgestellter und dabei dem Humanismus befreundeter Männer zu verlieren, antwortete in ziemlich kühler Weise und sprach sich auch gegen dritte so über ihn aus, daß er zwar

seinem redlichen Charakter Gerechtigkeit widerfahren ließ, dabei aber bemüht war, jede nähere Verbindung mit ihm in Abrede zu stellen, ja, um nicht genötigt zu sein, über seine Schriften ein Urteil auszusprechen, erklärte, er habe keine Zeit, dieselben zu lesen.

Neben Melanchthon hatte Luther an seinem Kollegen Karlstadt einen Mitkämpfer gewonnen. Anfänglich hatte derselbe den Standpunkt der scholastischen Theologie Luther gegenüber vertreten, nachdem er aber für die Anschauungen des letzteren gewonnen war, eilte er ihm in Bekämpfung der kirchlichen Autorität voran. Schon während Luther auf seiner Reise nach Heidelberg von Wittenberg abwesend war, hatte Karlstadt Thesen gegen Eck veröffentlicht, und so war es zu einer litterarischen Fehde zwischen diesen beiden Männern gekommen, welche dieselben in einer öffentlichen Disputation zum Austrage zu bringen wünschten. Als Ort derselben wurde Leipzig gewählt und trotz der Bedenken, welche sowohl von den dortigen Professoren als auch von dem Bischof von Merseburg, zu dessen Sprengel die Stadt gehörte, dagegen geltend gemacht wurden, ward doch auf den Wunsch des Herzogs Georg von Sachsen die Abhaltung der Disputation an der Universität Leipzig gestattet. Eck veröffentlichte als Grundlage für dieselbe zwölf Thesen, später auf dreizehn vermehrt, welche größtenteils gegen Luthers Behauptungen gerichtet waren. So durch Eck angegriffen, glaubte dieser mit Recht von dem Versprechen des Stillschweigens, das er Miltitz gegeben, entbunden zu sein; ja es war sein dringender Wunsch, sich auch bei der Disputation zu beteiligen. Es hielt schwer, hiezu die Einwilligung des Herzogs zu erlangen; endlich stellte derselbe einen Geleitsbrief aus für Karlstadt und diejenigen, die er mit sich bringen werde, so daß also Luthers Name absichtlich nicht genannt wurde. Er wurde bei dem ganzen Vorgang offiziell nur als Nebenperson neben Karlstadt behandelt und sagt selbst, daß er unter dessen Fittichen nach Leipzig gekommen sei. Man hatte verabredet, daß Karlstadt über die Lehre von Gnade und freiem Willen, Luther über die Stellung des Papstes und der römischen Kirche zu den andern Kirchen, sowie über Buße und Ablaß disputieren sollte. Er stellte über diese Lehrpunkte den dreizehn Thesen Ecks dreizehn andre gegenüber und bereitete sich eingehend auf die Disputation vor, und die Studien, welche er hiebei machte, führten ihn immer weiter in der Ueberzeugung, daß die päpstlichen Ansprüche auf Herrschaft über die ganze Kirche unbegründet seien. „Ich gehe, schreibt er, die Dekrete der Päpste zum Zweck meiner Disputation durch und bin ungewiß, ob der Papst der Antichrist selbst sei oder ein Apostel des Antichrist."

Der Anfang der Disputation war auf den 27. Juni festgesetzt; am 24. zogen Karlstadt und Luther mit ihren Begleitern feierlich in Leipzig ein. Der Rektor und mehrere Lehrer der Universität Wittenberg waren mit ihnen, 200 Studenten von Wittenberg liefen mit Spießen und Hellebarden neben den Wagen her. Der erste Wagen, in welchem Karlstadt fuhr, brach beim Einzug und jener fiel in den Kot, Luther mit Melanchthon fuhr an ihm vorüber, worin die Zuschauer eine Vorbedeutung für die Disputation sahen. Diese selbst wurde mit all der Feierlichkeit und Förmlichkeit, welche damals bei wichtigen Akten stattfand, eingeleitet: Begrüßungsrede in der Aula, Messe in der Thomaskirche, pomphafter Zug nach der Pleißenburg, wo in prächtig geschmücktem Saale die Disputation stattfinden sollte, dann lange lateinische Eröffnungsrede, nach welcher das „Komm heilger Geist" gesungen wurde. Erst nachmittags begann die eigentliche Disputation vor einer zahlreichen Zuhörerschaft. Auch Herzog Georg war oft anwesend und folgte den Verhandlungen mit Aufmerksamkeit. Unter den Bürgern und Studenten herrschte große Aufregung und eine den Wittenbergern feindliche Stimmung, so daß zur Verhütung von Unruhen eine Wache am Schlosse aufgestellt war.

Vier Tage lang stritt Eck mit Karlstadt über den freien Willen. Es waren im wesentlichen die Waffen der alten Schultheologie, mit welchen sie kämpften: die dialektische Kunst und die Autorität der alten Lehrer, und in Handhabung dieser Waffen war Eck seinem Gegner entschieden überlegen, so daß ihm von den Leipzigern, die ohnedem gegen die Wittenberger eingenommen waren, der Sieg zugeschrieben wurde.

Auf Luther machte der Gang der Verhandlungen einen niederschlagenden Eindruck. Er hatte gewünscht an der Disputation teilzunehmen, um für das, was er als heilsame Wahrheit erkannt

hatte, zu zeugen. Kurz vorher hatte er wieder mit schweren geistlichen Anfechtungen zu kämpfen gehabt, und nun mußte er sehen, wie mit großem Gepränge ein Wortgefecht aufgeführt wurde, bei welchem „die Ehre mehr denn die Wahrheit gesucht ward". Darum sprach er tief betrübt: „Das Ding ist nit in Gottes Namen angefangen, es wird auch nit in Gottes Namen ausgehen". Nachdem er am Peter- und Paulfeiertage (29. Juni) im Disputationssaal unter großem Zudrang über Matth. 16, 13—19 gepredigt und dabei die Hauptpunkte, über welche disputiert wurde, populär besprochen, betrat er am 4. Juli den Kampfplatz. Peter Mosellanus, der humanistische Professor in Leipzig, der mit seiner lateinischen Rede die Disputation eröffnet hatte, schildert uns die beiden Gegner, die einander nun Auge in Auge gegenüberstanden. „Martinus ist von mittlerer Statur, sein Leib ist schmächtig, abgemagert durch Sorgen und Studien, so daß man fast alle Knochen an ihm zählen kann; seine Stimme tönt hell und scharf. Seine Gelehrsamkeit und Schriftkenntnis sind bewundernswürdig. Es steht ihm ein außerordentlicher Vorrat von Sachen und Worten zu Gebot. Er ist allzeit heitern Angesichts, so daß man glauben muß, er unternehme so wichtige Dinge nicht ohne Gottes Beistand. Ziemlich allgemein legt man ihm aber übel aus, daß er in Bestrafung andrer rücksichtsloser und bissiger sei, als es einem Theologen wohl ansteht". Den Dr. Eck dagegen beschreibt er als von großer, breitschulteriger Gestalt, mit einer vollen, aus starker Brust hervortönenden Stimme, die für einen Schauspieler, ja für einen öffentlichen Ausrufer geeignet wäre, übrigens mehr rauh als deutlich sei; Mund, Augen und Gesicht seien mehr die eines Fleischers oder Landsknechts als die eines Theologen. Ausgezeichnet sei er durch sein Gedächtnis, weniger durch seine Urteilskraft. Mit der Menge seiner Citate suche er den Zuhörer irre zu führen, und mit großer Dreistigkeit und Schlauheit wisse er die Sache so zu wenden, daß er Sieger zu sein scheine.

Fünf Tage lang, vom 4. bis 8. Juli, stritten sich diese beiden Gegner über das göttliche Recht des Papsttums. Ecks dreizehnter These, die sich hierauf bezog, hatte Luther den Satz entgegengestellt: „Daß die römische Kirche über allen andern stehe, wird bewiesen

aus den frostigsten, innerhalb der letzten 400 Jahre aufgekommenen päpstlichen Dekreten, gegen welche die beglaubigte Geschichte von 1100 Jahren den Text der heiligen Schrift und das Dekret des nicäischen Konzils, des heiligsten von allen, Zeugnis gibt." Er wollte, wie er ausdrücklich erklärte, hiemit nicht die Herrschaft des Papstes angreifen, er erkannte sie gerade wie die Herrschaft des deutschen Kaisers als eine geschichtlich gewordene an, nur von einem göttlichen Recht desselben wollte er nichts wissen. Als nun Eck, der überhaupt bemüht war, den gehässigen Schein der böhmischen Ketzerei auf Luther zu werfen, im Verlaufe der Disputation darauf hinwies, daß die Sätze, der Glaube an die Oberhoheit der römischen Kirche sei nicht zur Seligkeit notwendig, die Kirche auf Erden bedürfe nicht eines Hauptes u. s. w., auch zu jenen pestilenzialischen Irrtümern des Wiklef und Hus gehören, welche das Konzil zu Konstanz verdammt habe; so erwiderte Luther, daß er zwar die Trennung der Böhmen von der Kirche mißbillige, daß aber unter den Sätzen des Hus manche sehr christliche und evangelische sich befinden. Was nicht in der heiligen Schrift gegründet sei, dürfe nicht als Glaubensartikel aufgedrängt werden. Diese Erklärung Luthers erregte großes Aufsehen. „Das walt die Sucht," rief Herzog Georg, als er hörte, wie Luther hussitische Sätze für christlich erklärte. In der That war derselbe auch, gedrängt durch Eck, um einen bedeutsamen Schritt über seinen bisherigen Standpunkt hinaus bis zu der Behauptung fortgegangen, daß ein allgemeines Konzil geirrt habe. Zwar war diese Behauptung in der Kirche keineswegs unerhört; selbst der auf dem Konzil zu Konstanz so einflußreiche Kardinal Peter d'Ailly hatte sie ausgesprochen; aber sie war in Vergessenheit geraten, und durch ihre Wiedererneuerung verderbte es Luther nicht nur mit der päpstlichen, sondern gerade auch mit der freisinnigen Partei in der Kirche, welche ja eben das von ihm angegriffene Konstanzer Konzil für ihr Palladium erachtete. So hatte Eck seinen Zweck erreicht, Luther von der liberalen Partei zu trennen. Dieser selbst scheint über die Tragweite seines Wortes erschrocken zu sein, denn er suchte im Verlaufe der Disputation die Schärfe desselben abzuschwächen durch die Erklärung, man müsse die Beschlüsse der Konzilien in dem, was zum Glauben gehöre,

in jeder Weise annehmen, aber freilich mit dem Vorbehalt, daß ein Konzil zuweilen geirrt habe und irren könne, vornehmlich in dem, was nicht Sache des Glaubens sei, daß es auch nicht die Macht habe, neue Glaubensartikel aufzustellen. Wir sehen aus diesen Worten, wie er die neue Ueberzeugung, die ihm im Kampf mit Eck wie ein Blitz aufgegangen war, mit seiner bisherigen Verehrung gegen die Konzilien in Einklang zu bringen sich bemüht.

Vom 9. bis 14. Juli wurde dann noch über Fegfeuer, Ablaß und Buße disputiert. Auch hiebei zeigte es sich, daß Luthers Ueberzeugung sich weiter entwickelt hatte. Zwar leugnete er das Fegfeuer nicht, aber er wies doch darauf hin, daß sich in der Schrift kein klares Zeugnis für dasselbe finde, indem er das zweite Buch der Makkabäer, aus welchem eine Stelle für dasselbe angeführt zu werden pflegte, der kirchlichen Annahme zum Trotz nicht als kanonisch gelten ließ. Am 15. oder 16. Juli wurde die Disputation geschlossen.

Und was war nun das Ergebnis der mit so viel Aufwand an Zeit und Kraft in Szene gesetzten Verhandlung? Daß es einer Partei gelingen werde, die andre zu überzeugen oder ihr das Geständnis, daß sie besiegt sei, abzugewinnen, ließ sich im voraus nicht erwarten. Nicht auf dem Wege dialektischer Beweisführung gewinnt ja die Wahrheit Gottes ihre Siege, sondern dadurch, daß sie an einem zerschlagenen Gewissen ihre Kraft erweist. Das fühlte Luther, und deshalb äußerte er sich so unbefriedigt über jene Disputation, wie auch Melanchthon als seine Meinung aussprach, solches Streiten habe mit Christo nichts zu schaffen. Dennoch aber war dieselbe von größter Bedeutung für die Sache der Reformation. Einmal wurde Luther sowohl durch seine eignen Studien behufs der Vorbereitung auf dieselbe, als auch durch die Einwürfe seines Gegners zu größerer Klarheit und Entschiedenheit geführt, und fürs andre war die Disputation das Mittel, das Interesse für die reformatorische Bewegung auch in weitere Kreise zu tragen und ihr teils neue Angriffe zuzuziehen, teils neue Freunde zu gewinnen. In Leipzig freilich durfte Luther mit den Seinen wenig Freundschaft erfahren; vom Herzog sowohl als von den Professoren der Universität wurde Eck in

auffallender Weise bevorzugt; die Gegner lauerten auf alles, woraus sie Luther meinten einen Vorwurf machen zu können. Daß er bei der Disputation an einem Blumenstrauße roch, wurde übel vermerkt; daß er einen silbernen Ring trug, an welchem etwas hing, wurde dahin ausgelegt, daß er den Teufel in einem Büchschen bei sich trage. Höhnisch wiesen die Gegner darauf hin, daß Pikkarden (d. h. Mitglieder der böhmischen Brüdergemeinde) der Disputation angewohnt haben, erfreut darüber, daß Luther ihre Sache vertrete. Ja so sehr galt er schon als verfluchter Ketzer, daß, als er eine Kirche betrat, die Mönche, welche eben Messe lasen, die heiligen Geräte zusammenpackten, damit das Sakrament nicht durch die Anwesenheit des Ketzers verunreinigt werde.

Eck und die Seinigen thaten auch alles, um die Disputation für sich auszunützen. Laut rühmten sie sich eines großen Sieges. In einem Schreiben an den Kurfürsten Friedrich den Weisen hielt Eck demselben vor, daß Luther durch seine Behauptung, viele Sätze des Hus seien echt christlich, den Ketzern die größte Freude bereitet habe, und forderte ihn auf, Luthers Schriften zu verbrennen. Nach Rom schickte er einen ausführlichen Bericht über die Disputation und verband damit Andeutungen, wie Luthers Verurteilung wegen Ketzerei am besten ins Werk gesetzt werden könne. Dann machte er sich wieder zum Sachwalter der sächsischen Franziskanermönche, welche beim Bischof von Brandenburg klagend gegen Luther aufgetreten waren, indem er mit Verdrehung von dessen Worten ihn als gefährlichen Ketzer hinzustellen suchte. In einer scharfen Entgegnung, welche Luther hierauf verfaßte, legt er gegenüber von jenen Entstellungen seine Lehre dar, ohne irgend etwas früher Gesagtes zurückzunehmen, ja er bringt hier zum erstenmale einen neuen Streitpunkt zur Sprache, indem er die göttliche Einsetzung der Ohrenbeichte angreift.

Um die gleiche Zeit arbeitete er zur Erläuterung seiner Disputationsthesen und zur Ergänzung des in Leipzig über sie Verhandelten „Resolutionen“ aus, in welchen er den Satz, daß auch Konzilien geirrt haben, und zwar auch in den wichtigsten Fragen des Glaubens, nachdrücklich hervorhebt und deshalb den wahren Glauben nicht durch irgend eines Menschen Autorität,

sondern durch den Geist Gottes in den Herzen gewirkt werden läßt. So kommt ihm ein Stück evangelischer Heilswahrheit nach dem andern zu klarem Bewußtsein.

Der unermüdliche Eck hatte unterdessen alles in Bewegung gesetzt, um eine offizielle Verwerfung des von Luther in Leipzig Behaupteten zuwege zu bringen. Schon vor der Disputation hatte er mit Karlstadt vereinbart, daß die Akten über dieselbe einer Universität zu schiedsrichterlichem Spruche vorgelegt werden sollen. Luther war dieser Verabredung, wenn auch widerstrebend, aus Rücksicht auf den Herzog beigetreten, und man hatte schließlich die Universitäten Paris und Erfurt ins Auge gefaßt. Beide aber wollten trotz der Eckschen Bemühungen mit der Sache unverworren bleiben. Dagegen stellte die theologische Fakultät in Köln aus Luthers Schriften eine Anzahl ketzerischer Sätze zusammen, auf Grund deren sie aussprach, diese Schriften sollten mit Feuer verbrannt und ihr Urheber zum Widerruf genötigt werden. Die Fakultät zu Löwen trat diesem Urteil bei. Luther antwortete kurz, indem er erklärte, bei seinen Sätzen zu beharren, bis sie widerlegt würden. Zwischen Eck und Luther wurden noch einige Schreiben gewechselt, in welchen letzterer schließlich erklärte, daß es ihn reue, sich so viel mit jenem abgegeben zu haben, da er ihn als einen durchaus unredlichen Menschen habe kennen gelernt. Dagegen mißbilligte er es, daß in Nürnberg eine Spottschrift wider denselben „der gehobelte Eck" erschien; denn die Sache, um welche es sich handelte, war ihm zu ernst für eine Satire. Eck aber, der wohl einsehen mochte, daß er in Deutschland seinem Gegner nicht viel anhaben könne, begab sich im Jahre 1520 nach Rom, um dort teils die Bannbulle gegen Luther auszuwirken, teils für sich eine Belohnung seiner Leistungen herauszuschlagen.

Inzwischen aber hatte sich in Leipzig ein neuer Gegner erhoben. Es war dies der schon genannte Hieronymus Emser. Ausgehend von dem Interesse, welches die Husiten an Luthers Auftreten nehmen, so daß sie für seinen Sieg zu Leipzig öffentliche Gebete veranstaltet haben, hebt er in einem Schreiben an Johann Zack, Administrator der katholischen Kirche zu Prag, hervor, daß sich jene ganz mit Unrecht auf Luther berufen, der ja die Gemeinschaft mit ihnen so nachdrücklich von sich gewiesen habe. Das Schreiben redet in einem sehr wohlwollenden Tone von Luther und weiß seine Gelehrsamkeit zu rühmen. Dennoch erregte es dessen höchsten Unwillen, denn er durchschaute die unehrliche Absicht, die sich hinter den freundlichen Worten verbarg. Er sollte genötigt werden, entweder sich von den Böhmen loszusagen und damit dem, was er in Leipzig behauptet, untreu zu werden, oder aber offen zu bekennen, daß er es mit jenen halte, und damit allen den religiösen und nationalen Haß, der auf dem Namen der husitischen Ketzer ruhte, auf sich zu nehmen. Namentlich in Sachsen scheint damals die Stimmung des ganzen Volkes gegen die Böhmen eine höchst gereizte und nichts so verhaßt gewesen zu sein als die husitische Ketzerei. Luther fühlte sich an einem wunden Punkte getroffen. Die Vorstellung von den Husiten als von argen Ketzern teilte auch er, und jetzt sollte er selbst zu ihrem Wortführer gemacht werden, und dabei mußte er sich gestehen, daß er wirklich husitische Sätze ausgesprochen habe. Schon Eck hatte mit unverhohlener Schadenfreude wiederholt auf diesen Punkt hingewiesen, und Emser that dasselbe nur versteckter und listiger. Diese Arglist war Luthers geradem Sinn aufs tiefste zuwider. Er sah in Emsers freundlichen Worten Judasküsse und fiel in den schärfsten Ausdrücken über denselben her, indem er zugleich erklärte, er freue sich, daß seine Lehren den Böhmen gefallen. So hatte er wiederum, durch seine Feinde genötigt, mit einem alten Vorurteile gebrochen! Emser antwortete in bissigem Tone und war fernerhin einer der erbittertsten Gegner Luthers. Dagegen suchten mit diesem nunmehr wirklich auch die Husiten eine Verbindung anzuknüpfen. Es gab in Böhmen seit der Niederlage, welche die Taboriten, diese fanatische Partei der Husiten, erlitten hatte, zweierlei husitische Religionsgemeinschaften. Die eine waren die Utraquisten oder Kalixtiner, welche hauptsächlich nur in Beziehung auf den Gebrauch des Kelchs im Abendmahl und der Landessprache im Gottesdienst von der kirchlichen Ordnung abwichen und zu welchen die Mehrzahl der Nation gehörte. Ihnen hatte das Konzil zu Basel 1432 ihre besonderen kirchlichen Einrichtungen zugestanden. Aber von Rom aus war man eifrig be-

müht, ihre Privilegien zu beschränken und die Böhmen durch allerlei Mittel allmählich wieder ganz zur Einheit der Kirche zurückzuführen, was auch zur Zeit des Beginns der Reformation bei nicht wenigen gelungen war. Strenger von Rom geschieden war die Gemeinde der böhmischen Brüder, hervorgegangen aus der längst in Böhmen verbreiteten Sekte der Waldenser, an welche sich aus der Zahl der Taboriten nach deren Niederlage manche ernster Gesinnte angeschlossen hatten. Sie wurden von ihren Gegnern Waldenser und Pikkarden, auch wohl Grubenheimer gescholten. Da zu ihnen nur ein kleiner Teil des Volkes sich hielt und sie in stiller Verborgenheit lebten, so wurde Luther erst später mit ihnen bekannt. Zunächst waren es zwei utraquistische Geistliche von Prag, welche sich aus Veranlassung der Leipziger Disputation an ihn wendeten und ihm zu seinem Wirken Glück wünschten. „Was einst Hus in Böhmen war, bist jetzt du in Sachsen," schrieben sie ihm. Ihre Schreiben waren von Geschenken begleitet, bestehend in Messern und der Schrift des Hus über die Kirche, welche Luther bis dahin nicht gekannt hatte. Er schickte ihnen dagegen seine kleineren Schriften und dankte in einem durch Melanchthon abgefaßten lateinischen Schreiben.

Aber auch in Deutschland zeigten sich neue Freunde, namentlich aus den Kreisen der Humanisten. Diese hatten bisher auf die Kämpfe Luthers als auf ein Mönchsgezänk mit hochmütiger Verachtung herabgesehen, sich auch wohl durch sein ungestümes Auftreten und seine Derbheit abgestoßen gefühlt; seit der Leipziger Disputation aber ging manchen unter ihnen die Erkenntnis auf, daß es sich hier um mehr handle als um ein geistloses scholastisches Wortgefecht. In Erfurt, wo der Humanismus mehr und mehr tonangebend für die Universität geworden war, beschäftigte man sich jetzt viel mit Luthers Schriften, und der durch die Herausgabe der „Briefe der Dunkelmänner" bekannte, durch vielseitige Verbindung sehr einflußreiche Krotus suchte sich ihm Frühjahr 1520 zu nähern. In seinem Schreiben an Luther schlägt er einen ernst religiösen Ton an, indem er sich namentlich zu der Rechtfertigung durch den Glauben bekennt. Wir dürfen freilich aus solchen fromm klingenden Ausdrücken, wie sie uns auch sonst manchmal in Briefen

der Humanisten begegnen, nicht zu viel schließen, da in ihren Kreisen das Wortmachen und das gegenseitige Bekomplimentieren Sitte war. Allein soviel geht doch aus diesen Schreiben hervor, daß ihnen nach und nach eine Ahnung davon kam, die von Luther ausgegangene Bewegung sei für die Befreiung der Geister vom Drucke des herrschenden Aberglaubens von höchster Bedeutung. Wie viel freilich die einzelnen Humanisten von dem positiven Gehalt der von Luther verkündigten Lehre sich persönlich aneigneten, ist eine andre Frage. Jedenfalls aber bildete der Humanismus die Vermittelung, durch welche nicht wenige einflußreiche Persönlichkeiten für die reformatorische Bewegung günstig gestimmt wurden. Da, wie wir gesehen haben, der Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg ein eifriger Anhänger und hochgeehrter Schutzpatron der deutschen Humanisten war, so begann auch Luthers Verhältnis zu diesem hochgestellten Manne sich wieder freundlicher zu gestalten. Auf einen Brief, welchen Luther aus einer nachher zu erwähnenden Veranlassung an denselben schrieb, gab er eine gnädige Antwort, ja er stellte den mit Luther befreundeten Kapito als geistlichen Rat und Dompredigeran, obwohl derselbe in evangelischem Geiste predigte. Noch freundlicher stellte sich der Bischof Thurzo von Breslau, ein Bewunderer des Erasmus, zu den Wittenbergern. Derselbe starb jedoch, ehe er Luthers und Melanchthons Briefe erhielt. Luther nannte ihn den besten Bischof des Jahrhunderts und bezeugte, er sei im seligmachenden Glauben gestorben.

Auch unter der deutschen Reichsritterschaft hatte der Humanismus seine Anhänger. Bei diesem Stande handelte es sich damals um Sein oder Nichtsein. Durch die Einführung der Feuerwaffen und das Aufkommen des Landsknechtswesens hatte er seine militärische Bedeutung verloren, politisch war er durch die aufstrebende Macht der Landesfürsten und die aufblühenden Städte zurückgedrängt worden, und die ökonomischen Verhältnisse waren bei den meisten seiner Angehörigen durch Müßiggang und Völlerei zerrüttet und wurden auch bei geordnetem Haushalt immer schwieriger, da der Grundbesitz, auf dessen Ertrag diese Ritter angewiesen waren, gegenüber dem Handel und der Gewerbthätigkeit der Städte an Wert immer mehr verlor. Daß es unter solchen Umständen in

der Mitte der Reichsritterschaft an Unzufriedenen nicht fehlte, darf uns nicht wundern. Diese Unzufriedenheit äußerte sich bei den einen dadurch, daß sie mit einer Art Galgenhumor sich durch ein wüstes Leben geistig, physisch und ökonomisch zu Grunde richteten, bei andern darin, daß sie gegen die in günstigeren Verhältnissen sich Befindenden, insbesondere gegen reiche Klöster und Stifte, sowie gegen die städtischen Handelsherren Erpressung und Gewaltthat übten und dabei in seltsamer Selbsttäuschung dieses Gesetz und Ordnung verhöhnende Stegreifrittertum als das echt deutsche Leben rühmten und sich bei allen Bedrückungen, durch welche sie ihre Bauern fast zur Verzweiflung trieben, als die eigentlichen Vertreter der Freiheit betrachteten. In dieser Gestalt hatte Luther das Rittertum kennen gelernt und darum finden sich bei ihm manche scharfe Aeußerungen über die großthuerischen, unwissenden und bildungsfeindlichen „Scharhansen". Daneben aber schloß dieser Stand auch manche edlere Elemente in sich, Männer, denen nicht nur der Zerfall der Ritterschaft, sondern auch der des Reiches und des kaiserlichen Ansehens zu Herzen ging, die nicht sowohl neidisch auf den wachsenden Reichtum der Kirche hinblickten, als vielmehr mit sittlicher Entrüstung das in ihr herrschende Verderben beklagten und zugleich mit patriotischem Zorn erfüllt wurden, wenn sie sahen, wie deutsche Gutmütigkeit und Frömmigkeit von der römischen Schlauheit ausgebeutet und verhöhnt wurde. Solche Männer suchten wohl durch politische und kriegerische Unternehmungen ihrem Stande und, wie sie meinten, zugleich dem Reiche aufzuhelfen. Der einflußreichste unter ihnen war Franz von Sickingen. Er besaß eine Macht, mit der er selbst Fürsten und Bischöfen trotzen konnte, genoß hohes Ansehen im Reiche und am kaiserlichen Hofe. Daß der römische Druck jede bessere Gestaltung der deutschen Verhältnisse hindere, sah er wohl ein; darum trat er als Gegner der römischen Partei auf. So hatte er die Kölner Dominikaner genötigt, dem Reuchlin die Kosten des gegen ihn geführten Prozesses zu erstatten, und jetzt ließ er Luther seinen Schutz anbieten und ihn zu sich einladen. Die Mittelsperson war hiebei sein Standesgenosse Ulrich v. Hutten. Er hatte im Kloster erzogen werden sollen, war aber entflohen, seither war er

Gegner der Mönche und der Hierarchie. Als er dann in Italien die „römischen Nichtswürdigkeiten" durch eigne Anschauung kennen gelernt hatte, auch Zeuge davon gewesen war, mit welchem Uebermut die Römer gegen die Deutschen, als wären sie ihre „Stallknechte", sich benahmen, da flammte sein Herz von patriotischem Zorn gegen die Welschen und insonderheit gegen die römische Kirche mit ihren Greueln, und mit beißendem Witz geißelte er die Verderbnisse derselben in einer durch humanistische Studien gebildeten Sprache. Er dachte daran, daß ein vom Kaiser berufenes allgemeines Konzil oder, wenn ein solches nicht zu stande käme, der deutsche Reichstag die kirchlichen Verhältnisse ordnen sollte. So treffend er aber die Verderbnisse in der Kirche zu geißeln wußte, so fehlte es ihm doch an Tiefe der religiösen Erkenntnis, und daher brachte er es auch nicht zu klaren Gedanken in betreff der von ihm erstrebten kirchlichen und staatlichen Reform. Für Luthers Bestrebungen zeigte er anfänglich wenig Verständnis; als er von dessen Auftreten wider den Ablaß hörte, rieb er schadenfroh die Hände und sprach: „Fresset einander, damit ihr von einander gefressen werdet." Wahrscheinlich aber durch den Einfluß des Krotus gewann er bald eine günstigere Meinung von ihm, und da er sich mit ihm in der Bekämpfung Roms wie in der Forderung eines Konzils eins wußte und in der Verbindung mit dem Manne, dessen Wort eine so gewaltige Wirkung übte, eine große Förderung für seine Sache erblickte, so bestimmte er Sickingen, Beziehungen mit Luther anzuknüpfen und wandte sich in dessen Namen zunächst an Melanchthon in einem Briefe, worin er Luther den Schutz Sickingens anbietet. Später hat er auch an Luther selbst einen ermunternden Brief geschrieben. Auch der fränkische Ritter Silvester von Schaumburg ließ diesem eine Zufluchtsstätte anbieten und drückte die Hoffnung aus, daß hundert Adeliche für ihn einstehen werden.

Aber nicht nur beim Adel, sondern auch unter dem Volke fand Luthers Wirken in immer weiterem Umfang freudige Zustimmung. Dies bewirkten namentlich seine Predigten und seine kurzen populären Flugschriften. Denn mitten unter seinen Kämpfen fand er nicht nur die Zeit, sondern, was mehr heißen will, auch

die Sammlung und Ruhe der Seele, um nicht nur den Anforderungen seines Berufs als Universitätslehrer und Prediger in vollem Umfange zu genügen, sondern auch für die Erbauung und Belehrung des Volks durch eine große Zahl von Schriften thätig zu sein.

Im Predigen konnte er sich nicht genug thun. Neben den sonntäglichen Predigten hören wir aus dem Jahr 1519 von täglichen Vorträgen über die zehn Gebote und das Vaterunser, dann von Wochenpredigten über das 1. Buch Mose und das Evangelium Matthäi. Doch sind nur wenige der Predigten aus jenen Jahren auf uns gekommen, da er nicht die Zeit fand, sie aufzuzeichnen. Dagegen hat er einige populäre Abhandlungen über Fragen des praktischen Christentums in den Druck gegeben, welche, obwohl sie nicht zum mündlichen Vortrag bestimmt waren, den Namen „Sermon" tragen, so den „Sermon von der Betrachtung des heil. Leidens Christi" den „von der Bereitung zum Sterben" und den „vom Wucher", in welchem er, entsprechend der in der mittelalterlichen Kirche herrschenden Ansicht, alles Zinsennehmen als verwerflichen Wucher auffaßt und verlangt, daß ein Christ williglich ohne allen Zins leihen solle. In seine seelsorgerliche Thätigkeit erhalten wir ferner einen Einblick durch seine „Anweisung zum rechten Beichten" und durch die aus Veranlassung einer Krankheit seines Kurfürsten verfaßte Trostschrift „Tessarakaidekas". Ihr griechischer Name bedeutet „vierzehn" und weist darauf hin, daß sie die vom katholischen Volke gewöhnlich angerufenen vierzehn Nothelfer ersetzen wolle durch Betrachtung von sieben Uebeln des menschlichen Lebens und sieben entsprechenden Wohlthaten Gottes. Noch einfacher und populärer ist die „für den gemeinen Christenmenschen, der die Schrift nicht zu lesen vermag", bestimmte kurze Auslegung der Gebote, des Glaubens und des Vaterunsers, — in welcher uns schon die Grundlinien von Luthers kleinem Katechismus entgegen treten. Solche Schriften, denen man kaum anmerkt, in welch heftiger Bewegung, zur Zeit, da er sie verfaßte, sein Geist sich befand, und in denen er die Streitfragen, die ihn beschäftigten, kaum berührt, waren der Ausdruck dessen, was ihm selbst am meisten am Herzen lag, der einfachen christlichen Heilswahrheit. Darum strömten sie

ihm so warm und frisch aus dem Herzen und aus der Feder. „Ich habe eine schnelle Hand, sagte er, und ein fertiges Gedächtnis, so daß alles, was ich schreibe, mehr von selbst fließt, als erst hervorgeholt werden muß." Diese Schriften mit ihrem das Herz ergreifenden Inhalt, ihrer klaren, anschaulichen Darstellungsweise, ihrem populären, treffenden Ausdruck wurde denn auch allenthalben begierig aufgenommen. Das Volk fühlte es ihnen an, daß der Mann, welcher den Riesenkampf gegen Rom auf sich genommen hatte, zugleich ein Herz habe für das zeitliche und ewige Wohl des gemeinen Manns; darum wandten sich ihm die Herzen zu, er wurde ein Mann des Volkes wie kein andrer, und seine Lehre trieb, wie Kurfürst Friedrich sich aussprach, in den Herzen der Deutschen allenthalben so starke Wurzeln, daß eine gewaltsame Unterdrückung derselben ohne die heftigsten Kämpfe und Volksbewegungen nicht mehr möglich war.

Und immer neue Seiten der kirchlichen Lehre und des kirchlichen Lebens stellte er in das Licht des göttlichen Wortes. So war es namentlich die Lehre von den Sakramenten, welcher er im Jahre 1519 sein Nachdenken zuwendete. In dem „Sermon von der Taufe" unterscheidet er drei Stücke des Sakraments: das äußerliche Zeichen, die göttliche Bedeutung und den Glauben, der zum rechten Empfang nötig, ja der Grund alles Trostes ist. Die Taufe ist ihm die Grundlage der rechten Buße, welche eben darin besteht, daß der Mensch die schon in der Taufe empfangene Gnade durch den Glauben wieder neu ergreift. Im Taufgelübde, durch welches man sich verpflichtet, die Sünde zu töten und heilig zu werden, sind alle besonderen Gelübde schon begriffen; ihr Wert besteht eben darin, zu jenem Ertöten der Sünde behilflich zu sein; so sind sie also nur Mittel, um den Zweck der Taufe zu erreichen, nicht aber begründen sie eine über die Taufe hinausgehende Heiligkeit.

Unmittelbar an diese Schrift reiht sich „der Sermon von dem hochwürdigen Sakrament des heiligen wahren Leichnams Christi und von den Bruderschaften."

Bemerkenswert ist, wie Luther in diesem Sermon dasjenige, was der römischen Kirche das Wichtigste am Abendmahl war, das

Meßopfer, mit keiner Silbe erwähnt, wie er zwar den Ausdruck Verwandlung braucht, auf die Verwandlungslehre selbst aber keinen Wert legt, wenn nur die Wahrheit des Leibes und Blutes Christi festgehalten wird, wie er gegenüber von der scholastischen Lehre, daß beim Sakrament schon die äußere Handlung den Segen vermittle, auf der Notwendigkeit des Glaubens besteht, wie er endlich die Kommunion unter beiderlei Gestalt zwar für nicht notwendig, aber doch für sachgemäßer ansieht.

Es ist bezeichnend, daß von allen diesen Punkten nur der letztgenannte, der doch eigentlich von untergeordneter Bedeutung ist, Widerspruch hervorrief. Luther schien hier die Lehre der verhaßten Böhmen zu verteidigen, und so wurde der seit der Leipziger Disputation lautgewordene „Vorwurf" des Hussitismus mit neuer Heftigkeit gegen ihn erhoben, ja das Gerücht, er sei in Böhmen geboren und erzogen, wurde verbreitet; und die Aeußerung, es wäre keine Sünde, wenn man ihn geradezu totschlüge, ließ sich vernehmen. Zunächst schrieb Herzog Georg von Sachsen, vielleicht durch Emser auf jenen Sermon aufmerksam gemacht, an den Kurfürsten, um ihn zu Maßregeln gegen Luther, der fast „pragisch" lehre, aufzufordern; dann erließ von Stolpe aus und unter dem Siegel des dortigen Offizials (d. h. bischöflichen Beamten) der Bischof von Meißen ein Dekret, wonach jener Sermon mit Beschlag belegt und das Volk vor der in demselben enthaltenen Lehre gewarnt werden solle. Auch am kursächsischen Hofe war man über die Sache betroffen und Spalatin suchte, wohl in des Kurfürsten Auftrag, Luther zu bestimmen, daß er Frieden halte. Dieser aber erklärte, er habe, seit er die Schriften von Hus gelesen, gefunden, daß er bisher die Lehren desselben, ohne es zu wissen, vorgetragen habe. Je größer früher seine Vorurteile gegen denselben gewesen waren, desto mehr ist er darüber bestürzt, daß die offenbare evangelische Wahrheit seit mehr als hundert Jahren verdammt werde. Um aber Mißverständnisse zu beseitigen, weist er in seiner „Erklärung etlicher Artikel in seinem Sermon vom heil. Sakrament" darauf hin, daß er in Beziehung auf die beiden Gestalten des Abendmahls nicht eigenmächtiges Vorgehen eines einzelnen angeraten, sondern die Sache der Entscheidung durch ein Konzil anheim gestellt habe. Es handle sich überhaupt nicht um eine Ketzerei, sonst hätte das Konzil zu Basel den Böhmen den Gebrauch des Kelches nicht gestatten können, sondern um eine Sache christlicher Freiheit, darum sei es an den Böhmen nicht zu loben, daß sie „nit dem Haufen gefolgt", es wäre aber auch nicht recht, ihnen deshalb Ketzerei vorzuwerfen, vielmehr sollte man einander gegenseitig tragen. In einer lateinisch und deutsch herausgegebenen Schrift: „Protestation und Erbieten" verwahrte er sich gegen den Vorwurf der Ketzerei und übersandte die Schrift samt einem in unterwürfigen Ausdrücken abgefaßten Schreiben an Kaiser Karl V., den er um Schutz, nicht für seine Person, sondern für die Wahrheit anflehte. Desgleichen schrieb er an Erzbischof Albrecht und den Bischof von Merseburg, indem er sie bat, nicht über ihn zu urteilen, ohne seine Schriften gelesen zu haben. Herrscht in diesen Schreiben ein gemäßigter Ton, so spricht er sich in der „Antwort auf die Zettel, so unter des Offizials zu Stolpen Siegel ist ausgegangen" mit großer Leidenschaftlichkeit und bitterem Hohn über dieses Dekret aus, indem er sich stellt, als könne er nicht glauben, daß es von dem Bischofe selbst herrühre. Dabei bekennt er sich ausdrücklich noch zu der Lehre, auf welche man sich für die Kelchentziehung zu berufen pflegte, daß unter jeder von beiden Gestalten der ganze Christus enthalten sei. Eine ausführlichere lateinische Entgegnung auf jenes bischöfliche Dekret schlug einen etwas gelinderen Ton an, und der ganze Streit verstummte allmählich, ohne daß die von Spalatin befürchteten schlimmen Folgen des rücksichtslosen Vorgehens von Luther eingetreten wären.

Derselbe hatte inzwischen noch zwei Sermone ausgehen lassen, auf welche wir noch mit einigen Worten hinweisen müssen. Im Sermon vom Bann führt er aus, daß derselbe von der wahren geistlichen Gemeinschaft mit Christo und den Heiligen nicht auszuschließen vermöge, nur der Mensch selbst durch seinen Unglauben kann das, einzig von der äußeren Kirchengemeinschaft schließt der Bann aus, und in diesem Sinne soll er gegen offenbare Sünder geübt werden, als ein Mittel zur Rettung ihrer Seelen. Viel ausführlicher ist der „Sermon von guten Werken", für die

ungelehrten Laien bestimmt, für welche zu schreiben ihm nicht zu gering sei, wenn ihn auch manche darob verachten. Er geht hier davon aus, daß nur die von Gott gebotenen Werke gut, unter diesen aber der Glaube das höchste sei. Aus ihm müssen die einzelnen guten Werke fließen, denn nur dann sind sie gut, wenn sie im Glauben, daß sie Gott gefallen, verrichtet werden. Wer den wahren Glauben hat, dem braucht man keine guten Werke zu befehlen, er vollbringt sie von selbst. Im zweiten Teil werden dann die einzelnen aus dem Glauben stammenden Werke nach der Ordnung der zehn Gebote durchgegangen. Beim dritten Gebot kommt er auf den Gottesdienst, bei dem ihm die durch Predigt und Sakrament geschehende Verkündigung der Sündenvergebung um des Opfertodes Christi willen als die Hauptsache erscheint; auch die Uebungen des Fleisches durch Kasteiung rechnet er zum Gottesdienst; sie sollen aber nach dem geistlichen Bedürfnis eines jeden und mit Rücksicht auf die leibliche Gesundheit bemessen werden. Auch seine von jeder puritanischen Engherzigkeit freie Auffassung der Sonntagsfeier finden wir schon hier. Er bezieht das Gebot auf die geistliche Feier, daß wir Gott allein in uns wirken lassen. Die leibliche Feier sei im Neuen Testament nicht mehr geboten aber um unsrer Unvollkommenheit willen und namentlich wegen der Arbeitsleute eine heilsame Ordnung zum Zweck des gemeinsamen Gottesdienstes. Beim vierten Gebot wird der Wert der Arbeit im irdischen Beruf gegenüber von dem Laufen ins Kloster hervorgehoben; der Gehorsam gegen die geistliche wie gegen die weltliche Obrigkeit, soweit er nicht gegen Gottes Gebote gehe, wird eingeschärft, dabei aber an Könige, Fürsten, Adel und Städte die Aufforderung gerichtet, dem von Rom ausgehenden Verderben Einhalt zu thun.

So hat Luther die Hoffnung auf eine durch die kirchlichen Organe herbeizuführende Besserung aufgegeben und die Laien zu Hilfe gerufen.

Viertes Kapitel.

Der Bruch mit Rom.

Du wirst ja nimmer eins mit dem schädlichen Stuhl, der das Gesetz übel deutet.
Ps. 94, 20.

Rom hatte noch nicht geredet; der längst erwartete Bann über Luther war immer noch nicht ausgesprochen. Auch er hatte sein letztes Wort noch nicht gesprochen. Zwar hatte im Laufe weniger Jahre seine innere Stellung zum Papsttum eine gewaltige Aenderung erfahren, von unterwürfiger Verehrung desselben war er Schritt für Schritt zu der Ansicht weitergeführt worden, daß in Rom der wahrhaftige Antichrist herrsche; aber immer noch hatte er von dem regierenden Papst Leo X. eine gute Meinung, immer noch hatte er sich gehütet, seine Zweifel an der Berechtigung des päpstlichen Primats unter das Volk zu tragen. Allein immer mehr drängte alles zur letzten Entscheidung. Eck war in Rom unermüdlich thätig, um Luthers Verurteilung zu stande zu bringen. In einem Briefe vom 3. Mai 1520 rühmte er sich, daß man in Rom erst durch ihn Luthers Irrtümer recht kennen gelernt habe, daß aber jetzt die Bulle zu dessen Verurteilung bereits entworfen sei. Auch in Deutschland regte sich die römische Partei mit neuem Eifer. Nicht nur verlautete allerlei von Anschlägen gegen Luthers Leben, sondern es trat auch auf dem litterarischen Kampfplatz ein neuer Gegner wider ihn auf in der Person des Leipziger Franziskanermönchs Augustin aus Alfeld. In einer lateinischen Schrift „über den apostolischen Stuhl" fiel er mit hohem Selbstgefühl und groben Worten über Luther her, indem er jeden, der das göttliche Recht des Hoheprieſtertums Petri und des päpstlichen Stuhles nicht anerkenne, feierlich für einen verkehrten Ketzer erklärte. Um dieselbe Zeit (Mai 1520) kam Luther eine Schrift des Silvester Prierias in Rom zu, in welcher die päpstliche Obergewalt in einer noch überspannteren Weise geltend gemacht und dem Papste das Recht beigelegt wird, auch ohne ein Konzil

mit göttlicher Autorität als unfehlbarer Richter alle Streitfragen in Sachen des Glaubens und Lebens zu entscheiden. Alle geistliche Gewalt in der Kirche gehe von ihm aus. Es war dies die von den Konzilien zu Konstanz und Basel verworfene, vom päpstlichen Hofe aber stets festgehaltene sogenannte kurialistische Auffassung vom Wesen des Papsttums.

Diese Behauptungen standen nun freilich im schroffsten Gegensatz zu der Ueberzeugung, in welcher Luther in der letzten Zeit mehr und mehr befestigt worden war. Die von Hutten neu herausgegebene Schrift des Laurentius Valla über die Schenkung Konstantins war ihm von einem Freunde zugesandt worden. Hier fand er den Nachweis, daß die römische Behauptung, der Kaiser Konstantin habe bei seiner Uebersiedelung nach Konstantinopel dem römischen Bischof Silvester I. die Herrschaft über Rom und dessen Gebiet geschenkt, eine Lüge sei. Je gläubiger er früher jene Behauptung angenommen hatte, desto mehr entsetzte er sich über diese Enthüllung. „Guter Gott, schreibt er an Spalatin, welche Finsternisse und Nichtswürdigkeiten der Römlinge! — — Ich bin so in Aengsten, daß ich fast nicht mehr zweifle, der Papst sei im eigentlichen Sinne der Antichrist, den die Welt zu erwarten hat." Hiezu kamen dann die Schilderungen des empörenden Treibens in Rom, welche mit beißendem Spott von Hutten und seinen Freunden in Deutschland verbreitet wurden. Da mochte in Luther die Erinnerung an dasjenige wieder aufleben, was er dereinst selbst in Rom geschaut, aber bei seiner damaligen Verehrung des Papsttums in sich nicht hatte zum Worte kommen lassen. Genaueres über die römische Habsucht hat er von dem in Wittenberg lebenden, mit den Verhältnissen des römischen Hofes wohl vertrauten Dr. Wick „ausgekundschaftet". Von nun an wird seine Sprache gegen Rom heftiger, und er trägt kein Bedenken mehr, die Grundlosigkeit der päpstlichen Ansprüche auch dem Volke gegenüber geltend zu machen, wie er das schon in dem oben erwähnten „Sermon von guten Werken" thut. Ja gerade das Volk von diesem Betruge, unter dem es am meisten zu leiden hatte, zu befreien, erachtet er nun für seine eigentliche Aufgabe. So lange die Schrift Alfelds nur in lateinischer Sprache vorlag, hatte er sie einer Antwort

nicht gewürdigt, als aber derselbe „sein Affenbüchle ins Deutsche gab, die armen Laien zu vergiften", da trat ihm Luther entgegen mit der ausführlichen Schrift: „Von dem Papsttum zu Rom wider den hochberühmten Romaniften zu Leipzig". Hatte jener das göttliche Recht des Papsttums mit Vernunftgründen und aus Schriftstellen zu erweisen gesucht, so erwidert Luther: „Mit Vernunft sich unterstehen, Gottes Ordnung zu gründen oder schützen, sie sei denn mit Glauben vorhin gegründet und erleuchtet, so ist's, als wenn ich die helle Sonne mit einer finstern Latern wollt erleuchten und einen Fels auf ein Rohr gründen." Hatte jener aus der Analogie irdischer Gemeinschaften auf die Notwendigkeit eines sichtbaren Hauptes der Kirche geschlossen, so hält ihm Luther den evangelischen Begriff der Kirche entgegen, wonach die Kirche oder Christenheit nicht eine leibliche Versammlung, sondern eine geistliche Einigkeit ist und darum auch eines leiblichen Hauptes nicht bedarf. Hatte jener aus Schriftstellen, insbesondere aus alttestamentlichen Vorbildern das göttliche Recht des Papsttums zu begründen gesucht, so macht Luther geltend, man dürfe über Glaubenswahrheiten nicht mit „wankenden Schriften", d. h. zweifelhaften Allegorieen streiten, übrigens werde mit jenen Vorbildern in Rom selbst nicht Ernst gemacht; so solle Aaron ein Vorbild auf den Papst sein, Aaron aber und jeder Hohepriester habe eine Jungfrau zur Ehe nehmen sollen, der Papst dagegen verbiete der ganzen Priesterschaft den ehelichen Stand wider Gott, Recht, Vernunft und Natur. Es ist dies das erste Mal, daß Luther gegen den Cölibat sich ausspricht. Uebrigens will er nicht, daß man dem Papste widerstrebe; weil derselbe vielmehr zu seiner Gewalt nicht ohne göttlichen Rat, wenn auch aus zornigem Rat Gottes, gekommen ist, soll man dieselbe Gewalt in Ehren haben und mit aller Geduld tragen, gleich als wenn der Türk über uns wäre. Nur soll man aus der päpstlichen Gewalt keinen Glaubensartikel machen und soll gestatten, daß alles, was der Papst setze und thue an der heil. Schrift geprüft werde.

Auf des Prierias Schrift gab Luther keine eigentliche Antwort, sondern veröffentlichte dieselbe mit einem scharfen Vor- und Nachwort und kurzen Anmerkungen. Aber auch hier, wie in der

Schrift gegen Alfeld, kommt er auf den Gedanken zurück, daß Könige, Fürsten und aller Adel solle dazu greifen, daß „den Buffen von Rom die Straß nieder werd gelegt".

Aus diesem Gedanken entsprang die um dieselbe Zeit veröffentlichte Schrift: An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. Wie die erste Idee dieser für die Reformation so wichtig gewordenen Schrift in Luthers Geist aufblitzte, darüber ist noch eine Nachricht auf uns gekommen. Er reiste mit seinem früheren Erfurter Klostergenossen Süß über Land. Unterwegs kniete er vor seinem Wagenkasten nieder, betete längere Zeit mit großem Ernst und rief dann aus: „Nun habe ich meine Büchsen geladen, geht mir die recht ab, so soll sie gewiß durchdringen. Ich will an den deutschen Adel ein Büchlein schreiben. Gelingt mir's damit, daß sie zum Wort Gottes treten, sollt ihr sehen, was folgen wird." Er geht in dieser Schrift davon aus, daß die Reformversuche der Konzilien vergeblich waren, jetzt aber habe Gott uns ein edles junges Blut zum Haupt gegeben und damit viel Herzen zu großer guter Hoffnung erweckt. Diese Zeit und Gnade sollen wir nützlich brauchen. Aber ob aller Welt Gewalt unser wäre, sollen wir doch nit anheben mit Vertrauen auf unsre Macht oder Vernunft. „Aus dem Grund, sorge ich, sei es vorzeiten kommen, daß die teuren Fürsten Kaiser Friedrich der Erste und der Andre und viel mehr deutscher Kaiser so jämmerlich sind von den Päpsten mit Füßen getreten. Sie haben sich vielleicht verlassen auf ihre Macht mehr denn auf Gott, darum haben sie müssen fallen. Man muß hier mit einem Verzagen leiblicher Gewalt in demütigem Vertrauen Gottes die Sache angreifen und mit ernstlichem Gebet Hilfe bei Gott suchen. Wo das nicht, so soll sich's Spiel wohl lassen anfahen mit großem Schein; aber wenn man hinein kommt, sollen die bösen Geister eine solche Irrung zurichten, daß die ganze Welt müßte im Blut schweben und dennoch nichts damit ausgerichtet." Möchten doch alle Staatsmänner, welche römische Anmaßungen zu bekämpfen unternehmen, diese Worte Luthers beherzigen.

Zuerst redet er nun von den drei Mauern, hinter welchen die Romanisten sich verschanzen. Es sind die drei Behauptungen

1) weltliche Gewalt habe nicht Recht über sie; 2) es gebühre niemand die Schrift auszulegen denn dem Papst; 3) es möge niemand ein Konzilium berufen denn der Papst.

Die erste dieser Mauern stürzt er dadurch um, daß er die Unterscheidung eines geistlichen und weltlichen Standes überhaupt verwirft. Durch Taufe, Evangelium und Glaube sind alle Christen geistlich. Darum ist des Bischofs Weihen nichts anders, denn wenn er aus dem ganzen Haufen, die alle die gleiche Gewalt haben, einen nähme und ihm befähle, dieselbe Gewalt für die andern auszurichten. Zwischen Geistlichen und Weltlichen ist daher nur ein Unterschied des Amts und Werkes, nicht des Standes. Jedes Amt aber ist zum Dienst der Gemeinde eingesetzt, also auch das obrigkeitliche. Dessen Aufgabe ist, das Böse zu strafen ungehindert durch den ganzen Körper der Christenheit, niemand angesehen, es treffe Papst, Bischöfe oder was es ist.

Die zweite Mauer wirft er um durch den Nachweis, daß Päpste oft geirrt haben, daß auch Petrus sich von Paulus strafen lassen mußte.

Gegen die dritte Mauer endlich wird geltend gemacht, daß das Apostelkonzil zu Jerusalem nicht durch Petrus, das nicäische nicht durch den Papst, sondern durch den Kaiser Konstantin berufen worden sei, darum soll auch jetzt die weltliche Gewalt ein Konzil berufen. Mit der Aufforderung, das Bannen und Donnern des Papstes als das Benehmen eines tollen Menschen zu verachten, schließt der erste Teil.

Hierauf werden die Punkte betrachtet, „die man billig in Konzilien sollte handeln." Es wird ausgeführt, die weltliche Pracht des Papstes, der es kein König und Kaiser gleich thue, sei ärgerlich; er sollte ihm statt der dreifachen Krone an einer gemeinen Bischofskrone genügen lassen. Die Kardinäle, durch welche Welschland schon ausgesogen sei, und welche es mit Deutschland ebenso machen möchten, sollten nach Zahl und Einkommen beschränkt werden. An zwölf, deren jeder tausend Gulden Einkommen hätte, wäre es übrig genug. Der päpstliche Hof sollte auf den hundertsten Teil beschränkt werden. Alle päpstlichen Schreiber und Amtleute warten auf die Stifter und Lehen Deutschlands wie der Wolf auf

die Schafe. Etliche meinen, daß jährlich mehr denn 300,000 Gulden von Deutschland nach Rom kommen, dafür wir nichts denn Spott und Schmach erlangen. Hie sollten Bischöfe und Fürsten das Volk vor solchen reißenden Wölfen beschirmen und den mancherlei Praktiken des römischen Geizes, welche im einzelnen aufgezählt werden, wahren. „Hängen wir mit Recht die Diebe und köpfen die Räuber; warum sollten wir frei lassen den römischen Geiz, der der größte Dieb und Räuber ist."

Weiter zeigt er, was zu solches gräuliches Wesens Besserung wohl geschehen möchte und sollte von weltlicher Gewalt oder gemeinem Konzilium. Hier werden 27 Punkte aufgezählt. Nr. 1—7 werden die verschiedenen Mittel, durch welche man in Rom die deutsche Nation ausbeute, namhaft gemacht und verlangt, daß ihnen durch Verbote entgegen getreten werde. Nr. 8. Die schweren, gräulichen Eide, so die Bischöfe dem Papst zu thun gezwungen sind, sollen aufgehoben werden. Nr. 9. Der Papst soll über den Kaiser keine Gewalt haben, ohne daß er ihn auf dem Altar salbe und kröne. Nr. 10. Der Papst soll sich den Titel des Königreichs Neapel und Sizilien nicht anmaßen; auch Nr. 11 sich die Füße nicht küssen, noch das Sakrament durch einen knieenden Kardinal reichen lassen. Nr. 12. Die Wallfahrten nach Rom soll man abthun. Nr. 13. Keine neuen Bettelklöster sollen gebaut, die bestehenden vermindert werden, den Bettelmönchen das Predigen, Beichthören u. s. w. nur auf Begehren der Pfarrer oder Gemeinden gestattet sein, jedem frei stehen, im Kloster zu bleiben, so lange es ihn gelüstet. Nr. 14. Den Pfarrherrn ist die Ehe zu gestatten. Nr. 15. In den Klöstern soll gestattet sein, die heimlichen Sünden zu beichten wem man will, nur bei groben öffentlichen Sünden soll die Absolution dem Prälaten vorbehalten bleiben. Nr. 16. Jahrtage und Seelenmessen sollen abgethan oder doch vermindert werden. Nr. 17. Etliche Strafen des römischen Rechts, sonderlich das Interdikt, sind abzuthun, der Bann soll nur wider Irrgläubige oder solche, die in öffentlichen Sünden leben, nicht aber um zeitlichen Guts willen verhängt werden. Nr. 18. Man soll alle Feste abthun und nur den Sonntag beibehalten, die Kirchweihen aber ganz austilgen. Nr. 19. Die Verwandtschaftsgrade,

in welchen der eheliche Stand verboten wird, sollten eingeschränkt, das Fasten jedem freigegeben werden. Nr. 20. Die wilden Kapellen, da die neuen Wallfahrten hingehen, sollen niedergerissen, auch keine neuen Heiligen mehr gemacht, keine Ablaßprivilegien erteilt werden. Nr. 21. Alle Bettelei soll abgethan werden und jede Stadt ihre armen Leute versorgen. Nr. 22. Man sollte keine neuen Messen stiften, sondern der gestifteten viele abthun, da man sieht, wie sie nur als Opfer und gute Werke gehalten werden, so sie doch Sakrament sind. Nr. 23. Brüderschaften, Ablaß, Dispensation und was das Ding gleich ist, nur alles ersäuft und umbracht, da ist nichts Guts! Die päpstlichen Botschaften mit ihren Vollmachten, die sie uns um groß Geld verkaufen, sollte man aus deutschen Landen verjagen. Nr. 24. Es ist hohe Zeit, der Böhmen Sache vorzunehmen und sich mit ihnen zu vereinigen. Denn wir müssen bekennen, daß man den Hus mit Unrecht und wider Gott verbrannt hat. Nr. 25. Die Universitäten bedürfen einer guten, starken Reformation. Vor allen Dingen sollte in den hohen und niederen Schulen die vornehmste Lektion sein die heilige Schrift und den jungen Knaben das Evangelium. Und wollte Gott, eine jegliche Stadt hätte auch eine Maidschule, darinnen des Tags die Mägdlein eine Stunde das Evangelium hörten. Nr. 26. Der Einwand, der Papst habe das römische Reich von dem griechischen Kaiser genommen und auf die Deutschen gebracht, und habe deshalb Unterthänigkeit von diesen zu fordern, wird zurückgewiesen. Nr. 27. Auch in weltlichen Dingen wäre eine Reformation not, vor allem ein gemein Gebot wider den überschwenglichen Ueberfluß und Kost der Kleidung, dann Verminderung der Spezerei (d. h. ausländischer Gewürze), Verbot des Zinskaufs (Wuchers), Abthun des Fressens und Saufens, davon wir Deutschen, als einem sondern Laster nicht ein gut Geschrei haben in fremden Landen; endlich Aufhebung der öffentlichen Frauenhäuser.

Er schließt: Gott gebe uns allen einen christlichen Verstand und sonderlich dem christlichen Adel deutscher Nation einen rechten geistlichen Mut, der armen Kirche das Beste zu thun!

Schon die Aufzählung der von Luther besprochenen Punkte zeigt, wie weit seine reformatorischen Gedanken greifen. Auf das

ganze kirchliche, wissenschaftliche, sittliche, bürgerliche und wirtschaftliche Leben der Nation erstrecken sie sich. Aber nicht als Unzufriedener, der alles Mögliche zu tadeln hat, nicht als idealistischer Schwärmer, der nach seinen Träumen die Welt meint umgestalten zu können, redet er. Vielmehr sind die von ihm aufgestellten Forderungen, so hoch sie gehen, so weit sie greifen mögen, nur Konsequenzen des großen Grundgedankens, daß der Mensch nur durch den Glauben an Christi Verdienst vor Gott gerecht werde; Konsequenzen, zu welchen ihn nicht logische Folgerungen, sondern schwere innere Kämpfe und mannigfaltige Erfahrungen von der auf dem Volke lastenden äußeren und inneren Not geführt haben. Freilich hat von dem, was Luther fordert, zu seiner Zeit nur weniges seine Verwirklichung gefunden; andres ist seither erst nach langem Kampfe ins Leben eingeführt worden, wieder andres ist Gegenstand der Arbeiten und Kämpfe unsrer Zeit. Einzelnes mag auch einseitig und unpraktisch erscheinen; aber das wird kein Unbefangener leugnen, daß Luther in dieser Schrift mit wahrhaft prophetischem Blick die Ziele bezeichnet hat, denen die kirchliche und staatliche Entwickelung unsres Volkes zuzustreben hat. Er hat wie als Christ, so als Deutscher geredet. Das herzliche Erbarmen über „der elenden Christenheit Jammer und Not“ und die Entrüstung darüber, daß seine lieben Deutschen „vor allen Christen auf Erden müssen des römischen Stuhls Gaukelnarren sein“, hat ihm die Feder geführt.

Er übersandte das Büchlein an Amsdorf mit einer Zuschrift. Seine Freunde erschraken über die Kühnheit desselben, Staupitz und Link warnten vor Veröffentlichung, aber schon waren (zu Anfang August 1520) 4000 Exemplare in die Welt hinausgegangen, die mit solcher Begierde aufgenommen wurden, daß man nach wenigen Tagen an eine neue Auflage denken mußte!

Fast zu gleicher Zeit erschien sein „Sermon von dem Neuen Testament, d. i. von der heil. Messe“, worin als das Hauptstück der Messe das in ihr enthaltene neue Testament, d. h. das Wort von der Vergebung hervorgehoben wird. Siegel oder Wahrzeichen dieser Verheißung ist Brot und Wein, darunter sein wahrer Leib und Blut. Die beste Bereitung zur Messe ist ein

fester, fröhlicher Glaube des Herzens, solch Testament anzunehmen. Aber gerade diese Testamentsworte hat man den Laien entzogen, indem man sie lateinisch liest. Warum sollten aber wir Deutschen nit Meßlesen auf unsre Sprach? Sodann hat man aus dieser Wohlthat Christi ein gut Werk gemacht, damit sie vermeinen, dem allmächtigen Gott einen großen Dienst zu thun; ja ein Opfer, welches der ärgste Mißbrauch ist, sofern wir uns vermessen, Gott etwas zu geben im Sakrament, da er doch uns alle Dinge gibt. Wohl sollen wir geistlich opfern im Sakrament, aber uns selbst mit fleißigem Gebet, und das kann und soll jeder Christ, nicht allein der Priester.

In diesem Sermon vernehmen wir nicht die geharnischte Sprache seiner Streitschriften, sondern die Worte seelsorgerlicher Liebe, welche auf das Eine, was not ist, hinweist und dabei gegen die bestehenden kirchlichen Gebräuche nicht stürmisch vorgeht, sondern ihnen so viel als möglich eine mit der evangelischen Wahrheit übereinstimmende Deutung gibt. Schon aber hatte er es unternommen, dieselben Gedanken nur in weiterem Zusammenhang, mit eingehender Begründung und schärferer Hinweisung auf die Konsequenzen auch den Gelehrten vorzuführen. Es geschah dies in der zu Anfang Oktober in lateinischer Sprache erschienenen, bald aber auch verdeutschten Schrift: „Von der babylonischen Gefängnis der Kirche.“ Hatte Luther in der Schrift an den christlichen Adel hauptsächlich die äußerlich hervortretenden Mißbräuche des kirchlichen Lebens dargelegt, so war doch ihm selbst dieses äußere keineswegs die Hauptsache, sondern daß die Seelen verderbt werden durch Verfälschung der von Gott verordneten Gnadenmittel oder Sakramente, das ist ihm der tiefste Schaden, und hiegegen richtet sich nun diese Schrift.

Zu Anfang derselben vergleicht er seinen jetzigen Standpunkt mit dem, auf welchem er beim Beginn des Ablaßstreites sich befunden, und dankt seinen Feinden, daß sie ihn als seine Lehrmeister wetteifernd weiter treiben und üben. Er läßt sofort von den sieben römischen Sakramenten nur die drei: Taufe, Buße und Abendmahl bestehen und will zeigen, wie aus allen der römische Hof eine Gefangenschaft für die Kirche gemacht habe.

Beim Abendmahl zeigt sich diese Gefangenschaft zuerst in der Kelchentziehung, welche er jetzt für eine Tyrannei erklärt; sodann darin, daß aus der Verwandlung des Brotes und Weins in Leib und Blut Christi ein Glaubenssatz gemacht wird. Luther ist überzeugt, daß im Abendmahl Brot und Wein wirklich da sei und in diesen der wahre Leib und das wahre Blut Christi, will aber auch die Verwandlungslehre dulden, wenn man nur keinen Glaubensartikel daraus mache. Der gottloseste Mißbrauch bei diesem Sakrament ist aber der, daß man aus der Messe ein gutes Werk und ein Opfer macht. Zwar verlangt er nicht, daß sofort die Form der Messe geändert werde, aber er gibt den Geistlichen Anweisung, in evangelischem Geiste, wenn auch in der hergebrachten Form, Messe zu halten.

Daß die Taufe der Kirche unversehrt erhalten geblieben, ist ein großer Beweis der göttlichen Barmherzigkeit; aber die Bedeutung, welche sie auch für die Erwachsenen hat, ist vergessen, und man sucht andre Wege zum Himmel, nämlich die Bußwerke, während doch die wahre Buße nichts anders ist, als Umkehr zu der in der Taufe gegebenen und für das ganze Leben gültigen Gnadenverheißung. Ja das ganze Christenleben ist nur Erfüllung dessen, was in der Taufe begonnen hat, daß wir absterben und leben durch den Glauben an Christus. Damit ist dem Christen eine herrliche Freiheit gegeben, so daß ihm weder Papst noch Bischöfe eine Silbe dürfen auflegen. Auch die mönchischen Gelöbnisse sind solcher Freiheit zuwider.

Die Buße mit der Sündenvergebung wird auch als Sakrament aufgeführt, dann aber bemerkt, im eigentlichen Sinne sei sie keines, weil das äußere Zeichen fehle. Bei der Buße habe der Hirten Geiz gräulich gewütet wider die Schafe Christi; statt die Seelen auf den Glauben an die göttliche Gnadenverheißung zu weisen, habe man die Zerknirschung, Beichte und Genugthuung gefordert; aus der Zerknirschung aber habe man ein Werk oder Verdienst gemacht, aus der Beichte, die wohl nützlich und notwendig sei, eine Tyrannei, und bei der Genugthuung werden die Leute jämmerlich mit Zweifeln gemartert.

Die übrigen Sakramente der Kirche verdienen diesen Namen

nicht, denn die Firmelung habe keine Verheißung göttlicher Gnade, ebensowenig die Ehe, welche ja auch außerhalb des Christentums bestehe. Hier kommt er wieder, wie in der Schrift an den christlichen Adel, auf die Ehehindernisse zu reden, wobei er es namentlich verwerflich findet, daß die aus der Patenschaft entstandene sogen. geistliche Verwandtschaft die Ehe hindern solle. Auch der Priesterweihe fehlt die göttliche Einsetzung. Da alle Getaufte Priester sind, ist sie nur eine feierliche Uebertragung des Amtes, ohne daß aber durch sie ein unverlierbarer Charakter verliehen würde. Endlich ist auch die letzte Oelung nicht von Christo eingesetzt; denn, wenn man sich auf den Brief Jakobi 5, 14 ff. beruft, so ist's einmal zweifelhaft, ob dieser Brief vom Apostel Jakobus herrührt, auch hätte ein Apostel nicht Macht, ein Sakrament zu stiften; das gehöre allein Christo zu; endlich aber sei in der Stelle gar nicht von einer Oelung als Weihe zum Sterben, sondern als Mittel der Heilung die Rede.

Als er diese Schrift veröffentlichte, hatte Luther schon vernommen, daß die päpstliche Bannbulle wider ihn erschienen sei. Schon im Juli hatte der Kurfürst von Rom aus die dringende Aufforderung erhalten, gegen Luther einzuschreiten. Dieser hatte hierauf erklärt, der Kurfürst solle sich um seine Sache nichts annehmen; so lange er sein Lehramt habe, wolle er es auch ausrichten und sich nicht eines gottlosen Schweigens schuldig machen; wenn man ihn aus Wittenberg vertreibe, so finde er nicht nur in Böhmen, sondern mitten in Deutschland Beschützer und werde dann die Anhänger Roms noch schärfer angreifen. Hierauf hatte, während die Bannbulle schon unterwegs war, Miltitz noch einen Vermittelungsversuch gemacht. Auf einem am 28. August, als dem Tage des heil. Augustin, in Eisleben abgehaltenen Konvent der Augustiner bewog er diese, bei Luther dahin zu wirken, daß er einen versöhnlichen Brief an den Papst schreibe und denselben versichere, er habe seine Person nie angreifen wollen. Staupitz, Link und andre Freunde reisten deshalb selbst zu Luther. Um dieselbe Zeit aber erhielt derselbe einen Brief von Hutten, worin dieser erklärte, da der Erzbischof von Mainz den Befehl erhalten habe, ihn gebunden nach Rom zu schicken und da seine Bücher verboten

worden seien, so werde er jetzt nicht nur mit der Feder, sondern auch mit dem Schwerte die Priesterherrschaft angreifen. Sollte sich nun Luther an Hutten anschließen, oder sollte er jener Aufforderung der Augustiner folgen? Da er in geistlichen Dingen von Gewalt nichts wissen wollte, so entschloß er sich, den letzteren Weg einzuschlagen, obwohl er von der Erfolglosigkeit im voraus überzeugt war. Inzwischen war aber die Bannbulle erschienen. Schon am 16. Juni war in Rom der Bannfluch gesprochen worden, dann hatte Eck die Bulle nach Deutschland gebracht und Ende Septembers in den Diözesen Brandenburg, Meißen und Merseburg angeschlagen. Mit den Psalmworten (Ps. 74, 22): „Mache dich auf, Gott, und führe aus deine Sache; gedenke an die Schmach, die dir täglich von den Thoren widerfähret", beginnt die Bulle. Sie beklagt dann, daß mannigfaltige, längst verdammte Irrtümer, welche zum Teil eine Erneuerung der böhmischen Ketzerei seien, von hochmütig fürwitzigen, geschwätzigen und gottlosen Menschen in der edlen deutschen Nation, zu welcher der Papst doch stets eine besondere Liebe gehegt, und welcher er das römische Kaisertum zugewendet habe, verbreitet werden. Etliche dieser Irrtümer werden sodann in 41 aus dem Zusammenhang gerissenen Sätzen Luthers zusammengefaßt, namentlich in solchen, welche gegen die Kirchengewalt gerichtet sind. Geistlichen und Weltlichen wird die Annahme und Verteidigung dieser Sätze unter Androhung des Bannes verboten.

Dem Erzketzer Luther selbst bietet der Papst, wenn er in den Schoß der Kirche umkehre, in Nachahmung der göttlichen Mildigkeit Gnade an. Er soll binnen sechzig Tagen seine Irrtümer widerrufen; binnen weiterer sechzig Tage soll die Urkunde des Widerrufs in des Papstes Hand sein. Wo nicht, so soll er mit seinen Anhängern dem Bann und allen Strafen der Ketzerei verfallen sein. Seine Schriften werden verboten. Allen Obrigkeiten, ja auch allen Bürgern wird unter Androhung aller kirchlichen Strafen geboten, ihn und seine Anhänger zu fangen und an den Papst zu übersenden. Jeder Ort, an den sie sich begeben, soll, solange sie sich dort aufhalten, und noch drei Tage nachher mit dem Interdikt belegt sein.

Nachdem diese Bulle erschienen war, meinte Luther, das Schreiben an den Papst, das er versprochen hatte, sei jetzt zwecklos, allein Miltitz bestimmte ihn bei einer Zusammenkunft in Lichtenberg, doch ein solches deutsch und lateinisch zu veröffentlichen. So schrieb er denn zum drittenmal an den Papst. Er verwahrt sich hier gegen die Nachrede, als hätte er die Person Leos verachtet, vielmehr habe er immer nur das Ehrlichste und Beste von ihm gesagt und ihn einen Daniel zu Babylon genannt, auch sei ja dessen gutes Leben zu bekannt, als daß es könnte angetastet werden. Daß er etliche unchristliche Lehren scharf angegriffen, bereue er nicht. Auch bekennt er, daß er den römischen Hof frisch angetastet habe, „welchen auch du selbst, noch niemand auf Erden anders bekennen muß, denn daß er sei ärger und schändlicher denn je kein Sodoma, Gomorrah oder Babylonien gewesen ist. Und so viel ich merk, so ist seiner Bosheit hinfort weder zu raten noch zu helfen. — Indes sitzest du, heiliger Vater Leo, wie ein Schaf unter den Wölfen und gleich wie Daniel unter den Leuen. Was kannst du einiger wider so viel wilder Wunder? — Die Krankheit spottet der Arznei, Pferd und Wagen geben nichts auf den Fuhrmann. Das ist die Ursach, warum es mir allezeit ist leid gewesen, du frommer Leo, daß du ein Papst worden bist in dieser Zeit, der du wohl würdig wärest, in bessern Zeiten Papst zu sein." Er sagt dann weiter, daß er zu seinen Angriffen auf den römischen Hof nur durch Eck veranlaßt worden sei, an dem man sehen könne, daß kein schädlicherer Feind sei denn ein Schmeichler. Hierauf bittet er den Papst, den Schmeichlern, die des Friedens Feinde sind, einen Zaum anzulegen. „Daß ich aber sollt widerrufen meine Lehre, da wird nichts aus. Dazu mag ich nicht leiden Regel oder Maße, die Schrift auszulegen. Wo mir diese zwei Stück bleiben, soll mir sonst nichts aufgelegt werden, das ich nicht mit allem Willen thun und leiden will. — Darum, mein heiliger Vater, wollest ja nicht hören deine süßen Ohrensinger, die da sagen, du seiest nicht ein lauterer Mensch, sondern gemischt mit Gott, der alle Dinge zu gebieten und zu fordern habe. Es wird nicht so geschehen, du wirst's auch nicht hinausführen. Du bist ein Knecht aller Knecht Gottes und in einem fährlichern, elenderen Stand denn kein Mensch auf Erden.

— Ich bin vielleicht unverschämt, daß ich eine solche große Höhe zu lehren werde angesehen, von welcher doch jedermann soll gelehret werden. Aber ich folge hierinnen St. Bernhard in seinem Buch zu dem Papst Eugenius." Zum Schluß überreicht er dem Papst zu einem guten Wunsch und Anfang des Friedens „ein klein Büchle, so das Papier wird angesehen, aber doch die ganze Summa des christlichen Lebens darin begriffen, so der Sinn verstanden wird".

Dieses Büchlein war das „Von der Freiheit eines Christenmenschen". Hat die Schrift an den christlichen Adel die Umrisse eines evangelischen Kirchenrechts gezeichnet, die vom babylonischen Gefängnis die Grundlinien der evangelischen Glaubenslehre gegeben; so erhalten wir hier eine kurze Darstellung der Prinzipien der christlichen Sittenlehre. Dieselbe schließt sich aber aufs engste an Luthers Lehre vom Glauben an. Es werden nämlich in den beiden Teilen des Büchleins die zwei Sätze ausgeführt: 1) Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Ding und niemand unterthan, und 2) Ein Christenmensch ist ein dienstbar Knecht aller Ding und jedermann unterthan.

Das erstere ist er nach dem inwendigen geistlichen Menschen. Dieser aber wird frei und fromm weder durch leibliches Wohlbefinden, noch durch priesterliche Kleidung und Beschäftigung mit heiligen Dingen, sondern nur durch das heilige Evangelium. In diesem Wort hält dir Gott seinen l. Sohn vor und läßt dir sagen, du sollest an denselben mit festem Glauben dich ergeben; so sollen dir um desselben Glaubens willen alle deine Sünden vergeben und du gerecht, befriedet und alle Gebote erfüllt und du von allen Dingen frei sein.

Die ganze heilige Schrift ist geteilt in zweierlei Wort, die Gebot Gottes und die Zusagungen. Die Gebot lehren wohl, was man thun soll, geben aber keine Stärk dazu. Wenn so der Mensch aus den Geboten sein Unvermögen empfunden hat, so ist er recht gedemütigt und zunicht worden in seinen Augen. Dann kommt das ander Wort, die göttlich Zusagung, und spricht: Willst du alle Gebot erfüllen, deiner bösen Begierd und Sünd los werden; siehe da, glaub in Christum. Glaubst du, so hast du. Denn wer dem Wort Gottes mit rechtem Glauben anhangt, des Seele wird

mit ihm vereinigt so ganz und gar, daß alle Tugenden des Wortes auch eigen werden der Seele. Ja der Glauben vereinigt die Seele mit Christo als eine Braut mit ihrem Bräutigam, so daß, was Christus hat, der gläubigen Seele eigen wird, und was die Seele hat, wird Christi eigen. Christus aber ist König und Priester, das teilt er mit allen seinen Christen, daß sie durch den Glauben auch alle müssen Könige und Priester sein. So hat ein Christ eine geistliche Herrschaft, daß ihm auch Tod und Leiden müssen dienen und nützlich sein zur Seligkeit; dazu ist er ein Priester, der würdig ist vor Gott zu treten und für andre zu bitten. Was ist aber dann für ein Unterschied zwischen den Priestern und Laien in der Christenheit? Die heilige Schrift gibt keinen andern, denn daß sie die Gelehrten und Geweihten Diener nennet, die da sollen den andern Christum, Glauben und christliche Freiheit predigen.

Im zweiten Teil kommt er dann auf den äußerlichen Menschen. Hier will er denen antworten, welche sich ärgern an den vorigen Reden und sprechen: „Ei, so denn der Glaub gilt allein fromm zu machen, warum sind denn die guten Werk geboten?" Er weist darauf hin, daß auch der Gläubige noch nicht ganz geistlich ist, sondern in seinem Fleisch einen widerspenstigen Willen findet. Hie heben sich nun die Werk an. Da muß der Leib mit Fasten, Wachen, Arbeiten und mit aller mäßiger Zucht getrieben und geübet sein, daß er dem innerlichen Menschen und dem Glauben gleichförmig und gehorsam werde. Aber dieselben Werk müssen nicht geschehen in der Meinung, daß der Mensch dadurch fromm werde vor Gott, sondern nur in der Meinung, daß der Leib gehorsam werde und gereinigt von bösen Lüsten. Daraus kann ein jeder selbst nehmen die Maß, den Leib zu kasteien; er fastet, wacht, arbeitet, so viel er sieht, daß dem Leib not ist, seinen Mutwillen zu dämpfen. — Also nicht die guten Werke machen einen frommen Mann, sondern ein frommer Mann macht fromme Werk. Die Person aber wird fromm nicht durch Gebot und Werk, sondern durch Gottes Verheißungswort und den Glauben.

Der Mensch lebt aber nicht allein, sondern unter andern Menschen; darum kann er nicht ohne Werk sein gegen dieselben, obwohl ihm derselben Werk keins not ist zur Seligkeit. Seine

Meinung in allen Werken soll aber nur dahin gerichtet sein, daß er den andern Leuten diene. Das heißt dann ein wahrhaftig Christenleben, und da geht der Glaub mit Lust und Lieb ins Werk. So macht ein Christ, obwohl er ganz frei ist, sich williglich zu einem Diener, seinem Nächsten zu helfen. Wie uns Gott hat durch Christum umsonst geholfen, also sollen wir durch den Leib und seine Werk nichts anders denn dem Nächsten helfen.

Wer diesen Verstand hätte, könnt sich leichtlich richten in die unzähligen Gebote und Gesetze des Papstes. Denn ein freier Christ spricht also: Ich will fasten, beten, dies und das thun, was geboten ist; nicht daß ich's bedarf oder dadurch wollt fromm oder selig werden; sondern ich will's dem Papst, Bischof oder der Gemein und meinem Mitbruder zu Exempel und Dienst thun und leiden. Und obschon die Tyrannen unrecht thun, solches zu fordern, so schadet's mir doch nicht, dieweil es nicht wider Gott ist.

Aus dem allem folgt der Beschluß: „Durch den Glauben fähret ein Christenmensch über sich in Gott; aus Gott fährt er wieder unter sich durch die Liebe, und bleibt doch immer in Gott und göttlicher Liebe".

Mitten unter den heißesten Kämpfen, in den Tagen, da Luthers ganze irdische Zukunft auf dem Spiele stand, da eben von dem höchsten Richter in geistlichen Dingen der Stab über ihn gebrochen war, hat er diese Schrift geschrieben. Aber da ist keine Spur weder von Furcht noch von Erbitterung, da atmet alles den tiefsten Seelenfrieden, da werden die innerlichsten Vorgänge des christlichen Heilslebens mit einer Klarheit ins Licht gestellt, wie sie nur aus der eigensten Erfahrung hervorgehen konnte, und in einer Sprache, welche ruhig und hell dahinfließt und in manchen Stellen zu wunderbarer Schönheit sich erhebt. Freilich zum „Anfang des Friedens" mit dem Papst ist das Büchlein nicht geworden und konnte es nicht werden, vielmehr hatte der Kampf seinen ungehemmten Fortgang.

Wenn wir bedenken, mit welcher Ehrfurcht man in Deutschland päpstliche Bullen aufzunehmen gewöhnt war, so werden wir uns nicht wundern, daß die Bannbulle gegen Luther und seine Anhänger nicht ohne Wirkung blieb. Die Feinde triumphierten.

Insbesondere freute sich Eck des gewonnenen Sieges. Herzog Georg von Sachsen ließ ihm einen vergoldeten Becher voll Gulden schenken. In Löwen, Köln und Mainz wurden Luthers Schriften öffentlich verbrannt. Auch manche seiner Freunde wurden wankend, unter ihnen namentlich Staupitz. Er hatte sich, um dem Kampfe ferne zu stehen, zu dem Erzbischof von Salzburg zurückgezogen. Aber man ließ ihm keine Ruhe. Gedrängt, sich gegen die lutherische Ketzerei zu erklären, schrieb er an Link: „Martinus hat Schweres unternommen und handelt mit großem Geiste, ich aber stammle und bin ein Kind, das Milch braucht." Als Luther erfuhr, daß derselbe sich dem Urteil des Papstes unterworfen habe, schrieb er ihm einen wehmütigen Brief. „Ich habe," heißt es hier, „mit Freudigkeit meine Hörner wider den römischen Götzen erhoben. Willst du nicht folgen, so laß doch mich gehen und fortgerissen werden." Die von manchen, namentlich von Sickingen und seinen Freunden gehegte Hoffnung, der Kaiser werde sich der Sache Luthers annehmen, erwies sich als unbegründet. Auch von den Reichsfürsten trat keiner entschieden auf dessen Seite, und mochten auch manche derselben, wie Herzog Wilhelm von Bayern, das Erscheinen der Bannbulle bedauern, so nahmen dieselben doch im günstigsten Falle nur die Stellung ein, welche der Herzog Barnim von Pommern in einem Briefe an Luther mit den bezeichnenden Worten aussprach: „Wenn wir Euch so viel wüßten zu helfen, als wir Euch sehre geneigt sein; so würdet Ihr ohn große unsere Förderung nicht bleiben. Wir wollen das Spiel und Euch unserem lieben Herren Gott befehlen." Noch weniger natürlich wagte ein Bischof sich für Luther zu erklären, wenn auch mancher derselben mit dem von Freisingen wünschen mochte, „daß die Sache mit mehr Bedacht gehandelt worden wäre".

Am wichtigsten war es, wie Kurfürst Friedrich zu der Bannbulle sich stellte. Er befand sich zu Köln auf der Rückreise von der Kaiserkrönung Karls V. in Aachen. Da übergaben ihm die päpstlichen Legaten Aleander und Caraccioli ein Schreiben des Papstes mit der Aufforderung, Luthers Schriften verbrennen zu lassen und an ihm entweder selbst die Strafe zu vollziehen oder ihn dem Papste auszuliefern. Der Kurfürst zog, ehe er eine Ant-

wort gab, Erasmus zu Rate, welcher bei diesem Anlaß das geflügelte Wort sprach, Luther habe in zwei Stücken gesündigt, daß er nämlich dem Papst an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen habe. Hierauf ließ der Kurfürst den Legaten erklären, er habe mit Luthers Sache keine Gemeinschaft, aber dessen Schriften seien noch nicht so widerlegt, daß sie das Feuer verdienen; es sollte daher durch unparteiische Richter an einem für Luther nicht gefährlichen Orte die Sache untersucht werden. Auch beschwerte er sich, daß Luther ungehört verurteilt und die Bulle in seinem Lande bekannt gemacht worden sei, während er selbst abwesend war. Die Legaten waren mit diesem Bescheid wenig zufrieden und äußerten sich in höchst übermütiger Weise über den Kurfürsten, ja selbst über den Kaiser. Der Kurfürst aber erwiderte nach seiner Rückkehr seinem Neffen, dem Herzog Johann Friedrich, der für Luther Fürbitte bei ihm einlegte, er wolle sich dessen Sache „so viel möglich und sich leiden will", befohlen sein lassen. Das war auch der Standpunkt, auf welchen die Luther geneigten Universitäten sich stellten. Prinzipiell konnte man die Berechtigung des Papstes, den Bannfluch über Luther zu sprechen, nicht in Zweifel ziehen, aber man suchte nach formellen Gründen, auf welche hin man die Bulle zurückweisen konnte. In Wittenberg weigerte man sich, dieselbe anzuschlagen, indem man sich auf die mangelnde Legitimation Ecks und die zu befürchtenden Unruhen berief und eine Vernehmung Luthers durch unparteiische Männer in Deutschland forderte. Dieselbe Stellung nahm die Universität Erfurt ein.

Weiter aber als die offiziellen Korporationen gingen einzelne Bürger und Studierende. Selbst in Leipzig wurde eine Spott- und Drohschrift gegen Eck angeschlagen, und er konnte es nicht wagen, sich öffentlich sehen zu lassen. In Erfurt wurde öffentlich aufgefordert, die päpstliche Bulle, wenn sie angeschlagen, in Stücke zu reißen. Die Studenten nahmen die gedruckten Exemplare derselben dem Buchhändler mit Gewalt weg und warfen sie ins Wasser mit den Worten: „Eine Bulle (Wasserblase) ist's; so schwimme sie!" Die Universität zu Wittenberg wurde zwar infolge der Bulle von einigen Studierenden verlassen, dafür aber kam

neuer Zuzug, so daß Melanchthon 5—600, Luther gegen 400 Zuhörer hatte. Auch bei den Predigten des letzteren strömte das Volk scharenweise zu.

Freilich aber konnte er von den Bürgern und Studenten, welche ihm anhingen, keine Hilfe erwarten. Es war ihm auch um solche nicht zu thun, wollte er ja doch selbst von seinem Kurfürsten keine Unterstützung, und als Hutten den Gedanken aussprach, den Feinden mit Waffengewalt entgegenzutreten, äußerte Luther gegen Spalatin: „Ich möchte nicht, daß man mit Gewalt und Totschlag für das Evangelium stritte. Durchs Wort ist die Welt überwunden worden, durchs Wort die Kirche errettet; durchs Wort wird sie auch wieder hergestellt werden." So griff er denn wieder zum Worte. In der Schrift „von den neuen Eckischen Bullen und Lügen" beklagt er sich, daß manche der ketzerischen Behauptungen, die man ihm schuld gebe, Verleumdungen von Eck seien. Die Bulle, welche dieser, wie er höre, aus Rom mitgebracht habe, könne er nicht für echt halten. Im November erschien dann lateinisch und deutsch seine Schrift „Wider die Bullen des Endchrists", und einige Zeit nachher, ebenfalls in beiden Sprachen auf den Wunsch des Kurfürsten eine ausführlichere Erläuterung und Verteidigung seiner Sätze unter dem Titel: „Grund und Ursach aller Artikel, so durch die römische Bulle unrechtlich verdammt sind". In der lateinischen Ausgabe der ersteren Schrift ermahnt er den Papst und die Seinen kraft der Vollmacht, mit welcher er in der Taufe ein Kind Gottes geworden sei, schleunig in sich zu gehen; „wo ihr aber in eurem Wüten beharret, verdammen wir euch hiemit durch diese Schrift und übergeben euch samt jener Bulle und samt allen Dekretalen dem Verderben des Fleisches, damit euer Geist am Tage des Herrn mit uns befreit werde".

Diesen Worten ließ er die That folgen, zunächst eine feierliche Erneuerung seiner Appellation an ein Konzil, dann den Akt, durch welchen er sich öffentlich und feierlich nicht nur vom Papsttum, wie es damals war, sondern von der ganzen kirchlichen Rechtsanschauung des Mittelalters lossagte. Es ist dies die feierliche Verbrennung der Bannbulle und der päpstlichen Dekre-

talen am 10. Dezember 1520. Schon im Juli hatte er an Spalatin geschrieben: „Die Würfel sind gefallen, ich verachte Roms Wut und Gunst. Mögen sie immerhin das Meinige verdammen und verbrennen. Hinwiederum will ich, ich müßte denn kein Feuer haben, verdammen und verbrennen das ganze päpstliche Recht.“ Nun waren seine Schriften wirklich verbrannt worden, so beschloß er denn, den angedrohten Schritt zu thun. Er habe dabei, bezeugt er selbst, zuerst gezittert und gebetet, dann aber sei er fröhlicher geworden als je in seinem Leben.

Durch öffentlichen Anschlag machte er bekannt, daß die antichristlichen Dekretalen um 9 Uhr vormittags werden verbrannt werden. Eine große Zahl von Studierenden fand sich vor dem Elsterthor hinter dem Spital zusammen, ein Magister errichtete den Scheiterhaufen, auf welchen Luther die päpstlichen Dekretalen legte. Nachdem jener angezündet, warf er auch die Bulle ins Feuer mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübet hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer.“ Hierauf kehrte Luther mit den Doktoren und Magistern wieder in die Stadt zurück. Viele Studenten aber trieben noch allerlei Mutwillen. Sie sangen Leichengesänge für die Dekretalen, veranstalteten einen possenhaften Umzug durch die Stadt und warfen noch Bücher von Eck, Emser und andern Papisten ins Feuer. Andern Tags hielt Luther in seiner Vorlesung eine ernste Ansprache an seine Zuhörer, worin er ihnen vorhielt, die Verbrennung der Dekretalen sei nur ein Kinderspiel, notwendig aber sei, daß der Papst, d. i. der römische Stuhl mit allen seinen Greueln verbrannt werde.

Zur Rechtfertigung seiner kühnen That beruft er sich in seiner Schrift: „Warum des Papstes und seiner Jünger Bücher verbrannt sind“, auf den alten Gebrauch, böse Bücher zu verbrennen; auf die Verpflichtung, falsche Lehre zu wehren, die er als getaufter Christ und geschworner Doktor habe; auf die Verstocktheit der Päpstlichen; darauf, daß die verbrannten Bücher wohl dem Papst Leo selbst nicht gefallen; endlich darauf, daß die Widersacher durch ihr Bücherverbrennen beim Volke falschen Wahn erregen. Dann hebt er 30 Sätze des päpstlichen Rechts hervor, um derentwillen dasselbe das Feuer verdient habe.

So war denn zwischen Luther und der römischen Kirche das letzte Band zerrissen, und nach dem geltenden Rechte war die weltliche Gewalt verpflichtet, der Kirche ihren Arm zur Bestrafung des Ketzers zu leihen. Worauf wollte er sich nun stützen? Unter dem Volk hatte er wohl nicht wenige Anhänger, allein dieselben waren nicht organisiert und darum nicht widerstandsfähig, und wenn sie es gewesen wären, so wollte ja Luther von gewaltsamer Auflehnung nichts wissen. Deshalb läßt er sich auch mit einem Hutten und dessen Genossen nicht weiter ein. Ja er wünscht, daß Gott die Wut dieser Männer zurückhalte, welche der eignen Sache verderblich zu werden drohe. So hatte er in der ganzen Sichtbarkeit keine Hilfe. Daß er dabei doch getrosten Mutes blieb, das zeigt uns, wie fest er in dem Glauben stand, der eine gewisse Zuversicht ist des, das man hoffet. Und daß er damit nicht zu schanden geworden ist, wird der Fortgang der Geschichte zeigen.

Fünftes Kapitel.

Luther auf dem Reichstag zu Worms.

Es sitzen auch die Fürsten und reden wider mich; aber Dein Knecht redet von Deinen Rechten. Ps. 119, 23.

Da Kurfürst Friedrich sich nicht dafür gewinnen ließ, der päpstlichen Bannbulle gemäß gegen Luther als gegen einen Ketzer einzuschreiten, so suchte die römische Partei zu dem gewünschten Ziele zu gelangen mit Hilfe des neugewählten Kaisers Karl V.

Wir haben gehört, wie Luther in Uebereinstimmung mit Sickingen und Hutten auf dieses „edle junge Blut“ große Hoffnungen setzte. Einen thatsächlichen Anhaltspunkt für dieselben hatte er freilich nicht; vielmehr zeigt er hier wieder jenes ebenso großherzige als kurzsichtige Vertrauen, welches er denen, in welchen er Vertreter der göttlichen Ordnungen erblickte, und mochte es auch ein Leo X. sein, entgegen zu bringen pflegte, und damit verband sich vielleicht etwas von der Verehrung, welche das deutsche

Volk für den kürzlich verstorbenen Kaiser Maximilian hatte und nun auf dessen Enkel übertrug.

Karl V., als er zum Kaiser gekrönt wurde, ein einundzwanzigjähriger Jüngling, hatte in seinem ganzen Wesen schon die Art des gereiften Mannes. Er war berechnend in seinen Entschließungen, gemessen in seinem Benehmen, verschlossen gegen seine Umgebungen, dabei von ernster Religiösität, welche aber schon infolge seiner spanischen Erziehung ganz das Gepräge der mittelalterlichen Kirche an sich trug. Und je älter er wurde, desto mehr trat bei ihm eine schon in seinem ererbten Naturell begründete, durch die vielen Täuschungen und Mißerfolge seines Lebens verstärkte, düstere Weltanschauung hervor. Wie Luther durch seine geistige Entwickelung aus dem Kloster in die Welt geführt wurde, so der Kaiser durch die seinige aus der Welt ins Kloster.

Für die reformatorische Bewegung fehlte ihm jedes Verständnis. Er sah in ihr nichts als Auflehnung gegen die Autorität der Kirche und ließ sich leicht einreden, daß dadurch auch seine eigne Autorität bedroht werde.

Dennoch aber war er weit entfernt, sich zum willenlosen Werkzeug des päpstlichen Stuhls herzugeben. Er wußte, daß der Papst seine Wahl zum römischen Kaiser auf jede Weise zu hintertreiben versucht hatte und noch fortwährend im Verein mit Frankreich darauf bedacht war, der Machtentwickelung des habsburgischen Hauses Hindernisse zu bereiten. Auch waren die in Spanien herrschenden kirchlichen Anschauungen, in denen er erzogen war, so streng katholisch sie sein mochten, doch keineswegs die des Kurialismus. Daß der Papst nicht unfehlbar sei und daß ein allgemeines Konzil über demselben stehe, galt ihm als unzweifelhaft. Die kirchlichen Mißbräuche und die Gelderpressungen des römischen Hofes kannte er. Zwar hatte er sich bestimmen lassen, in seinen Erblanden die Verbrennung der Schriften Luthers anzuordnen, aber für das deutsche Reich dasselbe zu gebieten, trug er doch Bedenken; denn er konnte sich nicht verhehlen, daß bei der weiten Ausbreitung, welche die lutherischen Lehren in Deutschland schon gefunden hatten, ein gewaltsames Einschreiten höchst wahrscheinlich zu Unruhen führen würde; und auf die Wünsche des Kurfürsten

Friedrich Rücksicht zu nehmen, gebot ihm nicht nur die Dankbarkeit dafür, daß dieser hauptsächlich ihm die Krone verschafft hatte, sondern auch die politische Klugheit.

Friedrich aber ließ den Kaiser bitten, nichts gegen Luther vorzunehmen, ohne daß er zuvor verhört sei. Daraufhin machte der Kaiser den Vorschlag, Friedrich selbst sollte Luther auf den Reichstag, der in Worms abgehalten werden sollte, mitbringen. Der Kurfürst lehnte das ab, Luther aber erklärte: „Wenn ich gerufen werde, so will ich, soviel auf mich ankommt, mich krank hinführen lassen, wenn ich gesund nicht kommen kann; denn ich darf nicht zweifeln, daß es ein Ruf des Herrn ist, wenn der Kaiser mich ruft. Brauchen sie dann, wie es wahrscheinlich ist, Gewalt, — denn um mich zu belehren, lassen sie mich nicht rufen —, so muß ich dem Herrn die Sache befehlen; denn noch lebet und regieret der, welcher die drei Knaben im Feuerofen des Königs zu Babel erhalten hat. Will er mich aber nicht erhalten, so ist an meinem Kopfe wenig gelegen, verglichen mit Christo. Hier darf man nicht nach Gefahr oder Rettung fragen, sondern muß dafür sorgen, daß wir nicht das Evangelium, mit dem wir einmal begonnen haben, den Gottlosen zum Gespött werden lassen und den Widersachern Ursache geben, sich wider uns zu rühmen, als wagten wir nicht das zu bekennen, was wir gelehrt haben, und fürchteten uns, unser Blut dafür zu vergießen. — — Nur die eine Pflicht liegt uns noch ob, den Herrn zu bitten, daß nicht Kaiser Karls Regierung gleich zum Anfang mit meinem oder eines andern Blut zum Schutz der Gottlosigkeit befleckt werde. Ich wollte, wie ich oft gesagt, viel lieber allein durch die Hände der Romanisten umkommen, damit nicht jener mit den Seinigen in diese Sache verflochten werde. — — Fliehen will ich nicht, noch weniger widerrufen. Das helfe mir der Herr Jesus."

Wie ärmlich nehmen sich gegenüber von dieser Größe des Glaubens und dieser Zartheit, mit welcher Luther für seines Kaisers Ehre besorgt ist, die Intrigen aus, welche in der Umgebung des Kaisers in seiner Sache ins Werk gesetzt wurden. Da war vor allem die streng-päpstliche Partei, an ihrer Spitze der Legat Aleander, „eine unsittliche Mischung von Verschlagenheit, Feigheit,

Hochmut, falscher Devotion und Sucht emporzukommen" (Ranke), ein fanatischer, übermütiger Feind der Deutschen und insbesondere des Kurfürsten Friedrich. Nach seiner Ansicht hatte der Reichstag in Luthers Sache nichts zu verhandeln, sondern einfach den päpstlichen Befehl zu vollziehen. Eine andre Auffassung aber machte sich am kaiserlichen Hofe geltend. Wie dem Kaiser sein Gesandter in Rom den Rat gegeben hatte, dem Martin Luther, der durch seine Predigten dem römischen Hof Besorgnis einflöße, einige Gunst zu erweisen; so meinten auch andre, man könnte denselben als Werkzeug der kaiserlichen Politik gegen Rom benützen. Darum suchte man zwischen den eigentlich ketzerischen, der allgemein anerkannten Kirchenlehre widersprechenden Sätzen Luthers und denjenigen, welche gegen die kirchlichen Mißbräuche und römischen Uebergriffe gerichtet waren, zu unterscheiden und meinte, wenn sich Luther nur zum Widerruf der ersteren bewegen ließe, so könnte seine Sache wohl noch gütlich beigelegt werden. Zwischen diesen beiden Auffassungen schwankte der Kaiser. Daraus erklärt sich, daß er in einem zweiten Schreiben an den Kurfürsten die Aufforderung, Luther nach Worms mitzubringen, zurücknahm, da aus einer Verhandlung mit dem Gebannten dem Reich ein merklicher Vorwurf bei andern Nationen erwachsen könnte. Nur wenn er sich zum voraus zum Widerruf bereit erkläre, sollte er erscheinen dürfen.

Inzwischen wurde in Worms hin und her verhandelt vor und nach Eröffnung des Reichstags, welche am 28. Januar 1521, Karls Namenstag, stattfand. Die römische Partei setzte alles daran, den Kaiser ihren Wünschen dienstbar zu machen. Aleander that die drohende Aeußerung: „Wenn ihr Deutsche das römische Joch abwerft, werden wir dafür sorgen, daß ihr euch unter einander mordet, bis ihr in eurem eignen Blut untergeht," und von Rom aus traf eine neue Bulle wider Luther ein, welche, da die 120tägige Frist ungenützt abgelaufen sei, definitiv den Bann über ihn aussprach. Sie war begleitet von einem Breve an den Kaiser, worin auf schleunigen Vollzug des päpstlichen Urteils gedrungen wurde. Der Kaiser ließ dasselbe im Reichstage vorlesen und dabei hielt Aleander eine dreistündige Rede, worin er die Reichsstände namentlich durch Vergleichung Luthers mit Hus und Hinweisung

darauf, daß er das Konzil von Konstanz; welches der Stolz der deutschen Nation war, lästere, gegen denselben einzunehmen suchte, und nachdrücklich sich dagegen verwahrte, daß der verurteilte Ketzer noch weiter gehört werde und daß Laien es sich herausnehmen, in dieser Sache mit zu entscheiden. Der Kaiser gab auch dem Drängen der päpstlichen Partei soweit nach, daß er dem Reichstag ein Edikt vorlegte, wonach Luthers Bücher, ohne daß man ihn weiter hörte, verbrannt und er selbst gefangen gesetzt werden sollte. Die Antwort der Reichsstände aber ging dahin, daß bei der unter dem Volke verbreiteten Gärung Unruhen zu befürchten wären, wenn man so scharf vorginge. Man solle daher Luther unter Gewährung freien Geleites vorfordern und durch gelehrte Männer vernehmen lassen. Der Kaiser erklärte sich hiemit einverstanden und so erging am 6. März die Vorladung. Sie lautete: „Ehrsamer, Lieber, Andächtiger! Nachdem wir und des heiligen Reichs Stände, jetzo hier versammelt, vorgenommen und entschlossen, der Lehre und Bücher halben, so eine Zeit her von dir ausgangen, Erkundigung zu empfahen, haben wir dir, herzukommen und von dannen wiederum an dein sicher Gewahrsam, unser und des Reichs frei gestrackt Sicherheit und Geleit geben, das wir dir hierneben zusenden. Und ist unser ernstlich Begehr, du wollest dich förderlich erheben, also daß du inwendig einundzwanzig Tagen, in solchem unsern Geleit bestimmt, gewißlich hier bei uns seist und ja nicht außen bleiben wollest, dich auch keines Gewalt oder Unrecht besorgen. Denn wir dich bei dem gemelten, unserem Geleit festiglich handhaben wollen, uns auch auf solche deine Zukunft endlich verlassen. Und du thust daran unsre ernstliche Meinung."

Luther erhielt am 19. März durch Spalatin die Mitteilung, daß er vorgeladen werden solle, worauf er gegen denselben in voller Ruhe der Seele den Entschluß aussprach, er wolle, so Christus ihm gnädig sei, nicht fliehen, noch dem Wort Gottes im Kampfe untreu werden. Am Dienstag vor Ostern, den 26. März, traf der Herold des Reichs, Kaspar Sturm, in Wittenberg ein und überbrachte die Vorladung.

Luther wurde dadurch aus einer vielseitigen Thätigkeit herausgerissen, denn trotz der ihm drohenden Gefahr war er in seiner

amtlichen und schriftstellerischen Wirksamkeit so ruhig fortgefahren, als ob die Verhandlungen in Worms ihn nichts angingen. Nur insofern trat um diese Zeit eine Aenderung seiner Lebensweise ein, als er sich infolge der Bannbulle von der Beobachtung der klösterlichen Uebungen losgesprochen erachtete, wenn er auch die Wohnung im Kloster und das Mönchskleid noch beibehielt. Wie vielerlei auf ihm lag, ersehen wir aus einem Schreiben an Pelikan in Basel, wo es heißt: „Ich halte täglich zwei Predigten, ich mühe mich mit dem Psalter, ich arbeite an Postillen, ich antworte den Widersachern, ich bekämpfe die Bulle, in Deutsch und Latein mich verteidigend; nicht gerechnet die Briefe, die ich an meine Freunde schreiben muß, und die Unterredungen, welche zu Hause oder anderswo vorkommen." Er hatte nämlich auf den Wunsch des Kurfürsten schon im Herbst 1519 angefangen Postillen, d. h. Auslegungen der sonntäglichen Evangelien und Episteln zu verfassen, zunächst in lateinischer Sprache zum Gebrauch der Geistlichen. Von dieser Postille erschien jetzt der erste Teil. In der Widmung an den Kurfürsten spricht Luther aus, daß er nach dem Vorbilde des Nehemia mit der einen Hand bauen wolle, während er in der andern das Schwert halte. Und dieses Schwert gegen alte und neue Feinde zu brauchen, fehlte es in den der Reise nach Worms vorangehenden Monaten nicht an Anlaß. Insbesondere kam es zu einer neuen Fehde mit Emser, in welcher „der Bock zu Leipzig" und der „Stier zu Wittenberg", wie sie einander betitelten, in scharfen und spöttischen Worten einander entgegen traten. Es handelte sich hiebei insbesondere um das von Luther behauptete geistliche Priestertum aller Christen, und weil Emser bei Bestreitung desselben sich auf den geistlichen, d. h. allegorischen Schriftsinn berufen hatte, so führt Luther aus, daß die Worte des heiligen Geistes nicht mehr denn einen einfältigen Sinn haben können, „welchen wir den buchstäblichen Zungensinn nennen". Damit ist eine für die protestantische Bibelerklärung wichtige Erkenntnis gewonnen und der Willkür, mit welcher im Mittelalter die Schrift behandelt wurde, ein Ende gemacht. An Emser schloß sich Thomas Murner an, ein Franziskanermönch, der früher durch satirische Schriften gegen die Thorheiten und Aergernisse der Zeit

und insbesondere gegen die Sünden des Klerus die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte (S. 7), nun aber in einigen Schriften gegen Luther auftrat, namentlich den christlichen Adel aufforderte, den Glauben gegen denselben zu schützen. Luther antwortete ihm kurz am Schlusse der Schrift „Auf das überchristliche, übergeistliche und überkünstliche Buch Bocks Emsers zu Leipzig Antwort", indem er es als einen Vorzug Murners vor Emser anerkannte, daß er sich wenigstens der Lügen enthalte. Auf weitere Angriffe Murners schwieg er.

Als dritter Gegner trat der römische Gelehrte Ambrosius Katharinus auf den Plan. Hatte Murner über Luthers Auffassung der Kirche als einer „geistlichen Versammlung" gespottet, als wäre das eine Stadt Platos, die nirgends wäre; so wiederholt Luther gegenüber von Katharinus die Behauptung, daß die Kirche unsichtbaren Wesens, deshalb aber doch wirklich in der Welt vorhanden und an den Sakramenten und der Predigt des Evangeliums erkennbar sei. In der Papstkirche dagegen erblickt er das in der Schrift geweisagte Reich des Antichrists. Dieselbe werde daher auch nicht durch Laien (durch Huttens und seiner Genossen Bestrebungen) zerstört werden, sondern erst durch die Wiederkunft Christi.

Aber wie früher, so hat Luther auch in jenen Tagen des Wartens auf die Entscheidung nicht unterlassen, durch seine Schriften auch der Gemeinde zu dienen. Er ließ einen kurzen „Unterricht für die Beichtkinder" erscheinen, worin er sie belehrte, wie sie sich verhalten sollen, wenn ihr Beichtvater wegen des Lesens seiner Bücher sie befragen und deren Auslieferung verlangen sollte, und eben arbeitete er an einer Auslegung des Lobgesangs der Maria, als er die Vorladung nach Worms erhielt.

Am Dienstag nach Ostern, den 2. April, machte er sich auf den Weg. Zu Begleitern hatte er seinen Amtsgenossen Amsdorf, einen pommerschen Edelmann namens Swaven und, gemäß der Regel seines Ordens, den Augustinermönch Johann Petzensteiner. In einem vom Rate der Stadt Wittenberg gegebenen bedeckten Wagen machten sie die Reise; voraus ritt der kaiserliche Herold. Unterwegs zeigte es sich recht, wie viele Freunde und Anhänger Luther in allen Kreisen hatte. Das Volk strömte in Thüringen wie in der Gegend von Frankfurt zusammen, um den Wunder-

mann zu sehen; die Universität Erfurt empfing ihn mit der größten Feierlichkeit, indem ein großer Zug, darunter 40 Berittene, bis zur Grenze des städtischen Gebietes ihm entgegen kam; in Naumburg bewirtete ihn der Bürgermeister, in Weimar durfte er der Gast des Herzogs Johann sein, in Frankfurt sandte ihm eine alte adlige Dame zwei Maß Malvasierwein zur Stärkung; auch ein Priester bewies ihm seine Freundschaft, indem er ihm das Bild des italienischen Märtyrers Savonarola schickte und ihn zur Standhaftigkeit ermahnte. In Erfurt, wo er sich zwei Tage aufhielt, sowie in Gotha und Eisenach predigte er. In Weimar hörte er, daß in Worms über ihn und seine Bücher das Urteil bereits gesprochen sei, und auf der Weiterreise traf er das betreffende kaiserliche Mandat schon angeschlagen. Dennoch aber beharrte er bei seinem Entschluß, der kaiserlichen Berufung zu folgen, und schrieb an Spalatin: „Wir werden in Worms einziehen trotz allen Pforten der Hölle und den bösen Geistern, die in der Luft herrschen.“ So seines Wegs geradeaus gehend, vereitelte er die Berechnungen seiner Feinde, welche schon gehofft hatten, er werde durch sein Wegbleiben Gelegenheit geben, ihn des Ungehorsams gegen den Kaiser anzuklagen und durch Hinweisung auf seine Feigheit das Volk an ihm irre zu machen. Seine Freunde aber erfüllte bange Sorge; nachdem ihn der Kaiser vor seiner Ankunft verurteilt hatte, befürchteten sie für ihn das Schicksal des Hus.

Beinahe aber wäre es ihm unmöglich geworden, seinen Entschluß auszuführen. In Eisenach erkrankte er, und obwohl es auf angewandte Mittel besser wurde, so blieb er doch leidend, bis er nach Frankfurt kam. Er sah darin ein Werk des Satans, der ihn am Kommen habe hindern wollen. Von innerlicher Anfechtung aber hören wir nichts aus den Tagen jener Reise, vielmehr läßt die Angabe seines bittern Feindes Kochläus, daß unterwegs Musik getrieben worden sei, ja daß Luther selbst einmal die Laute geschlagen habe, auf eine freudige Gemütsstimmung schließen.

So war er bis Oppenheim gekommen, wenige Stunden von Worms entfernt. Nur noch zwei Tage waren es, bis der Termin, da er in Worms eintreffen sollte, verstrichen und damit auch das sichere Geleite zu Ende war. Da kam zu ihm, von Sickingen

gesandt, der ihm schon von Heidelberg her befreundete Butzer (S. 96) mit der Einladung, auf die Ebernburg zu Sickingen zu kommen, um dort mit des Kaisers Beichtvater Glapio sich zu unterreden. Glapio war selbst zu Sickingen gekommen, hatte mit vieler Anerkennung von Luther geredet, den Gedanken dieser Zusammenkunft angeregt und Sickingen dafür gewonnen. Jedem drängt sich die Frage auf, welche Absicht er dabei gehabt haben könne. Klar ist, daß es sich darum handelte, Luther nicht nach Worms kommen zu lassen. War dies aber nur die Ansicht von Glapio, welcher, einer kirchlichen Reform nicht abgeneigt, dieselbe eher erreichen zu können hoffte, wenn eine öffentliche Verhandlung vermieden würde, oder war er vom Kaiser beauftragt?

Aber warum sollte der Kaiser, der Luther selbst vorgeladen hatte, sein Kommen nicht gewünscht haben? Machte ihm die Volksbewegung, welche Luthers Erscheinen überall hervorrief, bange, und wollte er ihn ferne halten, um Unruhen zuvorzukommen? Oder war die Unterredung mit Glapio ernstlich gemeint? Hoffte man noch, Luther so weit zur Nachgiebigkeit zu bewegen, daß sich die kaiserliche Politik seiner bedienen konnte? Oder war das Ganze eine Falle, die man ihm stellte? Wollte man, was man durch das Schreckmittel der Verurteilung nicht erreicht hatte, nun durch freundliche Einladung zuwege bringen? ihn zurückhalten, um ihn dann des Ungehorsams anzuklagen? Oder sollte gar die Zeit des freien Geleites verstreichen, damit man, ohne dem Wortlaut des kaiserlichen Freibriefs zuwider zu handeln, sich seiner bemächtigen konnte? Wir wagen nicht zu entscheiden, was die wirkliche Absicht gewesen. Luther selbst hat später das Letztgenannte geargwöhnt und in der ganzen Sache die Hand des Erzbischofs Albrecht zu erkennen gemeint.

Was es aber auch sein mochte, er blieb dem gefaßten Entschlusse treu. Nach Worms mußte er, des Kaisers Ruf war ihm ja Gottes Ruf. „Hat des Kaisers Beichtvater etwas mit mir zu reden,“ sprach er, „so kann er solches zu Worms wohl thun,“ und dem Spalatin erwiderte er auf seine Warnung: „Wenn so viel Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, dennoch wollt ich hinein.“ „Denn ich war unerschrocken,“ erzählte er kurz vor seinem Tode, „furchte mich nichts. Gott kann einen wohl so toll machen. Ich weiß nicht, ob ich jetzt auch so freudig wäre.“

Dienstag, den 16. April, morgens 10 Uhr, traf er in Worms ein. Die Bürger, welche sich eben beim Frühmahl befanden, eilten, als der Turmwächter seine Ankunft durch einen Trompetenstoß ankündigte, herbei; eine große Volksmenge drängte sich ihn zu sehen. Da fuhr er ein im Mönchsgewande mit seinen drei Begleitern, vor dem Wagen der kaiserliche Herold, hinter demselben Justus Jonas, der ihm von Erfurt aus gefolgt war, nebst andern Berittenen, die teils unterwegs sich angeschlossen hatten, teils aus Worms ihm entgegengekommen waren. Vom Wagen steigend blickte er um sich und sprach: „Gott wird mit mir sein.“ Den ganzen Tag drängten sich Leute jedes Standes herbei, ihn zu begrüßen. Am andern Morgen ward er auf abends 4 Uhr vor den Reichstag geladen; da kamen dann der Reichserbmarschall Ulrich von Pappenheim und der Reichsherold Sturm und führten ihn, um dem Gedränge des Volks auszuweichen, auf Seitenwegen in den bischöflichen Palast, wo des Kaisers Herberge war, und wo der Reichstag sich versammelt hatte. Die sich herbeidrängende Menge mußte mit Gewalt zurückgehalten werden. Da war es, wo der bekannte kaiserliche Feldhauptmann, Georg von Frundsberg, ihn auf die Schulter klopfte mit den Worten: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberste auch in unsrer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen.“

Als er etwa um 6 Uhr vorgelassen wurde, machte ihm Pappenheim bemerklich, daß er nichts reden dürfe, außer wenn er gefragt werde. Dann legte ihm der Offizial des Erzbischofs von Trier, Johann Eck (nicht der uns schon bekannte Gegner Luthers) in des Kaisers Namen die beiden Fragen vor, ob er die hier vorliegenden Bücher als die seinigen anerkenne, und ob er ihren Inhalt widerrufen oder auf demselben beharren wolle. Darauf rief sein Amtsgenosse Hieronymus Schurf, der ihm als Rechtsbeistand zur Seite gegeben war: „Man zeige die Bücher mit Namen an.“ Als dies geschehen war, gab Luther seine Antwort lateinisch und deutsch. Er erkannte die Bücher als die seinigen an, erbat sich

dann aber zu Beantwortung der zweiten Frage, „weil es eine Frage vom Glauben und der Seelen Seligkeit ist und Gottes Wort belanget“, eine Bedenkzeit, „damit er nichts Unbedächtiges anzeige“. Ein Tag wurde ihm bewilligt und er wieder in seine Herberge geleitet, während das Volk unter Beifallrufen sich herbeidrängte. „Selig ist der Leib, der dich getragen hat,“ rief eine Stimme.

Im Reichstage aber scheint dieses erste Auftreten Luthers nicht eben einen günstigen Eindruck gemacht zu haben. Die einen vermißten bei ihm den rechten Heldenmut und nahmen ihm übel, daß er nicht sofort geantwortet, sondern sich Bedenkzeit erbeten, und daß er mit so schüchterner, leiser Stimme geredet, „als ob er erschrocken und entsetzt wäre“, andern mißfiel, daß ihm die feineren Formen der Höflichkeit abgingen; der Kaiser selbst meinte, dieser werde ihn nicht zum Ketzer machen, und konnte es nicht glauben, daß er der Verfasser solcher Schriften sei.

Am folgenden Tage, Donnerstag, den 10. April, fand er sich wiederum um 4 Uhr im bischöflichen Palaste ein und mußte abermals zwei Stunden im Gedränge des Volkes warten. Als er vor der Reichsversammlung stand, wurde ihm wieder die Frage vorgelegt: „Wollt Ihr die Bücher, die Ihr für die Eurigen erkannt habt, alle verteidigen oder wollt Ihr etwas zurücknehmen?“ Darauf gab er die Antwort mit bescheidener, aber fester und lauter Stimme in lateinischer Sprache. Nachdem er wegen etwaiger Verstöße gegen die höfische Sitte um Entschuldigung gebeten, unterschied er drei Arten seiner Bücher. Die ersten seien die, in welchen er von Glauben und Sitten so schlicht und evangelisch gehandelt habe, daß auch seine Widersacher sie als des Lesens wert anerkennen. „Wenn ich nun diese zu widerrufen anhöbe, was thäte ich anders, als daß ich allein die Wahrheit verdammte, welche Freund und Feind zugleich bekennen?“ Die zweite Art seien die gegen das Papsttum gerichteten. Durch dieses seien ja die Gewissen der Christen aufs jämmerlichste gefangen und gemartert, auch werde Hab und Gut sonderlich in der deutschen Nation durch unglaubliche Tyrannei verschlungen. „Wenn ich nun diese Bücher widerrufe, würde ich die Tyrannei stärken.“ Die dritte Art Bücher seien die wider einzelne Privatpersonen geschriebenen. „Wider

dieſelben bekenne ich heftiger geweſen zu ſein, denn ſich ziemte. Widerrufen kann ich auch dieſe Bücher nicht, dieweil Gefahr wäre, daß ich dadurch der Tyrannei und Gottloſigkeit Vorſchutz gäbe." Weiterhin erklärt er, wenn er mit prophetiſchen und evangeliſchen Schriften überwunden werde, ſei er aufs willigſte bereit, jeglichen Irrtum zu widerrufen, und werde der erſte ſein, ſeine Bücher ins Feuer zu werfen. Zum Schluß mahnt er, die Gerichte Gottes wohl zu bedenken und zu ſorgen, „daß nicht dieſem jungen, edlen Kaiſer Karl, von welchem nächſt Gott vieles zu hoffen iſt, ein unſeliger Eingang und ein unglücklich Regiment zu teil werde".

Dieſe Rede wiederholte er dann auch in deutſcher Sprache. Hierauf erwiderte Eck im Auftrage des Kaiſers, man könne mit Luther nicht erſt über ſeine Sätze disputieren. Dieſelben ſeien ſchon in Konſtanz verdammt. Wolle er dieſe Artikel, ſonderlich die in Konſtanz verurteilten, widerrufen, ſo könnte mit ſeinen andern Büchern billig gehandelt werden. Er ſolle eine einfache unverhüllte Antwort geben. Darauf ſprach Luther: „Weil denn Eure Kaiſerliche Majeſtät und Eure Gnaden eine ſchlichte Antwort begehren, ſo will ich eine Antwort ohne Hörner und Zähne geben dieſermaßen: Es ſei denn, daß ich durch Zeugniſſe der Schrift oder durch helle Gründe überwunden werde — denn ich glaube weder dem Papſt noch den Konzilien allein, dieweil am Tag liegt, daß ſie öfters geirrt und ſich ſelbſt widerſprochen haben, — ſo bin ich überwunden durch die von mir angeführten heiligen Schriften und mein Gewiſſen iſt gefangen in Gottes Wort. Widerrufen kann ich nichts und will ich nichts, dieweil wider das Gewiſſen zu handeln unſicher und gefährlich iſt."

Eck fragte nochmals, ob wirklich ſeine Meinung ſei, daß die Konzilien irren können. Hätte Luther in dieſem Punkte nachgegeben, ſo hätte er wohl eine ſtarke Partei auf ſeine Seite bringen können. Er aber bejahte jene Frage unerſchütterten Mutes, und damit war auch der liberalen Partei der Fehdehandſchuh hingeworfen. Der Kaiſer wollte nichts mehr hören und befahl die Verhandlung zu ſchließen. Schon ſenkte ſich die Nacht auf die Verſammlung und Unruhe herrſchte im Saale infolge der letzten Aeußerungen. Da ſprach Luther die berühmt gewordenen Worte:

„Ich kann nicht anders; hie ſteh' ich; Gott helf' mir! Amen."

Als er wegging, entſtand ein Getümmel. Einige Edelleute meinten, man führe ihn gefangen. Er aber ſprach, ſie beruhigend, er werde nur geleitet. Herzog Erich von Braunſchweig, obwohl päpſtlich geſinnt, ſchickte ihm einen ſilbernen Krug mit Eimbecker Bier zur Erquickung und Luther trank mit den Worten: „Wie Herzog Erich jetzt meiner gedacht hat, alſo gedenke unſer Herr Chriſtus ſeiner in ſeinem letzten Stündlein." So fühlten ſich die Herzen auch ſolcher Deutſchen, welche nach ihrer religiöſen Richtung ſeine Gegner waren, zu ihm hingezogen, während freilich ſpaniſche Kriegsleute ihn verhöhnten, als er durch ihre Mitte ging.

„Ich bin hindurch! ich bin hindurch!" ſo rief er mit fröhlichem Angeſicht und mit emporgehobenen Händen, als er um 8 Uhr in ſeine Herberge zurückkam. Was in jenen Tagen ernſteſter Entſcheidung in ſeiner Seele vorging, das zeigt uns das Gebet, welches er laut alter Ueberlieferung damals gebetet hat. Darin heißt es: „Allmächtiger ewiger Gott! wie iſt es nur ein Ding um die Welt, wie ſperrt ſie den Leuten die Mäuler auf! wie klein und gering iſt das Vertrauen der Menſchen auf Gott! Wie iſt das Fleiſch ſo zart und ſchwach und der Teufel ſo gewaltig und geſchäftig durch ſeine Apoſtel und Weltweiſen! — — Ach Gott, ach Gott, o du mein Gott, du mein Gott, ſtehe du mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit! Du mußt es thun, du allein; iſt es doch nicht meine, ſondern deine Sache. Habe ich doch für meine Perſon hier nichts zu ſchaffen und mit dieſen großen Herren der Welt zu thun! . . . Höreſt du nicht, mein Gott? biſt du tot? Nein, du kannſt nicht ſterben, du verbirgſt dich allein . . . Komm, komm, ich bin bereit, auch mein Leben darum zu laſſen, geduldig wie ein Lämmlein . . . Die Welt muß mich über mein Gewiſſen wohl ungezwungen laſſen, und wenn ſie noch voller Teufel wäre. Und ſollte mein Leib, der doch zuvor deiner Hände Werk und Geſchöpf iſt, darüber zu Grund und Boden, ja zu Trümmern gehen, die Seele iſt dein und gehöret dir zu, und bleibet auch bei dir ewig. Amen. Gott helf mir! Amen."

Und welche Ruhe er ſich durch ſolches Beten erkämpfte, zeigt

sich darin, daß er, als er schon die Ladung vor den Reichstag auf den Nachmittag erhalten hatte, vormittags noch den erkrankten Hans von Minkwitz besuchte, seine Beichte hörte und ihm das Abendmahl reichte, daß er dann am Abende dieses Tages, nachdem er zum erstenmal vor Kaiser und Reichstag gestanden, eine freundliche Zuschrift an einen kaiserlichen Rat in Wien verfaßte und am folgenden Tage, ehe er den Sitzungssaal betrat, um die entscheidende Erklärung abzugeben, sich noch heiter und unbefangen mit dem augsburgischen Gesandten Peutinger unterhielt und nach dessen Zeugnis in jenen Tagen überhaupt immer guter Dinge war.

Aber wie sah es um ihn her aus? Sein mutiges Auftreten hatte weithin Eindruck gemacht. Vornehme Leute suchten ihn auf, darunter der Landgraf Philipp von Hessen, der ihm zum Abschied die Hand reichte mit den Worten: „Habt Ihr recht, Herr Doktor, so helfe Euch Gott.“ Zustimmende und ermunternde Briefe erhielt er von Hutten. Aber thatkräftige Hilfe war von dieser Seite nicht zu erwarten gegen die immer drohender werdende Gefahr. Der Kaiser nämlich ließ dem Reichstage am folgenden Tage eröffnen, er wolle Luther nach Wittenberg zurückbringen lassen und dann gegen ihn als gegen einen Ketzer verfahren. Manche unter den Reichsständen hofften aber noch immer vermitteln zu können, und auf ihre Bitte gestattete der Kaiser, daß eine besondere Kommission mit ihm verhandle. Die Hauptrolle spielte hiebei der Kurfürst und Erzbischof von Trier, der sich gegen Luther sehr freundlich bewies, und der badische Kanzler Vehus. Diese Verhandlungen fanden am 24. und 25. April statt, führten aber zu keinem Ergebnis, da Luther sich auch einem Konzil nur unter der Bedingung unterwerfen wollte, daß nichts gegen Gottes Wort beschlossen werde.

Auf die Fürbitte des Erzbischofs gestattete ihm der Kaiser die Abreise, sagte ihm auch auf einundzwanzig Tage sicheres Geleite zu, doch sollte er unterwegs des Predigens und Schreibens sich enthalten. So fuhr er denn am 26. April, morgens 10 Uhr, von Worms ab. Zu seinen Begleitern hatte sich noch der rechtsgelehrte Hieronymus Schurf gesellt. Der Herold Sturm folgte einige Stunden später, holte ihn in Oppenheim ein und geleitete ihn auf der Weiterreise.

Drittes Buch.

1521—1524.

Erstes Kapitel.

Luther auf der Wartburg.

Verbirg dich einen kleinen Augenblick, bis der Zorn vorüber gehe. Jesaia 26. 20.

Noch am Abende vor seiner Abreise von Worms hatte Luther von seinem Kurfürsten eine Andeutung erhalten, daß er ihn auf eine Zeit lang wolle beiseite bringen lassen. So äußerte er denn in einem Schreiben an Lukas Kranach von Frankfurt aus: „Ich befehle Euch Gott. Ich laß mich einthun und verbergen, weiß selbst noch nicht wo.“ Von Friedberg aus schickte er den Herold zurück mit einem lateinischen und einem deutschen Schreiben an den Kaiser und an den Reichstag, worin er sich über sein Benehmen in Worms rechtfertigt und für das freie Geleite dankt. In Hersfeld, wo ihn der Abt des Benediktinerklosters mit hohen Ehren empfing, sowie in Eisenach predigte er trotz des kaiserlichen Verbots, weil er nicht eingewilligt habe, daß Gottes Wort gebunden werde.

Von Eisenach aus machte er einen Besuch bei seinen Verwandten in Möhra. Amsdorf und der Ordensbruder Petzensteiner begleiteten ihn, während die übrigen Reisegefährten auf der Hauptstraße weiter zogen. Am 4. Mai brach er wieder von Möhra auf, wobei seine Anverwandten ihm eine Strecke weit das Geleite gaben. Noch nicht lang hatten sich dieselben verabschiedet, als bei dem Schlosse Altenstein in der Nähe von Waltershausen ein Haufen Bewaffneter heransprengte. Petzensteiner entfloh, Luther wurde aus dem Wagen gerissen und weggeführt, während Amsdorf und der Fuhrmann unbehelligt weiter fahren durften. Als man diesen aus dem Gesichte war, wurde Luther auf ein Pferd gesetzt und auf weiten Umwegen, damit niemand wußte,

wo er hingekommen sei, auf die Wartburg gebracht, wo er erst gegen Mitternacht ankam. Der Schloßhauptmann Hans von Berlepsch und der Ritter Burkhard Hund waren es, denen der Kurfürst die Ausführung dieser Sache anvertraut hatte.

Bald verbreitete sich die Kunde von Luthers Wegführung und gab zu mancherlei Mutmaßungen Anlaß. Seine Anhänger vermuteten, er sei von den Feinden aus dem Wege geräumt worden. „Lebt er noch, oder haben sie ihn gemördert, so schrieb damals Albrecht Dürer in seinem Tagebuch, so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen und daß er gestraft hat das unchristliche Papsttum.“ Namentlich in Worms rief die Nachricht große Bewegung hervor; doch auch hier wußte man nichts Sicheres, aber Aleander ahnte den Sachverhalt, wenn er nach Rom berichtete, der sächsische Fuchs habe Luther verborgen.

Der Kaiser that zunächst nichts weiteres in der Sache, erst als ein großer Teil der Reichsfürsten, insbesondere auch Kurfürst Friedrich von Worms abgereist war, versammelte er die vier noch anwesenden Kurfürsten und andre Reichstagsmitglieder und erließ mit ihrer Zustimmung am 26. Mai ein Edikt, worin in den schärfsten Ausdrücken über Luther als einen durch die päpstliche Bulle verurteilten, verstockten Ketzer des Reiches Acht ausgesprochen und geboten wird, es solle ihn niemand „hausen, höfen, ätzen, tränken noch enthalten, noch ihm mit Worten, oder Werken, heimlich oder öffentlich keinerlei Hilfe, Anhang, Beistand noch Fürschub beweisen, sondern ihn, wo sie sein mächtig werden, gefänglich annehmen und wohl bewahrt an Kaiserliche Majestät senden.“ Dem Edikt wurde jedoch das Datum des 8. Mai gegeben, an welchem der Reichstag noch vollzählig beisammen war.

Luther war auf die Wartburg gebracht worden unter dem Schein, als wäre er ein Gefangener, auch wurde er in ein einsames Gemach eingeschlossen, dort sollte er sich Haar und Bart wachsen lassen, damit er unkenntlich würde. Als dies erreicht war, durfte er unter dem Namen Junker Georg im Reiterkleide und mit einer goldenen Ritterkette im Schloß und dessen Umgebungen sich frei bewegen in Begleitung eines vertrauten Knechtes. Auch an Jagden beteiligte er sich, ergötzte sich am Gesang der Vögel,

suchte Erdbeeren im Walde, machte Ausritte in benachbarte Ortschaften, wobei ihn freilich sein Begleiter hüten mußte, daß er nicht aus der Rolle falle und durch seine Liebe zu den Büchern sich verrate. Auch mit den Franziskanern in Eisennach stand er in heimlichem Verkehr. Seine Verköstigung erhielt er von dem Schloßhauptmann von Berlepsch. Dieselbe war sehr gut, viel besser, meinte er, als er es verdiene.

Allein die veränderte Lebensweise war seiner Gesundheit nicht zuträglich. Dem an magere Mönchskost Gewöhnten verursachten die reichlichen Rittermahlzeiten, verbunden mit dem vielen Sitzen über den Büchern, Unterleibsbeschwerden, welche auch durch den Gebrauch von Arzneimitteln nur vorübergehend gelindert wurden und bis zum Herbste fortdauerten. Dieselben übten auch einen Druck auf sein Gemüt aus, welcher durch die Einsamkeit noch vermehrt wurde. So hat er denn über Anfechtungen zu klagen, die ihn am Studieren, ja am Beten hinderten. „Glaubt nur,“ schreibt er an einen Bekannten, „daß ich hier in der Muße und Einsamkeit tausend Teufeln vorgeworfen bin. Es ist gar viel leichter, wider den eingefleischten Teufel, das ist wider Menschen zu kämpfen als wider die geistlichen Mächte der Bosheit unter dem Himmel.“ Dagegen erfahren wir aus seinen Briefen nichts davon, daß er Teufelserscheinungen oder dergleichen auf der Wartburg erlebt habe, wohl aber berichten seine Freunde, daß er ihnen später von allerlei Spuk erzählt habe, der ihm damals vorgekommen sei, von Rumpelgeistern, von einem schwarzen Hund u. s. w., und wir haben ja schon gesehen, daß Luther an dergleichen Dinge wirklich glaubte. Jene weitverbreitete Sage aber, welche sich an seinen Aufenthalt auf der Wartburg knüpft, daß er das Tintenfaß nach dem Satan geworfen, hat keinerlei Anhaltspunkt in den gleichzeitigen Berichten und ist, man weiß nicht aus welcher Veranlassung, erst später entstanden.

Obwohl Luther den Schauplatz seiner Thätigkeit hatte verlassen müssen, beschäftigten sich seine Gedanken doch fortwährend mit seinem Werke, mit den Zuständen der Kirche, mit dem Heil der Seelen. Während er dem Treiben bei einer Jagd zusieht, drängt sich ihm die geistliche Deutung auf, er denkt an den Teufel, der durch seine Hunde, nämlich die Bischöfe und Theologen, die unschuldigen Tierchen

jagt. Und als er ein armes gejagtes Häschen in seinen Rockärmel gewickelt hatte und die Hunde es aufspürten und durch den Rock hindurch zu tote bissen, da mahnt ihn dieser Vorfall an das Wüten des Papstes und Satans, der auch die geretteten Seelen wieder verderbe und seine Mühe vereitle. So war es ihm denn auch darum zu thun, von dem Fortgang der reformatorischen Bewegung zu hören. Er unterhielt durch Vermittelung vertrauter Boten einen brieflichen Verkehr mit seinen Freunden in Wittenberg und wurde durch sie von allen wichtigen Begebenheiten in Kenntnis gesetzt. Da ergriff ihn freilich manchmal das Verlangen, wieder auf den Kampfplatz zu treten, statt als ein Müßiggänger, wie er sich selbst nannte, lebendig zu verfaulen. Aber, wie er gewohnt war, nichts eigenmächtig zu thun sondern in allem der Leitung seines Gottes zu folgen, so überwand er auch jenen Wunsch und sprach es als seinen Entschluß aus: „Ich will nicht, es rufe mich denn der Herr."

Und mehr als er selbst wußte, war die Ruhe und Stille förderlich für ihn, die ihn auf seinem Patmos, wie er die Wartburg nannte, umgab. Er, der seine ganze Sache aufs Wort der heiligen Schrift gründete und, unterstützt durch seine reiche geistliche Erfahrung, die Grundgedanken der Schrift mit so sicherem Takte erfaßte, war in betreff der Auslegung im einzelnen doch noch schwankend und von andern abhängig, weil er mit dem Grundtexte nicht gehörig vertraut war. Da benützte er nun die Muße auf der Wartburg, um das Alte und Neue Testament im Grundtexte zu studieren. Die Frucht dieses Studiums war neben der Vollendung der schon früher begonnenen Auslegung vom Lobgesang der Maria eine Auslegung des 68. Psalms, sowie eine für seine Gemeinde in Wittenberg als Trostbrief bestimmte Auslegung von Psalm 37. „Ich schreibe ohne Unterlaß" lesen wir in einem Briefe an Spalatin aus dem Juni. Am ersten dieses Monats widmete er dem Franz v. Sickingen seine Schrift: „Von der Beichte, ob die der Papst Macht habe, zu gebieten". Hier hebt er auf Grund von Psalm 119 den Unterschied vom Gottesgebot und Menschenlehre hervor, und wir sehen, wie vollständig er von seiner so lange festgehaltenen Ehrerbietung gegen die Konzilien abgekommen ist, wenn er schreibt: „Es ist der größten Unglück eines in

der Christenheit der schändlich verdammte Wahn, daß man die Konzilien achtet, sie haben den heil. Geist." Zu den Menschensatzungen rechnet er nun auch, wenn man jemand zum Sakrament zwinge, und so verwirft er auch den Zwang, an Ostern zu beichten, während er im übrigen die Privatbeichte als ein heilsam Ding anerkennt.

Einen sehr großen Dienst erwies er den Freunden der evangelischen Wahrheit dadurch, daß er seine Postille nun auch in deutscher Sprache ausgeben ließ, zunächst wohl in der Absicht, daß sie von den Pfarrern bei ihren Predigten benützt oder wohl auch geradezu der Gemeinde vorgelesen werde. Freilich sind während seines Aufenthalts auf der Wartburg nur die Predigten vom Advent bis zum Erscheinungsfest erschienen. Die Vollendung des Werkes verzögerte sich noch mehrere Jahre. Luther selbst hat diese Postille das beste Buch genannt, das er je gemacht habe, und hat sich gefreut, daß jetzt auch die Laien die Evangelien und Episteln besser verstehen und zu Hause selbst die Auslegung lesen können, hat aber auch ermahnt: „Lasset mein und aller Lehrer Auslegen nur ein Gerüst sein zum rechten Bau, daß wir das lautere Gotteswort selbst fassen, schmecken und da bleiben, denn da wohnt Gott allein in Zion. Amen."

Luthers Predigten zeigen nichts von dem, was man rhetorische Kunst nennt. Da ist kein künstlicher Bau, keine logisch gegliederte Anordnung. Vielmehr wird mit höchster Ehrerbietung gegen das, was geschrieben steht, dem Texte nachgegangen und derselbe ausgelegt und auf Herz und Leben angewendet, doch so, daß das, was ihm das Wichtigste war, die Grundwahrheiten der evangelischen Heilsordnung, immer wieder, in immer neuer Beleuchtung und in scharfem Gegensatz gegen das Verderben des Papsttums und gegen sonstige irrige Lehren hervorgehoben wird. Im Ausdruck ist nichts Gesuchtes, nichts auf rednerischen Effekt Berechnetes, aber überall weiß er das Gewissen zu treffen, überall fühlt man ihm an, wie er aus der Fülle seines Herzens und seiner eignen Erfahrung redet, überall ist Freimut und Offenheit der Sprache, Klarheit der Gedanken, Vertrautheit mit dem Leben, den Anschauungen und Herzensbedürfnissen der Gemeinde, Reichtum an treffenden Vergleichungen, Kraft und Volksmäßigkeit des Ausdrucks, und begegnet uns auch in diesen älteren Predigten noch häufig

genug die dem Text Gewalt anthuende Allegorie der „heimlichen Deutung“, so sehen wir doch auch, wie er diesen Ueberrest mittelalterlicher Schriftbehandlung allmählich abstreift.

In dieser ihm so lieben Beschäftigung mit der Schrift und ihrer Auslegung wurde Luther aber gestört durch den Kampf mit seinen Widersachern, den er auch auf der Wartburg nicht glaubte aufgeben zu dürfen, obwohl zu fürchten war, es möchte durch die von ihm ausgehenden Streitschriften sein Aufenthalt verraten und seine Sicherheit gefährdet werden. Nicht nur erhielt der Streit mit Emser durch eine letzte Schrift wider denselben seinen Abschluß, sondern auch einem neuen Gegner, dem Löwener Theologen Latomus, welcher die Verurteilung Luthers durch die dortige Falkultät zu rechtfertigen versucht hatte, wurde durch eine aus der heiligen Schrift entwickelte Darstellung der evangelischen Lehre von Sünde und Gnade geantwortet, worin uns die tiefe Fassung der Sünde in der reformatorischen Lehre im Gegensatz gegen die scholastische Abschwächung dieses Begriffs aufs deutlichste entgegentritt. Und nicht bloß gegen einzelne litterarische Gegner wagte der gebannte und geächtete Luther den Kampf, sondern auch gegen die „oberste Schule“, d. h. gegen die hochberühmte theologische Fakultät zu Paris. Diese hatte, wie wir sahen, das von ihr erbetene schiedsrichterliche Urteil über die Disputation zu Leipzig nicht abgegeben; nun aber, da Luther in der Schrift über die babylonische Gefangenschaft der Kirche nicht nur den päpstlichen Primat, sondern die ganze scholastische Sakramentslehre angegriffen hatte, traten die Pariser Theologen mit einer Verdammung seiner Sätze hervor; er aber hielt ihr Dekret einer eigentlichen Widerlegung nicht wert, sondern übersetzte es und gab es mit einer Vor- und Nachrede heraus, worin er mit bitterem Spott darauf hinweist, daß sie, um sich an dem Papste zu rächen, seine wider den Papst und wider den Ablaßhandel gerichteten Sätze nicht verdammt haben. „Darum will ich ihr Mitstimmen nicht haben, sie thun's aus keiner Lieb der Wahrheit. Ich will mit den Buben unverworren sein, die ihren Herrn lassen in Nöten. Und wenn ich mit gutem Gewissen könnt, ich wollt das Papsttum wiederum erheben zu Trutz und Leid der französischen Perfidieen.“

Ebenso derb griff er den Papst an. Dieser hatte in seine Abendmahlsbulle, welche alle Ketzer mit Namen verdammt und jedesmal am Gründonnerstag in Rom verlesen wird, auch Luther und seine Anhänger aufgenommen. Darauf verdeutschte dieser die Bulle und gab sie mit Anmerkungen heraus unter dem Titel: „Die Bulla vom Abendfressen des allerheiligsten Herrn des Papstes.“

Wie gefürchtet aber Luthers scharfe Schriften waren, das zeigte sich bei dem Kampf, in welchen er mit seinem alten Gegner, dem Erzbischof Albrecht von Mainz geriet. Derselbe hatte zum besten der neuen Stiftskirche in seiner Residenz Halle die dort befindlichen Tausende von Reliquien ausstellen lassen und den Besuchern einen Ablaß, der sich auf mehr als 30 Millionen Jahre erstreckte, zugesichert. Trotz der unangenehmen Erfahrungen, die er mit Tetzel gemacht, ließ er sich zu diesem Schritt durch seine Geldverlegenheit bestimmen und durch die Meinung, daß Luther unschädlich gemacht sei. Sobald dieser aber von der Sache hörte, schrieb er in höchster Entrüstung eine scharfe Schrift wider den neuen Ablaßgreuel und teilte das Spalatin mit. Die Kunde hievon rief am erzbischöflichen Hofe solchen Schrecken hervor, daß Kapito, des Erzbischofs evangelisch gesinnter aber allzu nachgiebiger Ratgeber nach Wittenberg und zum Kurfürsten von Sachsen gesandt wurde, um das Erscheinen der Schrift zu verhindern. Und wirklich ließ der Kurfürst Luther durch Spalatin bedeuten, er werde nicht dulden, daß er etwas wieder den Erzbischof schreibe. Luther aber erklärte rund heraus, er lasse sich in dieser Sache auch vom Kurfürsten nichts darein reden und sandte an Spalatin die Schrift, damit, ehe sie veröffentlicht werde, Melanchthon sie noch durchsehe. Spalatin aber behielt sie gegen Luthers Willen zurück. Dieser jedoch schrieb an Albrecht einen Brief, in welchem er die kühnste Sprache führte und drohte: „Wo nicht der Abgott wird abgethan, muß ich mir das lassen eine dringende Ursache sein, Euer Kurfürstlich Gnaden öffentlich anzutasten, und aller Welt anzuzeigen den Unterschied zwischen einem Bischof und Wolf.“ Weiter verlangt er, daß der Erzbischof die Priester mit Frieden lasse, welche sich in den ehelichen Stand begeben; wo nicht, „so wird sich ein Geschrei aus dem

Evangelio erheben, wie fein es den Bischöfen anstünde, daß sie zuerst ihre Huren von sich trieben, ehe sie fromme Eheweiber von ihren Ehemännern scheideten". Er schließt: „Hierauf bitte und erwarte ich Euer Kurfürstlich Gnaden richtige schleunige Antwort innerhalb vierzehn Tagen, denn nach bestimmten vierzehn Tagen wird mein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen." Und was that Erzbischof Albrecht? Er antwortete Luther: „Lieber Herr Doktor! Ich habe Euren Brief gelesen und zu Gnaden und allem Guten angenommen, versehe mich aber gänzlich, die Ursach sei längst abgestellt, die Euch zu solchem Schreiben bewegt hat, und will mich, so Gott will, dergestalt halten, als einem frommen geistlichen und christlichen Fürsten zusteht, als weit mir Gott Gnade und Stärke verleiht. Euch Gnade und Gutes um Christi willen zu erzeigen, bin ich williger denn willig; brüderliche und christliche Strafe kann ich wohl leiden." So redet ein armer, heimatloser Mönch, der seines Lebens keine Stunde sicher ist, mit dem ersten Fürsten des deutschen Reiches, und dieser antwortet in solch unterwürfigem Ton. Ist dergleichen erhört in der Geschichte der Menschheit? Wir wissen nur eine Parallele, nämlich das, was zwischen dem Propheten Elia und dem König Ahab vorgegangen ist. 1 Kön. 21, 18—29. Nirgends mehr als in seinem Verhältnis zu dem Erzbischof von Mainz gleicht Luther einem Propheten des Alten Testaments. Und wenn wir uns erinnern, daß der Mann, welcher mit dem Kardinal Albrecht eine solche Sprache redet, noch drei Jahre zuvor vor dem Kardinal Cajetan sich in den Staub geworfen hatte, so müssen wir staunen über die gewaltige Veränderung, welche in so kurzer Zeit in seinem Innern vorgegangen ist, und beachten wir anderseits, wie Luthers Wort mehr gefürchtet wurde als päpstliche Bannbullen, so tritt uns die Macht der Wahrheit und der Umschwung, welcher im Bewußtsein der Zeit sich vollzogen hatte, in überraschender Weise vor Augen.

Die wichtigste Arbeit aber, welche Luther auf der Wartburg in Angriff nahm, war die Bibelübersetzung. Bitten verschiedener Freunde gaben den ersten Anlaß dazu. Nachdem die von Erasmus 1516 veranstaltete Ausgabe des griechischen Neuen Testaments den Grundtext desselben weiteren Kreisen zugänglich

gemacht hatte, mußte die Unvollkommenheit der vorhandenen Uebersetzungen der Schrift ins Deutsche, deren man etwa vierzehn zählte, immer mehr auffallen. Gingen dieselben doch nicht auf den Grundtext zurück, sondern waren auf Grund der allgemein angenommenen lateinischen Bibelübersetzung, der sogenannten Vulgata, gefertigt. Zugleich war der deutsche Ausdruck in denselben ein höchst schwerfälliger und teilweise unverständlicher. Luther ging nach Neujahr 1522 zunächst an das Neue Testament. Die Uebersetzung des Alten glaubte er ohne Beihilfe seiner Freunde nicht wagen zu dürfen. Seine Vertrautheit mit dem Geiste der heiligen Schrift auf der einen Seite, seine Meisterschaft in volkstümlicher Rede auf der andern, befähigte ihn ganz besonders für diese Arbeit. Aus den mancherlei deutschen Dialekten hatte sich unter dem Einflusse der kaiserlichen Kanzlei, an welche sich auch die sächsische Kanzlei anschloß, eine gemeinsam deutsche Schriftsprache zu bilden begonnen. Dieser bediente sich Luther in seiner Bibelübersetzung und trug dadurch das meiste dazu bei, sie zu allgemeiner Anerkennung in Deutschland zu bringen und so dem deutschen Volke das stärkste Band der Einheit, eine gemeinsame Sprache zu geben. So konnte er mit Recht von seinen Gegnern sagen: „Das merkt man, daß sie aus meinem Dolmetschen und Deutsch lernen deutsch reden und schreiben, und stehlen mir also meine Sprache, davon sie zuvor wenig gewußt." Ein Hauptanliegen war es ihm, der deutschen Sprache Art zu treffen, darum hielt er sich, so gewissenhaft er es mit dem Sinn des Textes nahm, doch nicht an den Buchstaben desselben, sondern verfuhr nach dem Grundsatz, daß man die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen und ihnen aufs Maul sehen müsse. Aus der Volkssprache nahm er einerseits die Einfachheit des Satzbaues, wodurch sich seine Bibelübersetzung von dem verschrobenen Kanzleistil seiner und der späteren Zeit und von dem künstlichen Periodenbau der Humanisten unterscheidet, anderseits den reichen Vorrat von Synonymen. „Denn wer dolmetschen will, muß großen Vorrat von Worten haben, daß er die Wahl könne haben, wo eines an allen Orten nicht lauten will." Auf diese Weise hat er ein Meisterwerk zu stande gebracht, das um

so bewundernswürdiger erscheint, wenn wir erwägen, wie sehr es damals an Vorarbeiten fehlte. „Nie ist ein Buch der Welt so meisterhaft übertragen wie die Bibel von Luther", sagt ein Kenner unsrer Litteratur (Gödeke). Ist auch die evangelische Kirche weit entfernt, die lutherische Bibelübersetzung zu kanonisieren, ist auch ohne weiteres zugegeben, daß Luther in Einzelheiten nicht selten den Sinn verfehlte, so hat ihn doch seine Vertrautheit mit dem Geist der Bibel und sein richtiger Takt vor wesentlichen Irrtümern bewahrt. Sein Ausdruck ist zwar da und dort infolge der Weiterentwickelung unsrer Sprache vom jetzigen Sprachgebrauch abweichend, aber man meine doch ja nicht, jede seit Luther eingetretene sprachliche Aenderung sei auch eine Verbesserung. Vielmehr zeigt unsre gegenwärtige Sprache, mit der Luthers verglichen, in mancher Hinsicht die Spuren der Altersschwäche: Verarmung in betreff des Wortvorrats und der Flexionsformen, Steifwerden des Satzbaus, Mangel an konkreter Anschaulichkeit und an Wohllaut. Statt Luthers Sprache zu meistern, sollte unser Geschlecht bei ihm, der nach Jakob Grimms Wort durch seine Verdeutschung der Bibel dem Hochdeutschen männliche Kraft und Haltung gegeben hat, in die Schule gehen. Uebrigens hat er sich selbst nie genug gethan und bei jeder neuen Ausgabe seiner Uebersetzung gebessert, so daß, wie er selbst sagt, an seinem Exempel zu sehen ist, „wie man mit Dolmetschen näher und näher kommt". So groß war sein Eifer, mit dem er diesem Werk sich hingab, daß er trotz seiner vielen andern schriftstellerischen Arbeiten das ganze Neue Testament auf der Wartburg fertig brachte. Nachdem er aber nach Wittenberg zurückgekehrt war, arbeitete er dasselbe in Gemeinschaft mit Melanchthon nochmals durch. Auch andre Freunde, namentlich Spalatin, wurden zu Rate gezogen. Den letzteren aber machte Luther darauf aufmerksam, daß nur einfältige deutsche Ausdrücke, nicht Wörter des Schlosses und Hofes gebraucht werden sollten. Mit größter Sorgfalt wurde über die Wahl der bezeichnendsten Worte nachgesonnen und verhandelt. Nach Luthers eignem Bericht suchten sie manchmal wochenlang nach einem einzelnen Ausdruck. Ende September 1522 wurde das Neue Testament, mit Holzschnitten von Kranach, mit Vorreden Luthers zum Ganzen sowie zu den

einzelnen Briefen und der Offenbarung und mit kurzen Randbemerkungen ausgegeben ohne Benennung von Luthers Namen. Schon im Dezember erschien eine zweite Auflage.

Zweites Kapitel.

Luthers Rückkehr nach Wittenberg.

Ich habe es zwar alles Macht, aber es frommet nicht alles; ich habe es alles Macht, aber es bessert nicht alles. I. Cor. 10, 23.

Während Luther auf der Wartburg sich befand, hatte das von ihm begonnene Werk in Wittenberg seinen Fortgang; ja seine Abwesenheit trug dazu bei, daß die Dinge sich schneller entwickelten. War es doch sein Grundsatz, durchs Wort allein zu wirken und den rechten Glauben in die Herzen zu pflanzen. Daneben, meinte er, könne man die alten Formen und Bräuche ohne Gefahr fortbestehen lassen, da sie entweder, wenn der wahre Glaube in den Herzen lebe, einen neuen Gehalt bekommen oder von selbst aufhören werden. Aus diesem Grunde bewies er sich in betreff aller bestehenden Ordnungen höchst konservativ, und namentlich verabscheute er alles tumultuarische, gewaltsame Vorgehen. Als er aber von Wittenberg weg war und seine überwältigende Persönlichkeit die weitere Entwickelung nicht mehr beherrschte, machten sich andre Geistesrichtungen geltend.

Einige Geistliche traten in den Ehestand, und Luther billigte diesen Schritt, obwohl er an Spalatin schrieb: „Hüte dich, daß du nicht auch ein Weib nehmest, damit du nicht auch in leibliche Trübsal geratest." Als nun aber Karlstadt die Verehelichung der Geistlichen nicht nur gestatten, sondern geradezu gebieten und auch den Mönchen es zugestehen wollte, sich zu verheiraten, äußerte Luther seine Bedenken, untersuchte dann aber in Thesen, sowie in einer Predigt auf das Erscheinungsfest die Berechtigung der Gelübde eingehend und kam zu dem Ergebnis, da die Mönchsgelübde beinahe immer in der Meinung geschehen, dadurch Gnade von Gott

zu erlangen, so seien sie dem Glauben zuwider und darum in sich selbst nichtig; auch sei es nur wenigen gegeben, das Gelübde der Keuschheit wirklich zu halten. Dem Gedanken, daß die Klostergelübde nicht verbindlich seien, wurde zuerst im Augustinerorden praktische Folge gegeben. In Wittenberg und bald nachher auch in Erfurt erfolgten Austritte aus dem Augustinerkloster und Luther verteidigte dieselben durch seine lateinische Schrift über die Gelübde, welcher er eine Zuschrift an seinen Vater voranschickte, worin er bekennt, dereinst durch seinen gegen seines Vaters Willen erfolgten Eintritt ins Kloster sich gegen Gottes Gebot verfehlt zu haben. Gott aber habe aus dieser Sünde Gutes hervorgehen lassen. — Um die in der Mitte des Augustinerordens entstandene Bewegung in ein geordnetes Geleise zu bringen, hielt Link, welcher 1520 an Staupitz Stelle zum Generalvikar gewählt worden war, zu Anfang des Jahres 1522 einen Konvent zu Wittenberg, auf welchem der Austritt aus den Klöstern frei gegeben, den Zurückbleibenden aber die Beibehaltung mönchischer Kleidung und Lebensordnung angeraten, jedoch auferlegt wurde, ihren Unterhalt durch Handarbeiten statt durch Bettel sich zu erwerben.

Inzwischen hatte Karlstadt zu einer andern, noch weiter greifenden Bewegung den Anstoß gegeben. Er hatte die Behauptung aufgestellt, wer das heil. Abendmahl unter einerlei Gestalt genieße, sündige. Dem stimmte Luther zwar nicht bei, billigte es aber, daß die Austeilung unter beiderlei Gestalt eingeführt werde, was denn auch seit Michaelis 1521 in der Stadtkirche zu Wittenberg geschah. Am eifrigsten wirkte der Augustiner Zwilling für die Neuerungen. Er predigte an Luthers statt in der Klosterkirche und hatte trotz seiner unansehnlichen Person und schwachen Stimme großen Zulauf. Nach seiner Meinung sollte das Meßopfer und die Anbetung des Sakraments abgeschafft und der Genuß unter beiderlei Gestalt eingeführt werden. Da aber die Mehrzahl der Mönche hievon nichts wissen wollte, so wurde in der Klosterkirche die Messe ganz eingestellt.

Die Gemäßigteren, wie namentlich Justus Jonas, der Probst der Stiftskirche, waren der Ansicht, die Ordnung könnte am ehesten erhalten werden, wenn die Obrigkeit die Reformen in die Hand

nähme, deshalb richtete ein von der Universität zur Beratung dieser Angelegenheit gewählter Ausschuß an den Kurfürsten die Bitte, dem Mißbrauch der Messen in seinem Lande zu steuern. Aber Friedrich wollte an einer seit Jahrhunderten bestehenden Einrichtung ohne Zustimmung der gemeinen Christenheit nichts ändern lassen. Luther dagegen verfaßte für „seine lieben Brüder, die Augustiner zu Wittenberg" eine Schrift über den Mißbrauch der Messe und ihre Abschaffung. Er freut sich, daß sie mit dieser Abschaffung vorangegangen seien, setzt das Wesen des Sakraments in seinem Gegensatz gegen das Opfer auseinander und verwirft die Seelenmessen, ermahnt aber, bei Einführung von Neuerungen auf die Schwachen Rücksicht zu nehmen.

Diesen Rat befolgte man jedoch in Wittenberg nicht, und es scheint dort zu bedenklichen Bewegungen gekommen zu sein. Hiedurch wurde Luther bestimmt, zu Anfang Dezembers einen Besuch daselbst zu machen. Unterwegs hörte er von weiteren Unruhen, welche Studenten, die von Erfurt gekommen waren, in der Stadt veranlaßt hatten. Messelesende Priester waren aus der Kirche getrieben, die Barfüßermönche und die Domherren der Stiftskirche bedroht und den letzteren Fenster eingeworfen worden. Studenten und Bürger waren bei diesen Ausschreitungen beteiligt.

Luther war in seiner Ritterkleidung einige Tage in der Stadt, wohnte bei Amsdorf, besprach sich mit seinen Freunden und kehrte dann wieder in der Stille auf die Wartburg zurück. Dort aber schrieb er: „Eine treue Vermahnung zu allen Christen, sich zu verhüten vor Aufruhr und Empörung". Dem Herrn omnes, d. h. der Masse der Bevölkerung, spricht er jedes Recht ab, Neuerungen einzuführen, nur die ordentliche Gewalt, d. h. die Obrigkeit, sei befugt und verpflichtet, das, was dem Evangelium zuwider sei, zu verbieten. Wolle diese es nicht thun, so dürfe man deshalb keinen Aufruhr erregen; dadurch mache man nur dem Evangelium Unehre. Vielmehr soll man in solchem Fall das antichristliche Regiment als eine Strafe der eignen Sünde geduldig ertragen und durch Treiben des Wortes Gottes den eignen Mund zu einem Munde Christi machen, denn der Widerchrist könne nicht durch Gewalt, sondern nur mit dem Munde Christi verstöret

werden. Darum habe auch er selbst dem Papst und den Seinen mehr Abbruch gethan mit seinem Munde als alle Kaiser, Könige und Fürsten mit aller ihrer Gewalt. Er will aber seinen Namen nicht zur Bezeichnung einer Partei gebraucht wissen. „Zum ersten bitte ich, man wolle meines Namens geschweigen und sich nicht lutherisch sondern Christen heißen. Was ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein, so bin ich auch für niemand gekreuzigt." Endlich hebt er auch hier wieder die Pflicht hervor, mit den Schwachen Geduld zu tragen. Ehe aber diese Schrift noch veröffentlicht werden konnte, war es in Wittenberg zu weiteren Bewegungen gekommen. Karlstadt teilte am Christfest 1521 auch in der Stiftskirche das heil. Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus, ohne vorangehende Beichte zu verlangen und mit Weglassung aller auf das Opfer hinweisenden Stücke. Unter großem Zudrang der Einwohner wurde auch am Neujahr, Erscheinungsfest und den folgenden Sonntagen das Sakrament in dieser Weise gefeiert, und bald kam die Beichte ganz in Abgang. Dieser Vorgang wurde in der Umgebung von Wittenberg nachgeahmt; auch fing man an, die deutsche Sprache bei der Messe zu gebrauchen und schaffte die Meßgewänder ab. Noch stürmischer ging es im Augustinerkloster zu. Zwilling predigte in den heftigsten Ausdrücken gegen die Messe. Man solle die Altäre niederreißen und aus den Steinen Galgen und Rabensteine bauen. So wurden denn die Altäre außer einem weggeschafft und die Bilder verbrannt.

Die Universität und der Rat der Gemeinde befanden sich in großer Verlegenheit. Sie hätten am liebsten den alten Brauch beibehalten, aber „weil sich's so tief eingerissen und um Verhinderung andern Unrats willen" gaben sie nach. In einer am 24. Januar geschlossenen Uebereinkunft billigten sie die neue Form der Abendmahlsfeier, beschlossen Errichtung eines gemeinen Kastens zur Unterstützung der Armen, gaben Vorschriften für die Sittenzucht und forderten die Abschaffung der Bilder auch in der Stadtkirche. Dieselben wurden dann auch in tumultuarischer Weise aus den Kirchen entfernt. Bei der Universität führte Karlstadt das große Wort, die Gemäßigteren zogen sich furchtsam zurück, Melanchthon erklärte, er könne das Wasser nicht aufhalten. Die

kurfürstlichen Räte, welche zur Ruhe mahnten, wurden nicht gehört. Und während man alles Interesse der Neugestaltung der äußeren Formen zuwandte, wurde das, was für Luther immer die Hauptsache war, die Sorge für das Heil der Seelen, versäumt, Kranken, Gefangenen und Verurteilten kein Trost gespendet.

So waren die Zustände in Wittenberg, als in den letzten Tagen des Jahres 1521 noch ein weiteres Element der Gärung hinzukam. In Zwickau, wo, wie es scheint von Böhmen aus, schwärmerische Einflüsse wirksam waren, hatte der Prediger Thomas Münzer gegen die Mönche gehetzt, sich dann mit dem Tuchmacher Nikolaus Storch verbündet und verkündigt, der heilige Geist rede jetzt durch die Laien. Als Münzer wegen seiner Umtriebe aus der Stadt verwiesen und mehrere seiner Anhänger, die deshalb einen Aufstand erregt hatten, verhaftet wurden, so begab sich Storch mit zwei Genossen zu Melanchthon nach Wittenberg. Sie stellten sich ihm als neue Propheten vor, die außerordentlicher Offenbarungen gewürdigt werden, und sprachen sich gegen die Kindertaufe aus. Melanchthon wußte nicht, wie er sich zu der Sache stellen sollte. Er schrieb sofort an den Kurfürsten, er habe starke Gründe, sie nicht zu verachten. Ueber die Wirkungen des Geistes in ihnen könne nur Luther, auf den sie sich auch beriefen, urteilen. Er und Amsdorf, der sich dieser Bewegung gegenüber als Neuling fühlte und sich daher vor den Zwickauern gar nicht sehen ließ, schlugen daher vor, man solle Luther nach Wittenberg kommen lassen, wovon aber der Kurfürst nichts wissen wollte, da er nicht im stande wäre, denselben, wenn er öffentlich hervorträte, zu schützen, denn er müsse Sr. Kais. Majestät gehorsam sein. Auch Luther selbst meinte, das Auftreten der Zwickauer sei für ihn kein Grund zur Rückkehr. Er tadelt Melanchthons Aengstlichkeit und ermahnt, die Geister zu prüfen. Ein Gesandter Gottes sei nur, wer entweder ordentlich durch Menschen berufen sei oder sich durch Wunderzeichen legitimiere. Auch solle man wohl darauf achten, ob jene etwas von geistlichen Kämpfen, von Tod und Hölle erfahren haben. Solange man von ihnen nur andächtige, ruhige und heilige Dinge höre, solle man ihnen nicht glauben. Wenn jene die Kindertaufe darum verwarfen, weil man bei ihr auf einen

fremden Glauben, den der Paten, taufe, so stellt Luther diesem Einwurf die Behauptung gegenüber, daß in den Kindern selbst bei der Taufe durch den Geist Gottes der Glaube gewirkt werde.

Inzwischen nahm das Treiben dieser Schwärmer eine immer bedenklichere Gestalt an. Storch gab vor, durch den Engel Gabriel sei ihm geoffenbaret worden, daß in kurzem nicht nur eine neue, höhere Reformation der Kirche sondern auch eine Umänderung der weltlichen Verhältnisse eintreten, alle Pfaffen erschlagen, ja alle Gottlosen ausgerottet werden sollen. Auch Karlstadt äußerte sich mehr und mehr in schwärmerischem Sinn; er samt Zwilling und dem Rektor der Knabenschule, *More*, verwarf alles Studium und alle wissenschaftliche *Schriftauslegung*, da die Erleuchtung unmittelbar durch den heiligen Geist erfolge. Man brauche keine gelehrten Schulen, wurde verkündigt, und die Folge war, daß viele Leute ihre Kinder aus der Schule nahmen und die städtische Schule aufhören mußte.

Als Luther von diesen Vorgängen hörte, sprach er schon im Januar seinen Entschluß aus, nach Wittenberg zu kommen. Da aber der Kurfürst nicht damit einverstanden war, so wendete er sich zunächst schriftlich an seine Gemeinde. Die äußerlichen Gebräuche, aus denen sie so viel Aufhebens machten, erklärt er für „kleines Narrenwerk", um dessentwillen man die liebevolle Rücksicht auf die Schwachen nicht aus den Augen lassen sollte. Da aber Rat und Gemeinde ihn bat, selbst zu kommen, zeigte er seinen Entschluß, dieser Aufforderung zu folgen, dem Kurfürsten an. Vergebens suchte dieser durch ein „gnädiges Bedenken" ihn zurückzuhalten, vergebens beauftragte er den Vogt Oswald in Eisenach, ihn mündlich abzumahnen: Luther verließ die Wartburg am 1. März 1522 und ritt in seiner ritterlichen Tracht Wittenberg zu. Zwei junge Schweizer, welche die Universität Wittenberg bezogen, trafen am 3. März abends mit ihm in Jena zusammen. Einer derselben, *Keßler*, erzählt davon anschaulich in seinem Tagebuch. In der Herberge zum Bären, etwas vor der Stadt, fanden sie einen Mann bei dem Tische allein sitzen. Der grüßt sie freundlich, heißt sie sich zu ihm setzen und bietet ihnen zu trinken. Sie meinten nicht anders, denn es wäre ein Reiter, als sie ihn in

einem roten Käpplein, ohne Rüstung in Hosen und Wams dasitzen sahen, ein Schwert an der Seite, mit der rechten Hand des Schwertes Knopf, mit der andern das Heft umfangend. Als sie sich als Schweizer zu erkennen gaben, sagte er, sie werden in Wittenberg gute Landsleute treffen, die Gebrüder Schurf. Hierauf fragten sie, ob Luther wohl in Wittenberg sei oder wo sonst. Jener antwortete: „Ich hab gewissen Bericht, daß Luther jetzt nicht zu Wittenberg ist, er soll aber bald dahin kommen. Philippus Melanchthon aber ist da, er lehrt die griechische Sprache, so auch andre die hebräische lehren, welche beide ich euch in Treuen raten wollt zu studieren, denn die heiligen Schriften zu verstehen bevor nothwendig sind." Als er hörte, daß sie bisher in Basel studiert, erkundigte er sich nach Erasmus; sie aber wunderten sich, daß dieser Reiter mit den Gelehrten so bekannt sei, und noch mehr staunten sie, als er einige lateinische Worte sprach, und als sie bemerkten, daß das Büchlein, welches er vor sich liegen hatte, ein hebräischer Psalter sei. Er fragte sie dann, was man in der Schweiz von Luther halte, worauf sie erwiderten, daß etliche Gott für sein Wirken danken, etliche aber ihn als einen unleidlichen Ketzer verdammen. Als der Wirt hörte, daß sie solches Verlangen haben, den Martinus Luther zu sehen, sprach er: „Euch wär's gelungen, wo ihr vor zwei Tagen hier gewesen wäret. Hier ist er an dem Tisch gesessen." Darauf ging er lachend zur Thüre hinaus und Keßler ihm nach. Draußen sprach er zu diesem: „Der ist's, der bei euch sitzt, doch thu nicht desgleichen, ob du ihn dafür halteſt." Keßler kehrte in die Stube zurück und raunte seinem Gesellen zu, was der Wirt gesagt hatte. Sie konnten es aber wegen der reiterischen Kleidung nicht glauben, daß das Luther sei, und vermuteten, jener habe wohl gesagt, es sei Hutten. Darauf lud sie der Reiter zum Abendessen; auch zwei Kaufleute, die dort übernachteten, aßen mit ihnen. Unter dem Essen that jener viele gottselige, freundliche Reden. Er sprach die Hoffnung aus, daß die evangelische Lehre bei den Nachkommen mehr Frucht bringen werde. Einer der Kaufleute bemerkte: der Luther müsse entweder ein Engel vom Himmel sein oder ein Teufel aus der Hölle. Er ließe es sich gerne seine letzten zehn Gulden kosten, ihm zu beichten, denn

er glaube, jener könnte sein Gewissen wohl unterrichten. Als die Kaufleute in den Stall gegangen waren, dankten die Schweizer dem Fremdling für die Zehrung und ließen ihn merken, daß sie ihn für Hutten hielten. Er sprach: „Ich bin es nit.“ Da kam der Wirt und sagte: „Ihr seid es nit, aber Martinus Luther.“ Drauf sprach er lachend: „Die halten mich für Hutten, ihr für Luther, bald werde ich gar Markolfus (eine Art Eulenspiegel) werden.“ Dann nahm er ein Bierglas und sprach nach des Landes Brauch: „Schweizer, trinket mir noch einen freundlichen Trunk zum Segen.“ Als aber Keßler das Glas nehmen wollte, bot er ihm dafür einen Stitzen mit Wein und sprach: „Das Bier ist für euch unheimisch und ungewohnt. Trinket den Wein.“ Dann stund er auf, verabschiedete sich und sprach: „Wenn ihr gen Wittenberg kommt, grüßt mir den Dr. Hier. Schurf.“ Auf die Frage, wie sie ihn denn nennen sollten, damit jener den Gruß verstehe, erwiderte er: „Saget ihm nit mehr denn das: der da kommen soll, lässet Euch grüßen.“ Damit ging er zur Ruhe. Am andern Tag ist er bald aufgesessen und Wittenberg zu geritten.

Ehe er aber die Stadt betrat, schrieb er am 5. März von Borna aus an den Kurfürsten. Er bezeugt ihn, daß er bisher „aus übriger Demut, um die andern zu locken, viel nachgegeben habe, nun aber, da seine zuviel Demut zur Niedrigung des Evangelii gelangen wolle, müsse er aus Not seines Gewissens anders thun. Auch fürchte er sich nicht vor Herzog Georg. Wenn diese Sache zu Leipzig also stünde wie zu Wittenberg, so wollt' ich doch hineinreiten, wenn's gleich neun Tage eitel Herzog Georgen regnete und ein jeglicher wäre neunfach wütender, denn dieser ist.“ Dann fährt er fort: „Euer Kurfürstlichen Gnaden wisse, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höheren Schutz denn des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Euer Kurfürstlichen Gnaden Schutz zu begehren. Ja ich halt, ich wollt Euer Kurfürstliche Gnaden mehr schützen, denn Sie mich schützen könnte. Dazu, wenn ich wüßte, daß mich Euer Kurfürstliche Gnaden könnte und wollte schützen, so wollt ich nicht kommen. Dieser Sache soll noch kann kein Schwert raten oder helfen. Gott muß hie alles schaffen ohn alles menschlich Sorgen und Zuthun. Darum wer am meisten

glaubt, der wird hie am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spür, daß Euer Kürfürstliche Gnaden noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keinerlei Wege Euer Kurfürstlichen Gnaden für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte. — — Daß nun Euer Kurfürstliche Gnaden begehrt zu wissen, was Sie thun solle in dieser Sachen, antworte ich unterthäniglich: Euer Kurfürstliche Gnaden hat schon allzu viel gethan und sollt gar nichts thun. Denn Gott will und kann nicht leiden Euer Kurfürstliche Gnaden oder mein Sorgen und Treiben. Glaubt Euer Kurfürstliche Gnaden dies, so wird Sie sicher sein und Friede haben; glaubt Sie nicht, so glaube doch ich und muß Euer Kurfürstlichen Gnaden Unglauben lassen seine Qual in Sorgen haben, wie sich's gebührt allen Ungläubigen zu leiden. Dieweil ich denn nicht will Euer Kurfürstlichen Gnaden folgen, so ist Euer Kurfürstliche Gnaden vor Gott entschuldigt, so ich gefangen oder getötet würde.“ Dann rät er ihm, wie er sich vor Menschen halten solle. Dem Kaiser als seiner Obrigkeit dürfe sich der Kurfürst nicht widersetzen, wenn derselbe Luther fangen oder töten wolle. Sollte man aber von ihm verlangen, daß er selbst Hand an Luther lege, so wolle er ihm sagen, was zu thun sei. Er schließt: „Wenn Euer Kurfürstliche Gnaden glaubte, so würde Sie Gottes Herrlichkeit sehen, weil Sie aber noch nicht glaubt, hat Sie auch noch nichts gesehen. Gott sei Lieb und Lob in Ewigkeit. Amen.“ Es ist ein Brief voll großartiger Freimütigkeit und wunderbaren Heldenmuts; ein Brief voll göttlicher Thorheit, mit welcher der Geächtete den einzigen menschlichen Schutz, der sich ihm darbietet, von sich stößt, weil ihm der Schutz Gottes nicht eine Redensart sondern eine Realität ist.

Schon am folgenden Tag antwortete der Kurfürst, indem er von Luther verlangte, er solle ihm ein Schreiben schicken, das er zu seiner eignen Rechtfertigung vorweisen könne, und solle darin die Ursachen seiner Rückkehr darlegen und erklären, daß er ohne Bewilligung seines Fürsten zurückgekommen sei. Luther beeilte sich, das am Tag seiner Ankunft, den 7. März, zu thun. Am 8., einem Samstag, treffen wir ihn im Kreise seiner Freunde, mit denen er sich über die Zustände in Wittenberg bespricht. Dort findet er auch jene Schweizer und grüßt sie lachend.

Am andern Tag, dem Sonntag Invokavit, besteigt er die Kanzel der Pfarrkirche und predigt acht Tage hinter einander „von den Messen, Bildnissen, beiderlei Gestalt des Sakraments, von den Speisen und heimlicher Beichte". Er lobt die Gemeinde, daß die rechte Glaubenserkenntnis in Beziehung auf Sünde und Gnade bei ihnen sei, aber an Liebe und Geduld fehle es. Die Sache sei wohl an sich selbst gut, aber das Eilen zu schnell, „denn auf jener Seiten sind auch noch Brüder und Schwestern, die zu uns gehören, die müssen noch herzugebracht werden". Die Messe sei zu voreilig und ohne Ordnung von solchen, die keinen Beruf dazu gehabt, abgethan worden. Durch solch ungestümes Wesen werden viele vom Evangelium zurückgetrieben. Man soll's predigen und schreiben, daß die römische Messe sündlich sei, aber man soll niemand mit den Haaren davon reißen, sondern Gottes Wort allein wirken lassen, sonst gibt's unruhige Gewissen und Heuchelei. Erst wann aller Herz und Gemüt dabei ist, thue man ab, was nicht recht ist. Wenn das Herz gefangen ist, so muß das Werk von ihm selbst abfallen und zu Trümmern gehen. — „Ehlich zu werden, Bilder abzuthun, Mönche und Nonnen werden, Mönche und Nonnen aus den Klöstern zu gehen, Fleisch essen und nicht essen am Freitage und was dergleichen Stück mehr sind, diese Ding alle sind frei; werden sie aber verboten, so ist es unrecht. Kannst du solche Ding halten ohne Beschwerung deines Gewissens, so halte sie immerdar; kannst du aber nicht, so laß es anstehen. Es ist aber nicht genug, daß du sprechen wolltest: der und der hat's gethan; der oder dieser Prediger hat's gepredigt. Du mußt dich gründen auf einen hellen Spruch der Schrift. Es soll Mönche und Nonnen auch nicht anfechten ihr gethane Gelübde, denn wir können nichts geloben wider Gottes Gebot. Gott hat es frei gemacht, ehlich zu werden oder nicht. Desgleichen hat Gott verordnet, daß es frei sei, Fisch oder Fleisch zu essen. Um die Bilder ist es auch also gethan, daß sie unnötig sind, sondern es ist frei gelassen, sie zu haben oder nicht zu haben. Wiewohl es besser wäre, wir hätten derselbigen Bilder gar keines um des leidigen, vermaledeiten Mißbrauchs und Unglaubens willen. Den Bilderstürmern aber, die sich auf 2 Mos. 20, 4 berufen, soll man sagen: das Anbeten ist

hie verboten und nicht das Machen. Wir müssen bekennen, daß je Leute sind, die der Bilder wohl gebrauchen. Nun wollen wir von dem Fleischessen sagen: Wenn du es nicht entbehren kannst ohne deinen Schaden oder bist krank, magst du wohl essen, es ärgere sich dran wer da wolle. Wenn dich jemand drauf dringen wollt, wie der Papst gethan hat mit seinen närrischen Gesetzen, da sollst du dich in keiner Weise von deiner Freiheit, die dir Gott gegeben hat, bringen lassen. Mit denen aber, die schwach im Glauben sind, sollen wir Geduld tragen und uns unsrer Freiheit enthalten. Wenn wir unsre Freiheit ohne Not unsrem Nächsten zum Aergernis brauchen wollen, so treiben wir den zurück, der noch mit der Zeit auch zu unsrem Glauben kommen möchte. Vom Sakrament hab ich gnugsam gepredigt, daß ein Laie nicht sündige, wenn er den Leichnam Christi und den Kelch auch mit bloßen Händen anrühret. Ihr aber fahret zu und thut so närrisch als der Papst, indem daß ihr meinet, es müsse sein, daß man das Sakrament mit den Händen angreifet. Ihr habt euch in diesem Stück grob vergriffen. Und werdet ihr von diesem Stück nicht abstehen, so darf mich kein Kaiser noch König noch sonst jemand von hinnen jagen; ich will wohl ungetrieben von euch selbst laufen. — Wiewohl ich gewiß dafür halte, daß es von nöten sei, dies Sakrament zu nehmen unter beider Gestalt, dennoch soll man so plötzlich kein Zwang daraus machen, auf daß sich die Schwachgläubigen nicht ärgern. — Wer den Glauben hat, ist geschickt, das Sakrament zu empfahen. Einen solchen Glauben aber haben nicht alle Menschen. Derhalben muß man nicht eine gemeine Ordnung daraus machen, wenn und wie oft, auch daß jeglicher zu diesem Sakrament gehe. Wer sich noch nicht also befindet, daß ihn seine Sünden beißen, der gehört noch nicht zu dieser Speise. — Es ist eine Beicht, die in der Schrift ihren Grund hat. Wenn jemand öffentlich gesündigt hatte, so ward er öffentlich vor dem Haufen angeklagt. Allhie solltet ihr euch bemüht haben und diese Beicht wiederum aufgerichtet. Zum andern ist eine Beicht, da wir Gott unsre Sünden allein klagen. Zum dritten ist eine Beicht, da einer dem andern beichtet und erzählt ihm, was sein Not und Anliegen ist, auf daß er von ihm ein tröstlich Wort

höre, damit er sein Gewissen stille. Diese Beicht hat der Papst streng geboten. Dieses Nötigen und Zwingen hab ich verworfen. Aber dennoch will ich mir die heimliche Beicht nicht lassen nehmen und wollte sie nicht um der ganzen Welt Schatz geben, denn ich weiß, was Stärk und Trost sie mir geben hat. Hättet ihr den Teufel auch so wohl erkannt als ich, ihr hättet die heimliche Beicht nicht also in den Wind geschlagen."

So klar und allgemein verständlich, ohne Schelten, in wahrhaft väterlicher Weise redete Luther zu seiner verführten und verwirrten Gemeinde. Und sein Wort hatte eine gewaltige Wirkung, seine Freunde, namentlich Melanchthon, wurden gestärkt; die Gemeinde beruhigte sich, selbst Zwilling wurde wieder nüchtern. Der Rat der Stadt bewies seine Dankbarkeit durch ein Geschenk von Tuch zu einer neuen Ordenskleidung sowie von Bier und Wein nicht nur an Luther selbst, sondern auch an seinen Vater. „Ich bin ungezweifelt, daß aus sonderlicher Schickung des Allmächtigen er auf diese Zeit gen Wittenberg gekommen," berichtete Schurf erfreut an den Kurfürsten. Mit Bitterkeit sah Karlstadt, daß seine Rolle ausgespielt war. Er verfaßte eine Schrift gegen Luther, leugnete es aber ab, als er darüber zur Rede gestellt ward.

Auf die Zwickauer hatte Luther in seinen Predigten keine Rücksicht genommen. Dennoch wurde durch dieselben auch *ihrem* Treiben ein Ende gemacht. Einer von ihren Anhängern bekannte: „Es ist mir, als ob ich nicht eines Menschen sondern eines Engels Stimme gehört hätte." Die zwei bedeutendsten Genossen von Storch, Markus Stübner und Cellarius bemühten sich um eine Zusammenkunft mit Luther und suchten ihn durch anerkennende Worte zu gewinnen; als er aber ihre angeblichen Offenbarungen fürwitzige Gedanken oder gar Eingebungen des Lügengeistes nannte, da geriet Cellarius in Wut. Luther verlangte, sie sollen ihren Beruf durch ein Wunderzeichen beweisen, sie sagten es auch zu, verließen aber am nämlichen Tage die Stadt. Später erschien auch Storch mit zwei Begleitern bei Luther, aber ohne etwas auszurichten. Weiterhin ist von Anhängern dieser Leute in Wittenberg nicht mehr die Rede.

Luther aber widmete sich der *Predigtthätigkeit* wieder

mit großem Eifer. An Sonntagen und Festen hielt er morgens eine Ansprache an seine Ordensbrüder und ließ sich mit ihnen vom Prior das heil. Abendmahl reichen. Dann predigte er vor- und nachmittags in der Pfarrkirche. Auch als Bugenhagen das Pfarramt übernommen hatte, predigte Luther noch hin und wieder am Sonntag Vormittag, namentlich aber legte er in Predigten am Sonntag Nachmittag und an Wochentagen ganze biblische Bücher aus, so 1522 den ersten Petribrief, dann den zweiten, den Brief Judä und den ersten Timotheusbrief; am längsten aber verweilte er bei den Büchern Mosis. Diese Predigten wurden zum Teil von seinen Freunden nachgeschrieben und mit seiner Zustimmung herausgegeben. Seinen Klosterbrüdern legte er die Bücher Mosis in lateinischer Sprache aus. Auch seine Vorlesungen an der Universität über biblische Bücher nahm er wieder auf.

Drittes Kapitel.

Reformen in Kirche und Schule.

Lasset alles ehrlich und ordentlich zugehen.
1. Kor. 14, 40.

Nachdem die Ruhe der Gemeinde zu Wittenberg hergestellt war, wurden die übereilt eingeführten Neuerungen im Gottesdienst wieder abgeschafft. Nur den Laienkelch behielt man in der Stadtkirche bei, reichte aber daneben das Sakrament an einem besonderen Altar denen, die es begehrten, unter *einer* Gestalt, bis dann vom Herbst an nur noch die Kommunion unter beiden Gestalten gehalten wurde. — Im Meßkanon wurden die Worte, die sich auf das Opfer bezogen, weggelassen. Auch die stillen Messen schaffte man an der Stadtkirche ab, so daß die Wochengottesdienste aufhörten mit Ausnahme der Fastenzeit, in der Luther in täglichen Predigten die zehn Gebote auslegte. Erst im folgenden Jahre, als Bugenhagen zum Pfarrer an der Kirche ernannt war, wurden tägliche Schriftlektionen mit Erklärung des

Gelesenen eingeführt, auch die Ordnung der Beichte wieder aufgerichtet. In der Schrift „Von beider Gestalt das Sakrament zu nehmen und andrer Neuerung“ sprach Luther seine Gedanken über diese Dinge für weitere Kreise aus.

In der Schloßkirche aber bestand der alte Meßgottesdienst fort, da der Kurfürst durchaus nicht in die Aufhebung der von seinen Vorfahren und von ihm selbst gestifteten Messen willigen wollte. Luther kämpfte in Predigten und in der Schrift „Von dem Greuel der Stillmesse“ in freimütigster Weise dagegen; es kam auch zu tumultuarischen Auftritten, bis die Stiftsherren selbst auf jene Messen verzichteten und dieselben zu Ende des Jahres 1524 aufhörten.

Auch außerhalb Wittenbergs hatte Luther beruhigend einzugreifen. In Erfurt war es schon 1521 zu Tumulten gekommen und die Anhänger des Alten und die Freunde der Reformation standen einander schroff gegenüber. Insbesondere wurde über die Heiligenverehrung gestritten. Das veranlaßte Luther zu einem Sendschreiben „An alle Christen zu Erfurt samt den Predigern und Dienern.“ Er erklärt es für sicherer, die Anrufung der Heiligen zu unterlassen, will aber die Schwachen, welche dieselbe noch beibehalten, nicht verachten lassen; nur sollen sie ihr Vertrauen auf Christum allein setzen. Die Möglichkeit, daß die Heiligen für uns bitten, leugnet er nicht, warnt aber, unnötige Fragen aufzuwerfen, dergleichen der Satan noch viele aufbringen werde, und mahnt, die Leute auf Christum allein zu treiben. Mit besonderem Nachdruck aber tritt er denen entgegen, „die meinen, der Sache des Evangelii mit dem Schwert und der Faust zu helfen und wollen's auch wohl ausgericht haben, wenn sie Pfaffen und Mönch schwächen oder beschädigen“.

Nicht minder als die stürmischen Neuerer gaben die Verteidiger der alten kirchlichen Ordnung Veranlassung, Zeugnis abzulegen. Die Bischöfe von Meißen und Merseburg veranstalteten, aufgefordert vom Reichsregiment, eine Visitation in ihren Sprengeln, wobei ihnen der Kurfürst zwar nichts in den Weg legte, ihnen aber die Hilfe des weltlichen Arms gegen die ausgetretenen Mönche verweigerte. Luther aber ermahnte zur Treue im Bekenntnis und

ließ „zu Trost und Errettung der armen Gewissen, so in Klöstern oder Stiften durch Menschengesetz gefangen liegen“ ein kurz Büchlein ausgehen „Von Menschenlehre zu meiden, nebst einer Antwort auf die Sprüche, so man führet, Menschenlehre zu stärken.“ Die Bischöfe aber griff er in der scharfen Schrift „Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe“ aufs heftigste an. Er kündigt ihnen an: „Lebe ich, so sollt ihr vor mir keinen Fried haben; tötet ihr mich, so sollt ihr zehnmal weniger Fried haben.“ Aus der Schrift beweist er, daß man auch Prälaten strafen dürfe, und zeigt dann, wie sie die falschen Propheten seien, welche 2. Petr. 2, 1 ff. beschrieben werden. Nach der Schrift seien diejenigen Bischöfe, die dem Volk Wort und Sakrament reichen, die hohen Reiter und gnädigen Herren aber haben vom bischöflichen Amte den bloßen Namen. Dann kommt er auf die Gelübde zu reden und wirft es den Bischöfen mit bitteren Worten vor, daß sie die armen Priester fahen, die sich in den ehlichen Stand begeben. Gutherzigen Bischöfen aber gibt er den Rat, gelehrte Männer zu schaffen, die in ihren Bistümern hin und her das Evangelium lauter predigen.

Trotz der Gefahr, welche ihm infolge der kaiserlichen Acht drohte, sehen wir Luther im Frühling und Sommer 1522 auch außerhalb Wittenbergs für das Evangelium wirken. So predigt er zweimal in Borna, reist nach Altenburg, um dort die Anstellung eines evangelischen Predigers durchzusetzen, als welcher nach längeren Verhandlungen sein Freund Link vom Kurfürsten berufen wird. In Zwickau, wo 25,000 Menschen zusammengeströmt sein sollen, um ihn zu hören, hielt er vier Predigten, davon eine von einem Fenster des Rathauses aus. Im Herbst besuchte er noch Erfurt und auf besonderen Wunsch des Herzogs Johann auch Weimar und predigte an beiden Orten.

Mehr und mehr aber machte sich da und dort das Bedürfnis geltend, die gottesdienstlichen Formen in evangelischem Geiste zu ändern, und je weniger man hoffen durfte, daß die Bischöfe dazu die Hand bieten, desto mehr sah sich Luther veranlaßt, selbst in der Sache vorzugehen und Geistliche und Gemeinden mit seinem

Rate zu unterstützen. In dieser Absicht veröffentlichte er eine kurze Schrift „Von der Ordnung des Gottesdienstes“ und später, durch eine Bitte von Zwickau aus veranlaßt, die lateinische Formula missae, d. h. Form der Messe. Der Zweck des Gottesdienstes ist ihm, daß das Wort im Schwange gehe. Auch Gebet und Sakramente gehören dazu, sofern jenes auf Gottes Verheißung sich gründet, diese durchs Wort gestiftet und das im Wort Gegebene mitzuteilen bestimmt sind. Die äußeren Bräuche des Gottesdienstes sind Sache der Freiheit; man hat bei ihrer Einführung hauptsächlich darauf zu achten, daß dem Schwachen kein Aergernis gegeben werde. Nur das Schriftwidrige ist zu beseitigen. Demgemäß behielt er die Messe, d. h. die Abendmahlsfeier als Bestandteil des sonntäglichen Hauptgottesdienstes bei. Die Kommunikanten sollten sich vorher beim Pfarrer melden, dieser solle ihren Glauben und ihr Verständnis vom heil. Abendmahl prüfen und offenbare Sünder ausschließen. An den Kirchengebeten kürzte er, damit nicht durch Ueberdruß der Geist der Gläubigen ausgelöscht werde. In Beziehung auf die Auswahl der Perikopen wünschte er eine Aenderung, da sie zu wenig den Glauben treiben, auch wollte er das Predigen über freie Texte und die fortlaufende Erklärung biblischer Bücher freigeben. Bei der Abendmahlsliturgie mußte natürlich alles wegfallen, was auf die Vorstellung eines Opfers bezug hatte, auch sollten die Einsetzungsworte deutsch gesprochen werden, aber die Elevation, d. h. das Emporheben der geweihten Hostie, sollte um der Schwachen willen beibehalten werden; ebenso wurden noch lateinische Gesänge geduldet. Die Sitte, den Wein mit Wasser zu mischen, und die übermäßige Pracht der priesterlichen Kleidung wurde beseitigt, das Brennen von Lichtern aber freigegeben. Jeden Morgen und Abend oder doch dreimal in der Woche sollten kirchliche Bibellektionen mit Schriftauslegung, Gebet und Gesang gehalten werden.

Auch der Taufe wandte Luther seine Aufmerksamkeit zu. Die mancherlei symbolischen Handlungen bei derselben ließ er noch bestehen und begnügte sich in seinem Taufbüchlein das lateinische Taufformular ins Deutsche zu übersetzen; in seiner auch noch im Jahr 1523 verfaßten Schrift: „Wie man recht und verständlich einen Menschen zum Christusglauben taufen soll“, zeigt sich schon das Streben nach Vereinfachung.

Für die neue Form des Gottesdienstes waren aber deutsche Lieder Bedürfnis, damit auch die Gemeinde am Gesang sich beteiligen konnte. Luther forderte einige seiner Freunde auf, solche zu dichten. So entstand über Ps. 124 das Lied von Justus Jonas: „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält“. Dazu kamen drei Lieder des Paul Speratus. Dieser hatte in Iglau das Evangelium gepredigt, war von dem Bischof von Olmütz in den Kerker geworfen und zum Feuertod verurteilt, dann aber auf Fürsprache zur Landesverweisung begnadigt worden. Er kam zu Ende des Jahres 1523 als Flüchtling nach Wittenberg und dichtete dort das bekannteste jener Lieder: „Es ist das Heil uns kommen her“, „ein Lied vom Gesetz und Glauben, gewaltiglich mit göttlicher Schrift verlegt.“ Aber auch Luther selbst empfand den Trieb zu geistlicher Dichtung. Sechsunddreißig Lieder verdankt ihm die evangelische Kirche, davon sind vierundzwanzig aus den Jahren 1523 und 1524. Nachdem er nämlich zuerst auf die Hinrichtung von zwei Märtyrern des evangelischen Glaubens in den Niederlanden ein Lied gedichtet, entstand das erste seiner Kirchenlieder: „Nun freut euch, liebe Christengmein“; dann begann er „Psalmen zu einem Gesange zu machen“. So dichtete er nach Psalmen sieben Lieder, darunter auf Grund von Ps. 130: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“, nach Ps. 12: „Ach Gott vom Himmel sieh darein“ und später nach Psalm 46 das berühmteste seiner Lieder: „Eine feste Burg ist unser Gott“. Es sind das keineswegs bloß gereimte Psalmenübersetzungen, wie die in der reformierten Kirche gebräuchlichen, sondern im Anschluß an das Psalmwort wird der neutestamentlichen Wahrheit, der eignen Heilserfahrung und den Anliegen der Gemeinde Christi Ausdruck gegeben.

Auch andre Schriftstellen legte Luther seinen Liedern zu Grund. Derartige Lieder sind es acht, z. B.: „Jesaia, dem Propheten, das geschah“ über Jes. 6; „Vom Himmel hoch da komm ich her“ und „Mit Fried und Freud ich fahr dahin“ über Luk. 2.

Eine dritte Klasse bilden die Ueberarbeitungen lateinischer Gesänge (zwölf); z. B.: „Jesus Christus unser Heiland“ (nach Hus);

„Gelobet seist du, Jesu Christ“; „Wir glauben all an einen Gott“; „Herr Gott, dich loben wir“; „Mitten wir im Leben sind“.

Auch ältere deutsche Volkslieder hat er für den kirchlichen Gebrauch bearbeitet (vier). So entstanden: „Christ lag in Todesbanden“; „Nun bitten wir den heil'gen Geist“ und „Gott, der Vater, wohn uns bei“.

Endlich hat Luther auch einige (fünf) Lieder frei gedichtet, unter welchen neben jenem „Nun freut ꝛc.“ namentlich: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort“, zu nennen ist.

Wackernagel sagt von diesen Liedern: „Sie atmen eine gesunde Kraft und Freudigkeit des Glaubens, verschmelzen kindliche Einfalt mit dem Heldenmute des in Christo erwachsenen Mannes, haben meist die ungesuchte Kunst der Volksart, sind nur selten getrübt durch unlyrische Lehrhaftigkeit.“ Für den Gebrauch der Gemeinde gedichtet, sprechen dieselben nicht sowohl die Empfindungen des einzelnen frommen Christen, die persönlichen Kämpfe und Erfahrungen aus, als vielmehr das Bekenntnis der Gemeinde, ihren Dank für die Erlösung, ihre Bitte und ihre Zuversicht. Die Gemeinde hat sich dieselben auch sofort zu nutze gemacht. Das zu Anfang des Jahres 1524 erschienene erste evangelische Gesangbüchlein: *Etlich christlich Lieder, Lobgesang und Psalm, dem reinen Wort Gottes gemäß*“ enthält nur acht Lieder, darunter vier von Luther. In demselben Jahre erschien das sogenannte Erfurter Enchiridion mit fünfundzwanzig Liedern, darunter achtzehn lutherische und am Schluß des Jahres „Geistliches Gesangbüchlein“, für die Schuljugend zum Chorgesang bestimmt, mit zweiunddreißig vierstimmigen Liedern, unter denen sich vierundzwanzig von Luther befinden. So darf das Jahr 1524 als Geburtsjahr des evangelischen Kirchenlieds bezeichnet werden.

Schon damals beschäftigte sich Luther mit dem Gedanken eines „Knabenkatechismus“ zur Unterweisung der Jugend. Zur Ausführung aber kam dieser Gedanke vorderhand noch nicht. Dagegen ließ er 1522 ein „*Betbüchlein*“ erscheinen, um die unter dem Volk verbreiteten unevangelischen Betbüchlein zu verdrängen. Es war eine neue Auflage seiner zwei Jahre zuvor herausgegebenen Erklärung der Gebote, des Glaubens und des Vaterunsers,

vermehrt durch die Hinzufügung des Ave Maria und etlicher (acht) Psalmen. Ueberhaupt aber lag ihm die *Jugenderziehung* sehr am Herzen. Hoffte er ja doch, wie wir schon sahen, daß das Evangelium unter dem nachwachsenden Geschlecht mehr Früchte tragen werde. So ermunterte er denn in verschiedenen seiner Briefe zur Sorge für die Erziehung der Jugend. Am wichtigsten aber wurde in dieser Beziehung seine Schrift vom Jahr 1524: „*An die Ratsherren aller Städte deutsches Lands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen.*“

Er beginnt mit der Klage, daß man allenthalben in deutschen Landen die Schulen zergehen lasse. „Weil der fleischliche Haufe siehet, daß sie ihre Söhne, Töchter und Freunde nicht mehr mögen in Kloster und Stift verstoßen, will niemand mehr lassen Kinder lernen und studieren ... So doch billig wäre, daß, wo man *einen* Gulden gäbe, wider die Türken zu streiten, hie hundert Gulden gegeben würden, wenn man gleich nur *einen* Knaben könnt damit auferziehen, daß ein rechter Christenmann würde. Habe man bisher so viel Geld an Ablaß, Messen, Bettelmönche, Brüderschaften und was des Geschwürms mehr ist, verlieren müssen, und sei jetzt solches Raubens los; so sollte man doch Gott zu Dank und Ehren desselben einen Teil zur Schule geben. Gott habe die Deutschen jetzt gnädig heimgesucht. „Da haben wir jetzt die feinsten, gelehrtesten jungen Gesellen und Männer, mit Sprachen und aller Kunst geziert.“ Man könnte einen Knaben in drei Jahren zurichten, daß er in seinem fünfzehnten oder achtzehnten Jahr mehr könnte, als bisher alle hohen Schulen und Klöster gekunnt haben. „Liebe Deutsche, kauft, weil der Markt vor der Thür ist, sammelt ein, weil es scheinet und gut Wetter ist, braucht Gottes Gnade und Wort, weil es da ist. Denn das sollt ihr wissen, Gottes Gnade und Wort ist ein fahrender Platzregen, der nicht wieder kommt, wo er einmal gewesen ist.“ Dann wird darauf hingewiesen, daß Gott geboten habe, die Kinder zu lehren, und daß uns die Natur selbst dazu treiben sollte. Weil es aber aus mancherlei Ursach von den Eltern nicht geschehe, darum gebühre es der Obrigkeit, die allergrößte Sorge auf das junge Volk zu haben. Das haben schon die Römer erkannt, darum ging auch ihr Ding von statten. Da fand man

Leute, die zu allerlei tüchtig und geschickt waren. Jetzt aber sei allenthalben die größte Klage, daß es an Leuten fehle. Wenn aber jemand die fremden Sprachen für unnötig halten wollte, der bedenke, daß wir uns ja auch fremder Waren bedienen. Sprachen seien eine edle Gottesgabe, auch das Evangelium sei durch das Mittel der Sprachen gekommen. „So lieb nun, als uns das Evangelium ist, so hart laßt uns über den Sprachen halten. — Sie sind die Scheide, darin das Messer des Geistes steckt."

Die alten Väter, welche ohne Sprachen die Schrift haben gehandelt, tappen oft wie ein Blinder an der Wand. Ein gewöhnlicher Prediger kann wohl ohne die Sprachen Christum verstehen, heiliglich leben und andern predigen. „Aber die Schrift auszulegen und zu streiten wider die irrigen Einführer der Schrift, läßt sich ohne die Sprachen nicht thun. Darum ist's ein toll Fürnehmen gewesen, daß man die Schrift hat wollen lernen durch der Väter Auslegen. Man sollt sich dafür auf die Sprachen gegeben haben. — Es soll uns auch nicht irren, daß etliche sich des Geists rühmen und die Schrift gering achten. Aber Geist hin, Geist her. Ich bin auch im Geist gewesen. Aber der Teufel achtet meinen Geist nicht so fast als meine Sprache. Denn mein Geist nimmt ihm nichts, denn mich allein, aber die heilige Schrift und Sprachen machen ihm die Welt zu enge und thun ihm Schaden in sein Reich." — — Aber auch für den weltlichen Stand bedarf man feiner, geschickter Männer und Frauen. Darum soll man Knäblein und Maidlein recht lehren und aufziehen. „Der gemein Mann kann und will hiezu nichts thun; Fürsten und Herrn sollten's thun, aber sie haben auf Schlitten zu fahren, zu trinken und in der Mummerei zu laufen; und ob's etliche gern thäten, müssen sie die andern scheuen, daß sie nicht für Narren und Ketzer gehalten werden. Darum will's euch, liebe Ratsherrn, alleine in der Hand bleiben."

Dem Einwand gegenüber, daß man die Kinder zu Hause nicht entbehren könne, spricht er seine Meinung dahin aus, daß man die Knaben eine Stunde oder zwo lasse zur Schule gehen und die andre Zeit zu Hause schaffen und Handwerk lernen, auch die Maidlein eine Stunde des Tages zur Schule gehen. Welche aber

der Ausbund darunter wären, der man sich verhofft, daß geschickte Leut werden zu Lehrer und Lehrerin, zu Prediger und andern geistlichen Aemtern, die soll man desto mehr und länger dabei lassen.

Angesichts dieser Worte ist es unbegreiflich, wie man immer wieder behaupten mag, Luther sei der Gedanke einer Volksschule ferne gelegen, er habe die Schule nur als Vorbereitungsanstalt für Predigtamt und Staatsdienst angesehen.

Diese Mahnung Luthers war nicht vergeblich. In den Städten, welche der Reformation beitraten, wurde meist auch das Schulwesen neu geordnet, und die Bestimmungen darüber bildeten einen wesentlichen Teil der evangelischen Kirchenordnungen.

Der erste Versuch, die Grundsätze der Reformation im Gemeindeleben durchzuführen, wurde in der sächsischen Stadt Leisnig unter Luthers Zustimmung und Mitwirkung im Jahr 1523 gemacht. Die Gemeinde nahm in ihrer „Ordnung des gemeinen Kastens", welche Luther veröffentlichte, für sich das Recht der Bestellung „ihres gemeinen Pfarramts" in Anspruch. Jeder Hausvater war verpflichtet, bei den Seinen auf treues Anhören des göttlichen Wortes zu halten. Gegen öffentliche Gotteslästerung, übermäßiges Zutrinken, Unzucht und dergleichen Sünden sollte eingeschritten werden. Alle kirchlichen Einnahmen sollten in einen „gemeinen Kasten" fließen, aus welchem die Ausgaben für Prediger, Küster, Schullehrer, für Kirchengebäude, Schule und Armenunterstützung bestritten werden sollten; nötigenfalls sollte für diese Zwecke eine Steuer umgelegt werden. Allein bald hatte Luther zu klagen, daß die Leisniger ihren Pfarrer durch Hunger forttreiben werden.

Ueberhaupt mußte er zu seiner Betrübnis erfahren, daß manche unter Berufung auf das Evangelium sich den Leistungen für kirchliche Zwecke, zu denen sie verpflichtet waren, entzogen und daß „geizige Wänste" die Güter der Kirchen an sich zu reißen trachteten. Er suchte, wo er konnte, dahin zu wirken, daß die kirchlichen Einkünfte für die Predigt des Evangeliums verwendet werden; aus den leerstehenden Klöstern sollte man Schulen machen und ihre Einkünfte einem „gemeinen Kasten" zur Unterstützung der Armut zuweisen.

Viertes Kapitel.

Luther und die weltliche Obrigkeit.

Wer sich wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung. Röm. 13, 2.

Es muß uns wundern, daß der vom Kaiser geächtete Luther so unbehelligt in Wittenberg wirken und seine von der Kirche verdammten Lehren mittels seiner Schriften im ganzen Reiche verbreiten konnte. Allerdings hatte das für den abwesenden Kaiser eingesetzte Reichsregiment die Bischöfe zum Einschreiten gegen ihn und seine Neuerungen aufgefordert, allerdings waren seine Schriften nicht nur in den Niederlanden, sondern auch da und dort in Deutschland, insbesondere im Herzogtum Sachsen, verbrannt worden. Selbst seine Uebersetzung des Neuen Testaments, obwohl sie seinen Namen nicht trug, hatte Herzog Georg zu verbrennen befohlen. Aber gegen ihn selbst entschieden vorzugehen, konnte man sich nicht entschließen. Der Nachdruck, mit welchem er den Unruhen in Wittenberg und dem Treiben der Zwickauer entgegengetreten war, und die geistige Ueberlegenheit, welche er den gärenden Geistern gegenüber bewiesen hatte, ließ ihn als einen für die bürgerliche Ruhe eher förderlichen als gefährlichen Mann erscheinen. Manche Persönlichkeiten, welche beim Reichsregiment großen Einfluß hatten, neigten entschieden auf seine Seite.

Der neue Reichstag, welcher sich im Herbst 1522 unter dem Vorsitz Ferdinands, des Bruders des Kaisers, in Nürnberg versammelte, befaßte sich wiederum mit Luthers Sache. Der Nachfolger des Papstes Leo X., Hadrian VI., früher Lehrer des Kaisers Karl V., ein durch seine Sittenstrenge ausgezeichneter Mann, suchte die Mißbräuche am päpstlichen Hofe mit allem Ernst abzuschaffen; dabei aber war er als Anhänger der thomistischen Theologie ein entschiedener Gegner Luthers. Nicht sowohl weil dieser die päpstliche Gewalt angriff, war er für Hadrian, der früher selbst als Gegner der päpstlichen Unfehlbarkeit aufgetreten war, ein gefährlicher Ketzer, sondern weil er von den Lehren der Kirche abwich.

So ließ denn der Papst die Stände Deutschlands ernstlich zum Einschreiten gegen Luther auffordern; dabei scheute er sich aber nicht, zu bekennen, daß beim heiligen Stuhle in der letzten Zeit viel Verabscheuenswertes vorgekommen sei, so daß es kein Wunder gewesen sei, wenn die Krankheit vom Haupte zu den Gliedern herabstieg. Der Reichstag aber, statt die Ausführung des päpstlichen Urteils über Luther und das Edikt von Worms zu beschließen, stellte an den Papst das Ansinnen, ein freies christliches Konzil an bequemer Mahlstatt deutscher Nation binnen Jahresfrist zu veranstalten. Inzwischen wolle man bei dem Kurfürsten von Sachsen es dahin bringen, daß er nicht gestatte, daß Luther etwas drucken lasse; überhaupt werden die Obrigkeiten dafür sorgen, daß die Prediger alles, was zur Uneinigkeit führe, vermeiden, disputierlicher Sachen sich enthalten und allein das heilige Evangelium nach Auslegung der von der Kirche angenommenen Schriften vortragen. Zwar wurde bestimmt, daß Geistliche, welche heiraten, ihre Pfründen verlieren, aber von weiterer Bestrafung derselben war nicht die Rede. Schließlich aber trugen die Stände dem Papste ihre Beschwerden vor und forderten in nachdrücklichen Worten Abhilfe.

Hadrian war mit diesem Ergebnis freilich nicht zufrieden, sprach sich auch in einem Breve an den Kurfürsten über dessen Verhalten sehr mißbilligend aus und drohte ihm mit beiden Schwertern, dem päpstlichen und kaiserlichen. Luther seinerseits freute sich zwar, daß die Plane der Gegner zu schanden geworden seien, erklärte aber dem Kurfürsten, daß er dem Verbot, Bücher zu schreiben, nicht gehorchen könne, da auch seine Feinde nicht aufhören, durch ihre Schriften Christum zu lästern, veröffentlichte auch sofort ein Sendschreiben an den Statthalter des Kaisers und die Reichsstände „Wider die Verkehrer und Fälscher kaiserlichen Mandats", worin er seine Auffassung jenes Reichstagsbeschlusses darlegt.

Inzwischen waren Ereignisse eingetreten, welche der Sache des Evangeliums große Gefahr drohten. Franz von Sickingen hielt die Zeit, da der Kaiser aus Deutschland abwesend und die Fürsten unter sich wegen der kirchlichen Frage uneins waren, für

geeignet, um seinen längst gehegten Plan zur Sicherung und Ausdehnung der Macht der Reichsritterschaft zur Ausführung zu bringen. Er fiel im August 1522 in das Gebiet des Erzbischofs von Trier ein, wobei er dessen Unterthanen verhieß, sie von dem widerchristlichen Gesetz der Pfaffen zu erlösen und zur evangelischen Freiheit zu führen. Durch dieses Vorgehen sahen sich die Fürsten insgesamt in ihrer Stellung bedroht, daher waren die religiösen Gegensätze vergessen und die evangelisch gesinnten vereinigten sich mit den Anhängern Roms zur Bekämpfung Sickingens. Im Mai 1523 wurde seine Feste Landstuhl von den verbündeten Fürsten genommen, während er selbst seinen Wunden erlag. „Gott ist ein gerechter, aber wunderbarer Richter," äußerte Luther, als er von diesem Ende des Mannes hörte, welcher der Reformation so nahe gestanden war, aber dieselbe für politische Parteizwecke hatte benutzen wollen.

Wie wenig Luther mit dem Vorgehen Sickingens einverstanden war, geht aus einer Schrift hervor, welche er auf Grund einer früher gehaltenen Predigt ausarbeitete und mit einer Zuschrift an Herzog Johann vom 1. Januar 1523 veröffentlichte. Sie führt den Titel: „Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei." Er weist aus der Schrift nach, daß dieselbe auf göttlicher Ordnung beruhe und zur Strafe der Bösen wie zum Schutz der Frommen eingesetzt sei. Aber ihre Aufgabe sei nicht, die Seele fromm zu machen. Ueber die Seelen wolle Gott niemand regieren lassen, als sich selbst allein. Darum dürfe man niemand zum Glauben zwingen; hier gelte, daß man Gott mehr gehorchen müsse, denn den Menschen. Fordere daher die Obrigkeit mit Berufung auf das Wormser Edikt die Auslieferung des Neuen Testaments, wie das ja Herzog Georg wirklich gethan hatte, so dürfe man nicht gehorchen. Nehme sie aber die Bücher mit Gewalt, so solle man sich nicht widersetzen. Er äußert sich hiebei über die Fürsten mit wenig Ehrerbietung. „Ihr sollt wissen, daß von Anbeginn der Welt gar ein seltsam Vogel ist um einen klugen Fürsten, noch viel seltsamer um einen frommen Fürsten; sie sind gemeiniglich die größten Narren oder die ärgsten Buben auf Erden."

Bedenkt man, daß ein deutscher Reichsfürst es war, der über Luther seine schützende Hand hielt; so muß man sich über die Freimütigkeit, ja über die Rücksichtslosigkeit solcher Aeußerungen wundern, noch vielmehr aber darüber, daß Friedrich der Weise „dieses Büchleins so froh ward, daß er es abschreiben und sonderlich einbinden ließ, damit er auch möchte sehen, was sein Stand sei vor Gott". Daß auch die Höchsten im Lande solche freimütige Rede ertrugen, war ein großer Vorzug jener Zeit vor der späteren.

So offen Luther aber mit den Gewaltigen redet, so weit entfernt ist er von aller Gemeinschaft mit aufrührerischen Bestrebungen. Er erklärt es für Gottes Willen, daß man die Fürsten gnädige Herren heiße, ihnen zu Füßen falle und in aller Demut unterthan sei. Doch komme es ihnen nicht zu, der Ketzerei zu wehren. Das sollen die Bischöfe thun. „Ketzerei ist ein geistlich Ding, das kann man mit keinem Eisen hauen, mit keinem Feuer verbrennen, mit keinem Wasser ertränken." So wahrt er der weltlichen Obrigkeit ihre selbständige Stellung und schafft zugleich Raum für den im Mittelalter ganz verloren gegangenen Gedanken der Gewissensfreiheit.

Obwohl also Luther jede gewaltsame Auflehnung gegen die Obrigkeit verwarf, und obwohl Melanchthon in einem Schreiben an Spalatin das Unternehmen Sickingens ausdrücklich für einen Raubzug erklärte, so säumten doch die Gegner der Reformation nicht, den evangelisch Gesinnten eine Mitschuld an diesem Bruch des Reichsfriedens zuzuschreiben. Es scheint damals auf dem Reichstage zu Nürnberg zu heftigen Szenen gekommen zu sein. Die Gegner triumphierten, der Gegenkaiser (Sickingen) sei gefallen, der Gegenpapst (Luther) werde bald nachfolgen. Auch gegen den Kurfürsten wurden Drohungen laut. Man dachte daher bei Hofe daran, Luther wieder zu verbergen, dieser aber schrieb an Spalatin: „Denke nicht daran, daß ich wieder in einen Winkel zurückkehren werde, es mag Behemoth und seine Schuppen wüten, wie sie wollen." Und als der Kurfürst von den Theologen in Wittenberg ein Gutachten darüber verlangte, ob es recht wäre, wenn er um des Evangeliums willen Krieg führte, so verneinte Luther diese Frage und erklärte, der Kurfürst solle der kaiserlichen Gewalt

weichen und dieselbe in seinem Land gefangen nehmen lassen, wen sie wolle.

Das Reichsregiment konnte sich jedoch zu einem nachdrücklichen Einschreiten gegen Luther und seine Anhänger nicht entschließen. Ja es nötigte den Bischof von Bamberg, zwei geistliche Räte loszugeben, welche er eingekerkert hatte, weil sie in den Ehestand getreten waren. Im Herbst 1523 konnte Luther schreiben, der Kurfürst sei nicht bloß sicher, sondern es sei auch das Toben der Fürsten wider denselben viel milder geworden, als vor einem Jahre. Dabei ist es ihm aber sehr angelegen, daß sein Fürst durch ihn in keine Ungelegenheit komme. „Wüßte ich einen Weg, ihn ohne Schmach für das Evangelium aus der Sache herauszuziehen, so wollte ich dabei auch meines Lebens nicht schonen."

Im Januar 1524 trat der Reichstag aufs neue in Nürnberg zusammen. Auf demselben erschien der Kardinal Kampegius als Legat des Papstes Clemens VII., der im September zuvor auf Hadrian gefolgt war. Er traf keine dem Papsttum günstige Stimmung. In Nürnberg predigte Osiander offen gegen den Antichrist zu Rom und teilte das Abendmahl unter beiden Gestalten aus. Unter den Mitgliedern des Reichsregiments neigten manche zu Luthers Sache, selbst am Hofe des Königs Ferdinand fehlte es nicht an Anhängern der Reformation, ja des Kaisers eigne Schwester, die Königin von Dänemark, ließ sich durch Osiander das Abendmahl unter beiderlei Gestalt reichen. So stimmte denn auch der Reichstag der vom Kaiser gewünschten Erneuerung des Wormser Edikts nicht bei, verlangte vielmehr ein freies Konzil in Deutschland zur Untersuchung der Sache Luthers, und zur Vorbereitung auf dasselbe eine Versammlung der deutschen Fürsten und Stände, welche am 11. November in Speier stattfinden sollte. Dennoch klagte das Ausschreiben, in welchem der Beschluß des Reichstags bekannt gemacht wurde, darüber, daß das Wormser Edikt bisher so schlecht befolgt worden sei, und schärfte ein, demselben so gut als möglich nachzukommen. So war in diesem Ausschreiben ein innerer Widerspruch, der sich aus der Entstehung desselben erklärt, durch den aber Luther, der Feind aller Zweizüngigkeit, in die gewaltigste Aufregung versetzt wurde, welcher er

in seiner Schrift „Zwei kaiserliche uneinige und widerwärtige Gebote den Luther betreffend" einen scharfen Ausdruck gab. Mit besonderer Entrüstung äußert er sich hier über die Fürsten, ja er erklärt sogar mit Beziehung auf den in dem Ausschreiben enthaltenen Aufruf zum Krieg wider die Türken: „Der Türk ist zehnmal klüger und frommer als unsre Fürsten; was sollte solchen Narren wider den Türken gelingen?"

Nicht weniger war aber auch Karl V. mit dem Ergebnis des Reichstags unzufrieden. Von Spanien aus sprach er seine Mißbilligung der gefaßten Beschlüsse aus und verlangte, daß das Wormser Edikt gegen den Unchristen und Unmenschen Luther strengstens vollzogen werde. Auch der Legat des Papstes war geschäftig, ein entschiedenes Vorgehen der weltlichen Gewalt gegen die Reformation zuwege zu bringen. Da er sich aber überzeugt hatte, daß ein solches vom Reichstage nicht zu erlangen sei, ja daß eine jede Berührung der kirchlichen Frage in dieser Versammlung nur dazu führe, daß die alten Beschwerden gegen Rom immer wieder vorgebracht werden, so beschloß er nach dem alten Grundsatz Roms zu verfahren: „Trenne und herrsche." Demgemäß versammelte er diejenigen Reichsfürsten aus Süddeutschland, auf deren Ergebenheit gegen den Papst er rechnen konnte, in Regensburg um sich. Der Erzherzog Ferdinand, die Herzoge von Bayern und viele Bischöfe verbanden sich hier zu energischer Vollziehung des Wormser Edikts. Dies ist der erste Anfang der durch die Reformation hervorgerufenen politischen Spaltung in Deutschland, und es verdient wohl bemerkt zu werden, daß es die Partei der römisch Gesinnten war, welche diesen Anfang machte.

Fünftes Kapitel.

Freunde und Feinde.

Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.
Ev. Luk. 11, 23.

Während die Mehrheit des Reichstags durch halbe Maßregeln die religiöse Spaltung auf friedlichem Wege beilegen zu können meinte, traten sich im Leben die Gegensätze immer schroffer gegenüber, je mehr die neue Lehre sich ausbreitete und ins Volk eindrang, und je mehr die praktischen Konsequenzen derselben gezogen wurden.

Am besten hatte es Luthers Landesherr, Friedrich der Weise, verstanden, die Reformation zu fördern und dabei doch einen offenen Bruch mit der Kirche und mit der Reichsgewalt zu vermeiden. Bezeichnend für seine ganze Haltung ist, daß er, so viel er auch für Luther that, es doch vermied, je einmal persönlich mit ihm zusammenzutreffen und daß er, wo ihm das Einschreiten gegen jenen angesonnen wurde, sich immer darauf zurückzog, daß er ein Laie sei, dem ein Urteil über religiöse Fragen nicht zustehe. Er scheint auch wirklich ein tieferes Verständnis der Lehre Luthers nicht gehabt zu haben, denn noch 1522 sammelte er Reliquien, noch 1524 nahm er sich der Messe an. Er war in Ansehung der Lehre tolerant nach allen Seiten hin, suchte aber ängstlich alle Unruhen zu verhüten. Ob es ihm freilich auf die Dauer möglich gewesen wäre, in dieser Stellung zu verharren, ist eine andre Frage. Der Tod ersparte ihm eine Entscheidung, die für ihn höchst peinlich gewesen wäre. Am 5. Mai 1525 unter den Stürmen des Bauernkriegs starb der fromme, milde und besonnene Fürst, nachdem er sich noch kurz vorher entschlossen hatte, das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu empfangen. Sein Bruder Johann, der ihm folgte, hatte sich, ehe er zur Regierung kam, viel entschiedener für die Sache der Reformation ausgesprochen; wie er diese freundliche Gesinnung als Kurfürst bewahrte, wird der Verlauf der Geschichte zeigen. Ein um so entschiedenerer Feind war das

Haupt der andern sächsischen Regentenlinie, Herzog Georg. Schon bei Gelegenheit der Leipziger Disputation haben wir ihn als Gegner der Reformation kennen gelernt. Seither aber war zu der Abneigung gegen die Sache noch persönliche Gereiztheit getreten. Luther hatte in einem Schreiben an den Ritter Hartmuth von Kronberg, der sich warm für die evangelische Sache ausgesprochen hatte, eine anzügliche Aeußerung über den Herzog einfließen lassen, indem er ihn eine Wasserblase nannte und von ihm sagte: „er hat's auch im Sinn, er will Christum fressen, wie der Wolf ein Mucken." Darüber stellte ihn der Herzog in einem Brief vom 22. Dezember 1522 zur Rede. Luther bekannte sich zu dieser Aeußerung, wollte aber von einer Zurücknahme nichts wissen, da er eher Grund hätte, sich über den Herzog zu beklagen.

Georg wandte sich hierauf an Kurfürst Friedrich, suchte auch die Reichsregierung unter Hinweisung auf Luthers beleidigende Aeußerungen über die Fürsten zum Einschreiten zu bewegen, ohne jedoch die gewünschte Genugthuung zu erhalten. Um so schärfer verfuhr er in seinen eignen Lande gegen die Anhänger der Reformation. Ketzerische Bücher, auch die lutherische Uebersetzung des Neuen Testaments, wurden verbrannt, gegen die Anhänger der neuen Lehre mit Verbannung und Gefängnis eingeschritten.

Neben Georg haben wir den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich und die Herzoge von Bayern als entschiedene Gegner der Reformation kennen gelernt. Aber auch außerhalb Deutschlands regte sich die Feindschaft. Am meisten begünstigte Kaiser Karl V. in seinen Erblanden die Verfolgung der Anhänger der lutherischen Lehre. Dieselbe hatte in den Niederlanden besonders unter den Augustinermönchen Eingang gefunden. In ihrem Kloster zu Antwerpen wurde unter starkem Andrang des Volkes das Evangelium verkündigt. Als man darauf den Vorsteher des Klosters, Heinrich von Zütphen, der in Wittenberg studiert hatte und mit Luther eng befreundet war, eingekerkert hatte, befreite ihn das Volk, und es gelang ihm zu entkommen. Das Kloster aber wurde niedergerissen und die Mönche vor Gericht gestellt, die meisten derselben leisteten den verlangten Widerruf, drei, welche ihn verweigerten, wurden zum Tode verurteilt, und während einer derselben begnadigt wurde

und im Kerker blieb, fand die Hinrichtung der beiden andern, Heinrich Voes und Johann Esch am 1. Juli 1523 zu Brüssel statt. Sie erlitten den Feuertod unter Lobgesängen. Luther aber dichtete auf die Hinrichtung dieser ersten Blutzeugen der evangelischen Lehre sein erstes Lied, das ergreifende: „Ein neues Lied wir heben an," worin er mit freudiger Siegesgewißheit rühmt:

Die Asche will nicht lassen ab;
Sie stäubt in allen Landen;
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab;
Sie macht den Feind zu schanden.
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er tot an allem Ort
Mit aller Stimm und Zungen
Gar fröhlich lassen singen. — —
Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür.
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden.

Heinrich von Zütphen war inzwischen als Prediger in Bremen angestellt worden, folgte dann aber 1524 einem Ruf nach Meldorf in Dithmarschen, um auch dort das Evangelium zu verkündigen, aber aufgehetzt durch die dortigen Mönche, überfiel ihn nächtlicherweile ein Haufen Bauern. Unter empörenden Mißhandlungen wurde er getötet. Luther erzählt seinen Märtyrertod in einer kleinen Schrift, welche er den Christen zu Bremen widmete, und welcher eine Auslegung des neunten (zehnten) Psalms beigegeben ist.

Ein andrer Märtyrer der evangelischen Wahrheit war Kaspar Tauber, ein Bürger zu Wien. Weil er sich weigerte, zu widerrufen, ward er enthauptet und sein Leichnam verbrannt.

Auch der Schwager des Kaisers, König Ludwig von Ungarn und Böhmen, verfolgte in seinen Ländern die Anhänger des Evangeliums und ließ in Pest einen Buchhändler, welcher evangelische Schriften verkaufte, samt seinen Büchern verbrennen.

Es ist nicht zu verwundern, daß bei solch blutigen Verfolgungen der Evangelischen unter denselben die Befürchtung, daß

auch gegen Luther selbst Mordpläne geschmiedet werden, sich verbreitete. Schon in Worms hatte der Umstand, daß ihm beim Trinken das Glas plötzlich zersprang, den Verdacht rege gemacht, man habe ihn vergiften wollen und später war manchfach von Versuchen die Rede, ihn meuchlings aus dem Wege zu schaffen, namentlich sollte ein polnischer Jude gedungen worden sein, ihn zu töten. Es wurden deshalb auch Juden verhaftet, ohne daß sich aber etwas Sicheres ermitteln ließ.

Ein persönlicher Gegner Luthers war König Heinrich VIII. von England. Er hatte schon während des Reichstags zu Worms den Kaiser zu scharfen Maßregeln gegen denselben aufgefordert und trat nun, um sich als theologischer Schriftsteller einen Namen zu machen, dem Buch Luthers von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche mit einer Schrift voll der bittersten Schmähungen entgegen, indem er namentlich die katholische Sakramentslehre verteidigte. Diese Schrift hat ihm vom Papst den Titel „Verteidiger des Glaubens" eingetragen, welchen die englischen Könige heute noch führen, von Luther eine derbe Antwort. „Wird mir jemand schuld geben," sagt Luther am Schluß, „nachdem er dem Könige noch seine Blutthaten vorgehalten, daß ich Königliche Majestät nicht verschont habe und allzu hart antastet, der soll wissen, daß ich's darum gethan habe, daß er sein selbst nicht verschonet hat. Leugt er doch öffentlich und unverschämt aus Fürsatz für die Buben." Heinrich beschwerte sich beim Kurfürsten, daß der schändliche Mönch ihn so beschmutzt habe, aber ohne Erfolg.

Anderseits wendeten sich auch mehrere Fürsten mit mehr oder weniger Entschiedenheit der Sache des Evangeliums zu. Die Herzoge von Mecklenburg sowie der Graf von Wertheim baten Luther um Zusendung von Evangelisten, ohne sich aber öffentlich für das Evangelium zu erklären. Entschiedener trat Graf Albrecht von Mansfeld auf Luthers Seite. Insbesondere aber erklärte sich der Landgraf Philipp von Hessen auf ein Gespräch hin, das er im Frühjahr 1524 mit Melanchthon hatte, nachdem ihm dieser die evangelische Lehre schriftlich kurz dargelegt, für die Sache der Reformation und war fortan der eifrigste Vorkämpfer derselben, obwohl ein Schwiegersohn des dem Evangelium

so feindlichen Georg von Sachsen. Nicht weniger folgenreich war es, daß der Großmeister des Deutschordens, Markgraf Albrecht von Brandenburg, sich dem Evangelium zuwandte. In Nürnberg, wo er beim Reichstag gegen die sein Ordensland Preußen hart bedrängenden Polen Hilfe suchte, lernte er die evangelische Lehre namentlich durch Osianders Vermittelung kennen und wandte sich an Luther um guten Rat, wie er eine Reformation seines sehr verweltlichten Ordens ins Werk setzen könne. Luther schrieb aus dieser Veranlassung eine Ermahnung „an die Herren deutschen Ordens, daß sie falsche Keuschheit meiden und zur rechten ehelichen Keuschheit greifen". Die Ordensritter zeigten sich auch dem Evangelium geneigt, selbst zwei von den vier Bischöfen des Ordenslandes, Polenz von Samland und Erhard von Pomesanien gingen mit Einführung der Reformation voran und die drei von Albrecht berufenen Prediger des Evangeliums, Briesmann, Paul Speratus und Poliander wurden die Evangelisten von Preußen. Albrecht aber wurde von dem Lehensherren des Ordens, dem König Sigismund von Polen, am 10. April 1525 als erblicher Herzog von Preußen belehnt.

Auch König Christian II. von Dänemark, ein Neffe des Kurfürsten Friedrich des Weisen, begünstigte schon 1520 die evangelische Lehre, jedoch nur aus politischen Gründen, wurde dann aber, als er, wegen seiner Grausamkeit aus Dänemark und Schweden vertrieben, sich in Sachsen aufhielt, mit Luther persönlich bekannt, gewann dessen Teilnahme und scheint auch tiefere Eindrücke der evangelischen Wahrheit erhalten zu haben, obwohl er aus politischen Rücksichten seine evangelische Gesinnung gegenüber von dem Kaiser verleugnete. Uebrigens wurde in Schweden durch den König Gustav Wasa seit 1523, in Dänemark durch König Friedrich der Reformation vorgearbeitet.

Daß unter der deutschen Ritterschaft Luther manche Freunde hatte, haben wir schon gehört, ebenso aber, daß bei denselben die Liebe zum Evangelium meist durch Standesinteressen getrübt war. Daher war es für die Reformation kein Schade, daß seit der Niederlage, welche die Ritterschaft in der Person Sickingens erlitten hatte, ihr Einfluß auch in kirchlichen Dingen zurücktrat.

Hoffnungen mochten sich an die große Zahl von österreichischen Adelsgeschlechtern knüpfen, welche sich dem Evangelium zugewandt hatten.

Auch in gelehrten Kreisen sah man sich mehr und mehr genötigt, zu der Reformation für oder wider Stellung zu nehmen. Furchtsamere Gemüter, welche sich zu ihr anfänglich hingezogen gefühlt hatten, wurden durch das stürmische Vorgehen einzelner Anhänger und durch die Unruhen, welche ihre Einführung da und dort hervorrief, bedenklich gemacht, mißbilligten es auch wohl, daß Luther so rücksichtslos den ersten Männern in Kirche und Staat entgegentrat und daß kirchliche Fragen, welche nach ihrer Meinung nur im Kreise der Gelehrten hätten erörtert werden sollen, unter das Volk getragen wurden. Insbesondere bei manchen Vertretern des Humanismus war dies der Fall. Bitter klagte Eoban Heß in einem Briefe, den er im Namen der „gebeugten Kirche" an Luther schrieb, über die mönchisch ungebildeten Feinde der Wissenschaft, welche den Glauben immer im Munde führen, ließ sich aber doch durch Luther und Melanchthon beruhigen und blieb der Sache des Evangeliums treu. Krotus dagegen wandte sich, nachdem er längere Zeit eine zweideutige Rolle gespielt, den Gegnern der Reformation zu. Von Erasmus haben wir früher gehört, wie zurückhaltend er der kirchlichen Bewegung gegenüber sich benommen hatte, und wie wenig Vertrauen Luther in ihn setzte. Seit dem Reichstag von Worms war das Verhältnis beider Männer ein immer gespannteres geworden. In einem Brief an Oekolampadius aus dem Jahr 1523 spricht Luther von den Stichen, welche ihm jener in seinen Schriften gebe, und bemerkt treffend: „Erasmus hat vollbracht, wozu er berufen war; er hat die Sprachen eingeführt und uns von den gottlosen Studien abgezogen. Vielleicht wird er mit Mose im Gefilde Moab sterben, denn zu den besseren Studien, die zur Gottseligkeit dienen, führt er nicht weiter." Von manchen Seiten, insbesondere auch von den Päpsten Leo und Hadrian, war Erasmus aufgefordert worden, gegen Luther zu schreiben. Sogar auf ein Bistum hatte man ihm Hoffnung gemacht. Luther fürchtete sich nicht, erklärte vielmehr, wenn jener sich in das Spiel menge, werde er ihm mit Freudigkeit begegnen und sich sein großes Ansehen, Name und Gunst nicht anfechten

lassen; dennoch aber wünschte er einen öffentlichen Streit zu vermeiden und schrieb daher an Erasmus: „Ich bitte dich, bleibe bloßer Zuschauer bei unsrem Trauerspiel, vereinige deine Truppen nicht mit denen der Gegner, namentlich gib keine Bücher gegen mich heraus, wie auch ich nichts gegen dich herausgeben werde.“ Erasmus antwortete ausweichend. Er wußte, was es heiße, gegen Luther schreiben; er war für seinen Ruf der Freisinnigkeit besorgt, ja er meinte, wenn er gegen Luther auftrete, könne er sich in Deutschland nicht halten, müsse sogar fürchten, gesteinigt zu werden. Aber zuletzt ließ er sich doch durch Heinrich VIII. von England, von welchem er eine Pension bezog, zum Werkzeug seiner Rache an Luther gebrauchen und gab gegen denselben eine schon seit längerer Zeit verfaßte lateinische Schrift unter dem Titel „Abhandlung über den freien Willen“ im Jahr 1524 heraus. Seine Ansicht war im allgemeinen die, daß zur Beseligung des Menschen dessen eigner freier Wille mit der göttlichen Gnade zusammenwirke. Ueber die Art dieses Zusammenwirkens äußert er sich sehr schwankend, wie er überhaupt feste Behauptungen nicht aufstellen, sondern es lieber mit den Skeptikern halten will.

Luther antwortete am Ende des Jahres 1525 in der Schrift „Vom geknechteten Willen“. Den skeptischen Standpunkt des Erasmus weist er mit Nachdruck zurück, „denn der Christ bedarf der Gewißheit“. Aus dem Römerbrief besonders und dem Johannesevangelium sucht er dann zu beweisen, daß „der freie Wille nichts sei“, denn Gott habe alles versehen und verordnet in Ewigkeit, und der Mensch, ein Gefangener des Satans, werde nicht los, wenn dieser nicht durch Kraft des heil. Geistes überwunden werde. Der menschliche Wille ist wie ein Reittier, auf welchem entweder der Teufel oder Gott sitzt, und welches dahin geht, wohin sein Reiter es lenkt. Gottes Ratschluß ist es also, daß einem Teil der Menschen die Kraft der Erlösung nicht geschenkt wird; und wenn die Schrift doch wieder sagt, Gott wolle, daß allen Menschen geholfen werde, so ist zwischen dem offenbaren und dem heimlichen Willen Gottes zu unterscheiden. Dem letzteren aber sollen wir nicht nachforschen, sondern Gottes Geheimnisse anbeten. Erst in der Ewigkeit werden wir dieselben begreifen.

Die hier mit aller Schärfe ausgesprochene Lehre von der ewigen Gnadenwahl finden wir auch bei Melanchthon und ebenso bei Zwingli und Calvin. Luther hat sie auch nie zurückgenommen. Seine Grundlehre, daß bei dem Seligwerden des Menschen die Gnade alles thue, schien ihm diese Konsequenz zu fordern. Aber wie ihn in seinem Mönchsleben das Nachsinnen über die göttliche „Versehung“ an den Rand der Verzweiflung gebracht; so warnt er immer wieder vor dem Grübeln über den geheimen Willen und weist auf den in Christo offenbaren Liebeswillen hin, der uns in Wort und Sakrament sich bezeuge.

Auch von andern gelehrten Gegnern wurde Luther in den Jahren 1523 und 1524 angegriffen, Cochläus, Emser und Eck konnten nicht ruhen. An sie schlossen sich als neue Widersacher der Franziskaner Schatzgeier und Johann Faber von Konstanz an, indem sie Gelübde und Cölibat verteidigten. Luther aber antwortete teils gar nicht, teils nur kurz, überließ es auch wohl seinen Freunden, eine Antwort zu geben, denn die Fragen, um welche sich diese Schriften drehten, waren für ihn jetzt abgemacht.

Entschiedener als die Gelehrten traten die Bürgerschaften und Patrizierfamilien vieler deutschen Städte auf die Seite der Reformation. In erster Linie stand hiebei Nürnberg, wo Luthers Freund Link das Evangelium predigte, wo im Rate Spengler die Sache der Reformation führte und in der Bürgerschaft der berühmte Maler Albrecht Dürer und der ehrwürdige Meistersänger Hans Sachs begeisterte Anhänger derselben waren. Letzterer hat 1523 in seinem Liede von der wittenbergischen Nachtigall die Verderbnis der römischen Kirche und den Sieg der lichten Sonne des Evangeliums über den trügerischen Mondschein der Menschenlehre geschildert. Neben Nürnberg waren noch mehrere Städte Süddeutschlands bis 1525 der Reformation zugefallen; so schon 1523 Straßburg, wo Zell, Butzer und Capito das Evangelium predigten, und Schwäbisch Hall, wo Johann Brenz wirkte. Im folgenden Jahre wurde in Ulm Sam als erster Prediger des reinen Gotteswortes angestellt, und in Augsburg von Luthers Freund Frosch und von Urbanus Regius das Abendmahl erstmals in beiderlei Gestalt ausgeteilt.

Im nördlichen Deutschland berief Magdeburg 1525 den Nikol. Amsdorf, um die Reformation durchzuführen, Hamburg den Bugenhagen, während in Bremen schon 1522 die Predigt des Evangeliums vom Rat geschützt wurde. Selbst im fernen Osten und Norden wandten sich die Bürgerschaften der neuen Lehre zu. In Breslau verordnete 1524 der Rat, daß die reine Lehre der heil. Schrift gepredigt werde; und in den Städten Livlands Riga, Reval und Dorpat finden schon 1521 Prediger des Evangeliums Eingang. Luther, durch Zuschriften aus jenen Städten veranlaßt, schrieb wiederholt an sie, zuerst 1523 setzte er den „auserwählten, lieben Freunden Gottes, allen Christen zu Righa, Revell und Tarbthe" die Hauptsumme der evangelischen Lehre kurz aus einander; dann schickt er ihnen im folgenden Jahre eine Auslegung von Psalm 127 samt einem Sendschreiben, in welchem er ermahnt, für Einrichtung von Schulen und den Unterhalt ihrer Prediger zu sorgen; endlich geben ihm Unruhen, welche der schwärmerische Kürschnergeselle Melchior Hoffmann aus Schwäbisch Hall in Dorpat hervorgerufen hatte, 1525 den Anlaß, die „lieben Christen in Lievland" zu christlicher Einigkeit zu ermahnen.

Auch die schon 1519 angeknüpfte Verbindung mit Böhmen aufzufrischen, sah sich Luther veranlaßt. Eine 1522 zusammenberufene Ständeversammlung sollte dazu benützt werden, das Land zur Einheit der römischen Kirche zurückzuführen. Luther ermahnte in einem Sendschreiben an die Stände zu Prag, an beiderlei Gestalt des Sakraments festzuhalten und das unschuldige Blut des seligen Johannes Hus nicht zu verdammen. Zugleich spricht er die Hoffnung aus, daß Deutsche und Böhmen durch das göttliche Wort einen Sinn und Namen überkommen werden, und empfiehlt die Predigt des Evangeliums als das beste Mittel, um die unter ihnen vorhandenen Sekten zu überwinden. Im folgenden Jahre wandte er sich an den Rat und die Gemeinde von Prag mit einer Schrift über die Einsetzung der Geistlichen, in welcher er ausführt, daß es der Ordination durch die päpstlichen Bischöfe nicht bedürfe; da vielmehr das wahre Priestertum allen Christen vermöge der Taufe zukomme, so habe die Gemeinde auch

das Recht, sich selbst Prediger des Evangeliums zu bestellen, welche dann aus ihrer Mitte sich Vorsteher wählen können, um so eine einheitliche Landeskirche herzustellen. Allein die evangelische Lehre wurde in Böhmen als fremdländisch verdächtigt und die Utraquisten, statt sich, wie Luther gehofft, dem Evangelium zuzuwenden, vertrieben die Prediger desselben und zeigten sich gegen die Forderungen Roms nachgiebiger denn je.

Ueber die „Brüder Waldenses", d. h. die böhmischen Brüder, welche, wie wir oben sahen, als eine von der utraquistischen Landeskirche getrennte Religionsgemeinschaft in Böhmen bestanden, hatte sich Luther schon in früheren Schriften ausgesprochen, namentlich hatte er ihre Geringschätzung der Sprachen mißbilligt. Nun wurde er durch Speratus näher mit ihnen bekannt. Dieser lernte sie während seines Aufenthalts in Iglau als ernste Christen kennen, aber ihre Abendmahlslehre machte ihm Bedenken, welche er in einem Brief an Luther aussprach. Abgesandte der Brüder überbrachten diesen Brief; von ihnen ließ sich Luther genaueren Aufschluß über ihre Lehre geben. Er war durch das, was er hörte, im ganzen befriedigt, wünschte aber, daß sie sich unnützer Fragen in Beziehung auf die Art der Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl enthalten. Wiederholte Darlegungen ihrer Lehre, welche sie ihm zusandten, bestimmten ihn, 1523 die Schrift „Vom Anbeten des Sakraments des heil. Leichnams Christi" herauszugeben. Hier spricht er sich zum erstenmal gegen diejenigen aus, welche sagen, das Sakrament sei nicht der Leib Christi, sondern es bedeute ihn nur und sei ein Zeichen desselben. Die Anbetung will er frei geben und legt keinen Wert auf sie. In einigen andern Stücken hat er Einwendungen gegen sie. Zwar erkannte er ihren „feinen, züchtigen Wandel" an, aber er findet noch Mangel in bezug auf Lehre und Glauben, insbesondere zu viel Wertschätzung der Werke. Hierauf erwiderte der Senior der Brüder, Lukas. Er hielt an der Lehre der Brüder in betreff des Abendmahles und der Rechtfertigung fest, und klagte über das laxe Leben der deutschen Bekenner des Evangeliums. Die Gesandten der Brüder, welche diesen Brief überbrachten, äußerten, sie können für den Fortgang der evangelischen Sache in Deutschland nichts Gutes prophezeien,

solange auf den deutschen Schulen und Universitäten so viel Gewicht aufs Wissen und so wenig aufs Gewissen gelegt werde. Damit hatte der Verkehr zwischen beiden Teilen vorläufig ein Ende. Aber um 1532 wandten sich jene wieder an Luther und er ließ sich die Erklärungen, welche sie ihm über ihre Abendmahlslehre gaben, gefallen, gab auch zwei ihrer Bekenntnisse mit einer Vorrede 1533 und 1538 heraus. 1535 und 1536 richtete er Briefe an sie; ihr Senior Augusta kam wiederholt nach Wittenberg und noch vom Jahr 1542 haben wir einen Brief Luthers an denselben.

Die Weitherzigkeit, mit welcher Luther für alle Erscheinungen evangelischer Frömmigkeit, auch wenn sie mit seinem Werke in keinem Zusammenhang standen, Sinn und Verständnis hatte, zeigte sich auch darin, daß er verstorbene Zeugen der Wahrheit wieder ans Licht zog. So schrieb er 1522 eine Vorrede zu einer Sammlung von Schriften des Johann Wessel, und 1524 gab er Betrachtungen zum 31. und 51. Psalm heraus, welche Savonarola, der Märtyrer des Evangeliums in Italien, im Kerker verfaßt hatte.

Viertes Buch.

1525—1530.

Erstes Kapitel.

Umsturzbestrebungen in Kirche und Staat.

Menge dich nicht unter die Aufrührerischen,
denn ihr Unfall wird plötzlich entstehen.
Spr. Salom. 24, 21 f.

Mit verbissenem Groll trug Karlstadt die Niederlage, welche seinem schwärmerischen Treiben durch Luthers Rückkehr nach Wittenberg bereitet worden war, und machte, während Luther in seiner Arglosigkeit sich aufs rücksichtsvollste gegen ihn benahm, auf Melanchthon den Eindruck, daß er auf Rache sinne. Indem er den gemeinen Mann für sich gewinne, hoffte er eine Rolle zu spielen, und die reformatorische Lehre vom Priestertum aller Gläubigen sollte ihm als Mittel hiezu dienen. Er erklärte sich gegen die akademischen Würden, kaufte ein Bauerngut in der Nähe von Wittenberg und lebte wie ein Bauer unter den Bauern, behielt aber dabei sein Lehramt an der Universität samt dessen Einkünften bei. Zugleich trat er mit Thomas Münzer, der inzwischen in Allstädt Prediger geworden war, in heimliche Verbindung, trug auch in seinen Schriften mystische Gedanken vor, welche mit denen Münzers verwandt waren, daß die Seele durch Entäußerung von allem Kreatürlichen, durch Gelassenheit zur Vergottung gelange, und das Werk Christi darin bestehe, daß er uns auf diesem Wege vorangegangen sei. Der gelassene Mensch erlange durch Eingebung des heiligen Geistes auch das rechte Schriftverständnis, weshalb die theologische Wissenschaft zu verwerfen sei. Die Gemeinde zu Orlamünde wußte er zu bestimmen, daß sie ihn zu ihrem Pfarrer wählte, während er das Einkommen seines Amtes in Wittenberg fort bezog. Nun wurden die Bilder und Altäre,

aus der Kirche geworfen, der Gottesdienst gewaltsam geändert und die Lehre aufgestellt, man müsse gegen die Abgötterei Gewalt brauchen und sie wie ein andres Verbrechen mit dem Schwert strafen; Luther aber und seine Anhänger bezeichnete er als Götzenpatrone. Bald traten auch die Folgerungen hervor, welche aus seiner mystischen Richtung für die Sakramentslehre sich ergaben. Die Kindertaufe beanstandete er, im heiligen Abendmahl sah er nur eine Gedächtnisfeier des Opfertodes Christi; der Leib des Herrn sei nicht gegenwärtig, denn bei dem Worte: „Das ist mein Leib" habe Jesus gar nicht auf das Brot hingewiesen, sondern auf seinen natürlichen Leib. In Jena hatte Karlstadt eine eigne Druckerei für seine Schriften. Der Aufforderung der Universität, nach Wittenberg zurückzukehren, versprach er zwar Folge zu leisten, hielt aber das Versprechen nicht; auf seiner Pfarrei verblieb er dem kurfürstlichen Verbot zum Trotz. So wurde Luther nach Jena gesandt und predigte dort am 22. August 1524 wider den „Allstädter Geist", aus welchem Bilderstürmerei, Verachtung der Sakramente und Aufruhr entspringen. Karlstadt verwahrte sich in einer Unterredung dagegen, daß man seine Lehre mit den Bewegungen in Allstädt zusammenwerfe; Luther aber hielt ihm entgegen, daß er dennoch zu den neuen Propheten gehöre, und forderte ihn auf, öffentlich und nicht heimlich wider ihn zu schreiben, gab ihm auch als Pfand dieser Ermächtigung einen Gulden und versprach ihm, die Veröffentlichung der Schrift nicht zu hindern. Vom Rat und der Gemeinde zu Orlamünde erhielt Luther einen Brief voll Schmähungen, und als er im Auftrage des Kurfürsten am 24. August persönlich dorthin kam, wurde er mit Vorwürfen empfangen; seine Versuche, die aufgeregte Menge zu belehren, waren vergeblich. „Ich fand wohl, schreibt er darüber, was für Samen er (Karlstadt) da gesäet hatte, daß ich froh ward, daß ich nicht mit Steinen und Dreck ausgeworfen ward, da mir etliche derselben einen solchen Segen gaben: Fahr hin in tausend Teufel Namen, daß du den Hals brächst, ehe du zur Stadt hinauskommst." Infolge dieser Vorgänge wurde Karlstadt des Landes verwiesen. Er hielt sich in Rothenburg an der Tauber, dann in Straßburg auf, bis ihn der Rat auswies, weil er durch seine Reden gegen

Kruzifixe, Meßgewänder und andre Ueberreste des „Götzendienstes" das Volk aufregte. Sofort begab er sich nach Basel, wo er in vielen Schriften seine Ansichten verbreitete und sich über Luther als einen Freund des Antichrists scharf aussprach. Die Geistlichen in Straßburg nahmen an den schwärmerischen Ansichten Karlstadt Anstoß; aber seine Abendmahlslehre sagte den dortigen Theologen Butzer und Kapito zu; wie sie auch mit der von Zwingli in Zürich und Oekolampadius in Basel vertretenen Auffassung des Abendmahls übereinstimmte. So wandten sie sich denn von Straßburg aus mit ihren Bedenken an Luther, welcher sofort mit einem Sendschreiben antwortete, worin er sie von den äußerlichen Dingen, auf welche Karlstadt mit Ungestüm hinein falle, wie Bilderstürmen und dergleichen, auf die Gnade Christi, auf Glaube und Liebe, als auf die Hauptstücke des Christentums verweist. In betreff des Abendmahls sagte er: „Das bekenne ich, wo Dr. Karlstadt oder jemand anders vor fünf Jahren mich hätte mögen berichten, daß im Sakrament nichts denn Brot und Wein wäre, der hätte mir einen großen Dienst gethan. Ich hab wohl so harte Anfechtungen da erlitten und mich gerungen und gewunden, daß ich gern herausgewesen wäre, weil ich wohl sahe, daß ich damit dem Papsttum hätte den größten Puff geben können. — Aber ich bin gefangen, kann nicht heraus, der Text ist zu gewaltig da und will sich mit Worten nicht lassen aus dem Sinn reißen. Ja wenn noch heutiges Tags möcht geschehen, daß jemand mit beständigem Grund beweiset, daß schlechtes (bloßes) Brot und Wein da wäre, man dürfte mich nicht so antasten mit Grimm. Ich bin leider allzu geneigt dazu, soviel ich einen Adam spüre. Aber wie Dr. Karlstadt davon träumet, ficht mich so wenig an, daß meine Meinung nur desto stärker dadurch wird." Wenn man diese Worte Luthers schon meinte so deuten zu können, als hätte er die von ihm verfochtene Abendmahlslehre selbst nicht geglaubt, so hat man damit nur die eigne Unfähigkeit zum Verständnis der gewaltigen Seelenkämpfe dieses Mannes an den Tag gelegt.

Zu Anfang des Jahres 1525 wandte er sich dann gegen Karlstadt in der Schrift: „Wider die himmlischen Propheten". Dieselbe hat zwei Teile. Im ersten wird die Lehre des Glaubens

und Gewissens den äußeren Dingen gegenüber gestellt, die man nicht dürfe zum Gesetz machen. Von diesem Standpunkt aus verwirft Luther die Bilderstürmerei und bestreitet die Verbindlichkeit des mosaischen Gesetzes, insbesondere des Sabbatgebotes für die Christen. Dann weist er nach, daß Karlstadt mit Recht aus dem Lande gewiesen worden sei, da er den Pöbel aufgewiegelt habe. Mit „Herr Omnes" (d. h. der Volksmasse) sei nicht zu scherzen. Wenn derselbe die Ermordung der Gottlosen verlangte, wie wollte Karlstadt wehren? Schließlich ist noch von der Messe die Rede, indem die Beibehaltung dieses Namens, das Emporhalten des Sakraments (die sogenannte Elevation), ja auch der Gebrauch der lateinischen Sprache bei der Messe verteidigt wird. Der zweite Teil behandelt dann die Abendmahlslehre. Aus der Schrift, welcher man glauben müsse, auch wenn „Frau Hulda", d. h. die Vernunft, widerspreche, beweist er die Gegenwart des Leibes Christi im Sakrament. Daraus folge aber nicht die römische Verwandlungslehre, denn die Worte „Das ist mein Leib" seien so zu verstehen, wie wenn eine Mutter, auf die Wiege deutend, sage: „Das ist mein Kind", womit sie auch nicht behaupten wolle, daß die Wiege in das Kind verwandelt worden sei. Dem Einwand, daß Christi Leib nicht vom Himmel herunterkommen könne, begegnet er mit der Berufung auf Eph. 1, 23, wonach Christus an allen Orten sei und alles erfülle. Er schließt mit einer Warnung vor Karlstadt und seinen Propheten, welche ohne Beruf lehren und von dem Hauptstück christlicher Lehre, wie man solle der Sünden los werden, schweigen.

Wie schwer es aber Luther wurde, von einem Menschen, dem er einmal näher gestanden, zu lassen, das zeigte er auch Karlstadt gegenüber. Als er hörte, wie er sich unstät in Franken umhertreibe, lud er ihn zu einer Zusammenkunft ein und bat den Kurfürsten um frei Geleit für ihn. Dieser aber schlug die Bitte ab, und Luther hörte so viel Nachteiliges über Karlstadt aus der Zeit seines Aufenthalts in Orlamünde, daß er zunächst jede Beziehung zu ihm abbrach. Als er aber nach Niederwerfung des Bauernaufstandes aus Rothenburg, wo er zur Bilderstürmerei aufgefordert, fliehen mußte und eine Schrift ausgehen ließ, um die Mitschuld am Bauernaufruhr

von sich abzuwälzen, schrieb Luther ein Begleitwort dazu, legte auch beim Kurfürsten Fürbitte für ihn ein. Es ward ihm gestattet, sich in der Nähe von Wittenberg niederzulassen. Aber nach drei Jahren begab sich der unruhige, eitle Mann abermals auf Irrfahrten, bis er Prediger in Zürich und dann Professor in Basel wurde, wo er 1541 starb.

Viel bedenklicher noch als Karlstadts Schwärmerei war das Treiben von Münzer. Er predigte, unter Berufung auf Träume und Offenbarungen des Geistes, die Ausrottung der Gottlosen; insbesondere die Pfaffen und Mönche sollten getötet, und die Tyrannen, welche den Christenglauben ausrotten wollen, wie die wütenden Hunde erwürgt werden. Von Allstädt aus knüpfte er nach allen Seiten hin Verbindungen an, deren noch geheim gehaltenes Ziel allgemeine Gütergemeinschaft war. Luther warnte schon im Juli 1524 den Kurfürsten und den Herzog Johann vor diesem Geiste, der es nicht beim Wort wolle bleiben lassen, sondern mit der Faust dreinfahren und leiblichen Aufruhr anrichten. Das Predigen will er ihm nicht verboten haben. „Man lasse sie nur getrost und frisch predigen — denn es müssen Sekten sein und das Wort Gottes muß zu Felde liegen und kämpfen. — Man lasse die Geister auf einander platzen und treffen; aber wo sie auch wollen brechen und schlagen mit der Faust, da sollen Euer Fürstl. Gnaden zugreifen, es seien wir oder sie, und stracks das Land verboten!" Auch den Rat und die Bürgerschaft Mühlhausen, wo ein ehemaliger Mönch namens Pfeiffer für Münzer wirkte, und wohin sich dieser selbst von Allstädt aus begab, warnte Luther vor ihm. Wegen der Unruhen, die er erregte, mußte er die Stadt bald wieder verlassen und wandte sich nach Nürnberg, wo er neben andern auch Johann Denk, den Rektor der Sebalduskschule für sich gewann, welcher nun mit den Münzerschen Lehren auch die Leugnung der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi verband. In Nürnberg verfaßte Münzer eine „Schutzrede wider das geistlose, sanft lebende Fleisch zu Wittenberg", voll Schmähungen gegen Luther. Hierauf durchwanderte er das südwestliche Deutschland und die angrenzende Schweiz, allenthalben im geheimen das Volk aufreizend, und der Same, den er ausstreute, fiel auf fruchtbaren Boden.

Allenthalben gärte es damals unter den Bauern. Einesteils lagen sie unter dem harten Druck der Leibeigenschaft, anderenteils waren auch sie von dem durch das ganze Volk hindurchgehenden Hang zum Wohlleben und Großthun angesteckt. So steigerte sich die Unzufriedenheit von Jahr zu Jahr. Da verbreiteten sich die Lehren der Reformation, und die Bauern säumten nicht, sie in ihrem Sinn auszulegen. Unter der christlichen Freiheit verstanden sie die Befreiung von Fronen und Abgaben, aus der Verwerfung der Klostergelübde und aus der Predigt vom allgemeinen Priestertum zogen sie die Folgerung, daß an Klöster und Geistliche nichts mehr zu bezahlen sei. Es wäre aber sehr unrecht, der Reformation die Schuld an dem Bauernaufruhr aufzubürden, denn nicht nur kam schon vor dem Auftreten Luthers die Unzufriedenheit der Bauern in einzelnen Aufständen zum Ausbruch, sondern es blieben gerade die Gegenden, in welchen die evangelische Lehre ungehindert durch den Druck päpstlich gesinnter Obrigkeiten und ungestört durch das schwärmerische Treiben Münzers und der Seinen verkündigt wurde, am meisten vor den Greueln des Bauernkriegs bewahrt. Daß es überhaupt zu gewaltsamen Ausbrüchen kam, dafür hat man neuerdings die Politik des bayrischen Kanzlers Leonhard Eck mit beachtenswerten Gründen verantwortlich gemacht (vgl. Vogt: „Die bayrische Politik im Bauernkrieg").

Der Aufruhr brach zu Anfang des Jahres 1525 im südwestlichen Deutschland aus. Die gemäßigtere Partei unter den Bauern gab ihren Forderungen in den zwölf Artikeln der Bauerschaft in Schwaben Ausdruck und sandte sie an Luther, mit der Bitte um ein Gutachten über dieselben. Er gab dasselbe in seiner „Ermahnung zum Frieden" noch im Januar 1525. Da die Gefahr beide für Gottes Reich und der Welt Reich so groß sei, sagt er, so müsse man ohne Ansehen der Person reden und raten. Dann fährt er fort: „Erstlich mögen wir niemand auf Erden danken solches Aufruhrs, denn euch Fürsten und Herren, sonderlich euch blinden Bischöfen, tollen Pfaffen und Mönchen, die ihr nicht aufhöret, wider das heilige Evangelium zu toben, dazu im weltlichen Regiment nicht mehr thut, denn daß ihr schindet und schätzet.

— Das sollt ihr wissen, liebe Herren, Gott schafft's also, daß man nicht kann, noch will, noch soll eure Wüterei in die Länge dulden. Ihr müßt anders werden und Gottes Wort weichen. Thut ihr's nicht durch freundliche, willige Weise, so müßt ihr's thun durch gewaltige und verderbliche Unweise. Thun's diese Bauern nicht, so müssen's andre thun. -- Es sind nicht Bauern, die sich wider euch setzen, Gott ist's selber, der setzt sich wider euch, heimzusuchen eure Wüterei. Auf daß ihr aber euch noch weiter versündigt, so fahen Etliche an und geben dem Evangelio die Schuld, sprechen, das sei die Frucht meiner Lehre. — Ihr und jedermann muß mir Zeugnis geben, daß ich mit aller Stille gelehret habe, heftig wider Aufruhr gestritten und zu Gehorsam und Ehre, auch eurer tyrannischen und tobenden Obrigkeit die Unterthanen vermahnt mit höchstem Fleiß, daß dieser Aufruhr nicht kann aus mir kommen, sondern die Mordpropheten, welche mir ja so feind sind als euch, sind unter diesen Pöbel kommen, und niemand so fast gewehret und widerstanden denn ich allein. — Wenn ich Lust hätte, mich an euch zu rächen, so möcht ich jetzt in die Faust lachen und den Bauern zusehen, oder mich auch zu ihnen schlagen und die Sachen helfen ärger machen, aber da soll mich mein Gott vor behüten, wie bisher." Er ermahnt sie dann, es zuerst gütlich mit den Bauern zu versuchen, „auf daß nicht ein Funk angehe und ganz Deutschland anzünde, daß niemand löschen könnte". „Den ersten Artikel der Bauern, da sie begehren das Evangelium zu hören und Recht, einen Pfarrer zu erwählen, könnt ihr nicht abschlagen mit einigem Schein. — Die andern Artikel, so leiblich Beschwerung anzeigen, sind auch billig und recht."

Dann wendet er sich an die Bauern und warnt sie, in dieser Sache, da es Leib und Seele gelte, allerlei Geistern und Predigern zu glauben. Wenn sie sich eine christliche Rotte oder Vereinigung nennen und dabei doch gegen Gottes Wort das Schwert nehmen und sich gegen die von Gott geordnete Obrigkeit auflehnen, so sei das ein Mißbrauch des Namens Gottes. Wenn jeder sich selbst rächen wollte, so bliebe keine Ordnung in der Welt, sondern eitel Mord und Blutvergießen. „Die Mordpropheten wollten durch euch gerne Herren in der Welt werden, und fragen nichts

danach, daß sie euch führen in Fahr Leibs, Guts, Ehre und Seele, beide zeitlich und ewiglich." Dann zeigt er aus der Schrift, daß gewaltsame Selbsthilfe dem Evangelium zuwider sei. Die rechte christliche Weise, vom Unglück frei zu werden, sei dulden und Gott anrufen. Er beleuchtet hierauf die ersten drei Artikel. Die Forderung, daß die Gemeinde das Recht haben soll, ihren Pfarrer zu wählen, billigt er im allgemeinen, wenn aber die Pfarrgüter von der Obrigkeit kommen, müsse man sich von dieser demütiglich einen Pfarrer erbitten; will die Obrigkeit nicht, so wähle die Gemeinde einen eignen und nähre ihn von ihren eignen Gütern. Den zweiten Artikel, welcher verlangt, daß die Zehnten dem Pfarrer und armen Leuten ausgeteilt werden, erklärt er für eitel Raub, da die Zehnten der Obrigkeit gehören. Desgleichen ist ihm die im dritten Artikel geforderte Aufhebung der Leibeigenschaft im Widerspruch mit der Schrift: „Das heißt christliche Freiheit ganz fleischlich machen." Die andern Artikel will er den Rechtsgelehrten befehlen. Zum Schluß spricht er aus, daß auf beiden Seiten nichts Christliches sei, beide fechten nur, um das Unrecht zu erhalten, darum sind, die erschlagen werden, ewiglich verloren, und Deutschland wird verwüstet werden. Er rät daher, aus dem Adel etliche Grafen und Herren und aus den Städten etliche Ratsherren zu Schiedsrichtern zu erwählen. „Ich aber will meinen Gott bitten, daß er euch beides Teils entweder vertrage und einige, oder gnädiglich verhindere, daß nicht nach eurem Sinne hinausgehe, wiewohl mir die schrecklichen Zeichen und Wunder, so diese Zeit her geschehen, einen schweren Mut machen, und sorge, Gottes Zorn sei zu stark angangen."

Inzwischen hatten unter den Bauern wildere Geister die Oberhand bekommen. Sengend und plündernd zogen sie umher; von Schwaben und Franken aus verbreitete sich der Aufstand auch nach Thüringen; von Mühlhausen aus schürte denselben Münzer, der wieder dorthin zurückgekehrt war, mit Pfeiffer. Erfurt öffnete den Bauern die Thore; in Wittenberg war man in Furcht vor Münzer; der Kurfürst lag im Sterben, die Obrigkeit war nicht gerüstet. In diesen Tagen der höchsten Gefahr, zu Anfang des Mai befand sich Luther zu Eisleben. Er reiste durch die von den

aufständischen Bauern erfüllten Gegenden und suchte durch sein Wort zu beruhigen. „Mitten unter ihnen bin ich gewesen und durch sie gezogen mit Gefahr Leibes und Lebens. Die Thüringischen Bauern habe ich selbst erfahren, daß, je mehr man sie ermahnet und lehret, je störriger, stolzer und toller sie wurden." Wie ernst er die Lage ansah, geht aus einem Brief vom 4. Mai hervor, in dem er schreibt: „Wohlan, komme ich heim, so will ich mich mit Gottes Hilfe zum Tode schicken und meiner neuen Herren, der Mörder und Räuber warten, — aber ehe ich wollte billigen und rechtsprechen, was sie thun, wollt ich eher hundert Hälse verlieren." Unter dem Eindruck dessen, was er in diesen Tagen gesehen hatte, schrieb er dann seine scharfe Schrift „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern." „Dreierlei gräuliche Sünden wider Gott und Menschen laden diese Bauern auf sich, daran sie den Tod verdienet haben an Leib und Seele mannigfaltiglich;" von diesem Satz geht er aus, nämlich daß sie den geschworenen Gehorsam brechen, daß sie rauben und plündern und daß sie solche schreckliche Sünde mit dem Evangelio decken. So rät er denn der Obrigkeit zum ersten zu bekennen, daß wir solches wohl verdient haben, danach demütiglich bitten wider den Teufel um Hilfe; dann soll man sich gegen die tollen Bauern zum Ueberfluß zu Recht und Gleichem erbieten, danach, wo das nicht helfen will, flugs zum Schwert greifen. Wer auf der Obrigkeit Seiten erschlagen wird, ist ein rechter Märtyrer vor Gott. „Und ob's gleich geschähe, daß die Bauern oblägen, denn Gott sind alle Dinge möglich, und wir nicht wissen, ob er vielleicht zum Vorlauf des jüngsten Tages, welcher nicht ferne sein will, wolle durch den Teufel alle Obrigkeit und Ordnung zerstören und die Welt in einen wüsten Haufen werfen; — so sterben doch mit gutem Gewissen, die in ihrem Schwertamt funden werden, und lassen dem Teufel das weltlich Reich und nehmen dafür das ewig Reich." Zu nachdrücklichem Einschreiten soll sich die Obrigkeit namentlich auch durch die Rücksicht auf die frommen Leute, welche die Bauern zu ihrem teuflischen Bunde zwingen, bewegen lassen. „Darum löset hie, rettet hie, helft hie, erbarmet euch der armen Leut; steche, schlage, würge hie wer da

kann. Bleibst du darüber tot, wohl dir, seligliceren Tod kannst du nimmermehr überkommen."

Es ist bekannt, wie der Aufstand der Bauern in ihrem Blute erstickt wurde. Die thüringischen Bauern hatten die Vermittelung, welche der Graf von Mansfeld versuchte, auf Münzers Anstiften zurückgewiesen und wurden von Landgraf Philipp von H.ssen und Herzog Georg von Sachsen am 15. Mai bei Frankenhausen geschlagen; Münzer und Pfeiffer wurden gefangen und hingerichtet. Gegen die überwundenen Bauern zeigte Philipp von Hessen und Johann, der an Friedrichs Stelle Kurfürst von Sachsen geworden war, möglichste Milde, während manche katholische Fürsten schonungslos gegen sie verfuhren. Ja dieselben, namentlich Georg von Sachsen, suchten den Bauernaufruhr gegen die evangelische Sache auszubeuten; Anhänger der Reformation, insbesondere evangelische Prediger wurden hingerichtet, als wären sie Aufrührer. Herzog Georg suchte auch den Kurfürsten Johann und den Landgrafen Philipp von Luther, als dem Urheber des Aufstandes, abzuziehen. Doch ohne Erfolg. Anderseits aber wurden gegen Luther damals, wie heute noch, wegen seiner scharfen Aeußerungen wider die Bauern bittre Klagen laut. Er rechtfertigte sich gegen dieselben in einem an den Mansfeldischen Kanzler Kaspar Müller gerichteten „Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern". Er geht hier auf den Unterschied zwischen Gottes Reich und Weltreich zurück; in jenem gelte die Barmherzigkeit, dieses aber sei ein Reich des Zornes. „Hat man Zorn verdient im weltlichen Reich, so leide man die Strafe oder bitte sie demütig ab." An dem Mißbrauch des Siegs von seiten der Herren sei sein Büchlein nicht schuldig, er wolle auch die wütigen Tyrannen nicht gelobt haben, die über die Maß grausam fahren mit den armen Leuten, sonderlich aber sich wider das Evangelium setzen und „mengen unsre Sach unter die Aufrührerischen. Aber sie werden bald auch ernten, was sie jetzt säen." Er habe nicht davon geschrieben, wie man es mit den Besiegten halten solle; denen solle man Gnad erzeigen, nicht allein den Unschuldigen, sondern auch den Schuldigen.

So hat Luther dem furchtbaren Sturm, welcher die zarte Pflanzung der evangelischen Kirche zu zerstören drohte, sich entgegen gestellt mit einem Mute, der sich nicht scheute, nach rechts und links das strafende Wort zu richten in unparteiischem Wahrheitsernste. So ferne ihm jede politische Berechnung lag, so hat er doch in einfältigem Gehorsam gegen das, was ihm als Gottes Wille fest stand, eben dasjenige ergriffen, was auch in politischer Hinsicht das einzig Richtige war, und so scharf seine Worte klangen, so flossen sie doch aus dem herzlichsten Erbarmen mit seinem armen verführten Volke. Darüber, was er von diesem Volke erwarten dürfe, hat ihn freilich der Bauernkrieg erst recht belehrt. Daß in der Kirche Christi der Herr Omnes nicht dürfe die Herrschaft haben, war ihm durch die Erfahrungen des Jahres 1525 klar geworden, und so sah er sich mehr und mehr dazu geführt, bei der Organisierung der neu sich bildenden Kirche vor allem auf die christliche Obrigkeit zu rechnen.

Zweites Kapitel.

Luthers Ehe und häusliches Leben.

Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.
Jos. 24, 15.

Wir haben gesehen, wie Luther die Verehelichung der Geistlichen billigte und die Verbindlichkeit der Klostergelübde verwarf, wie er aber selbst, trotzdem, daß viele seiner Ordensbrüder das Kloster verließen und sich verehelichten, dem Klosterleben treu blieb. Aus dem Jahr 1522 haben wir von ihm eine Predigt vom ehelichen Leben, in welcher er ausführt, daß dasselbe auf Gottes Gebot und Werk ruhe. In demselben Jahre gab er eine Auslegung von 1. Kor. 7, um zu zeigen, daß sich die Feinde des Ehestandes mit Unrecht auf dieses Kapitel berufen. Mehrere seiner Freunde verheirateten sich, so Lange in Erfurt, dann Bugenhagen, Pfarrer in Wittenberg, dessen Hochzeit Luther selbst anwohnte, im Oktober 1522, und Link, der frühere Provinzial des Augustinerordens, 1523. Einen andern Freund aus dem geistlichen Stande ermahnte Luther selbst, sich nicht durch Furcht vor

üblen Nachreden vom Eintritt in die Ehe abhalten zu lassen. Auch Mönche und Nonnen, welche die Klöster verließen, wandten sich vielfach an ihn. Er unterstützte sie aus eignen Mitteln wie durch Empfehlung an andre. Freilich machte er dabei auch betrübte Erfahrungen mit Mönchen, welche, „wie sie um des Fleisches willen ins Kloster gegangen, so nun aus dem nämlichen Grunde demselben entlaufen", und hatte darüber zu klagen, daß er viel Geld „mit ausgelaufenen Mönchen und Nonnen vernarren müsse"; im allgemeinen aber erblickte er in den sich mehrenden Austritten aus den Klöstern ein Zeichen davon, daß Gottes Werk weiter gehe. Um Ostern 1523 hatte, ohne Zweifel durch Luther veranlaßt, Leonhard Kopp, Ratsherr zu Torgau, mit Hilfe von zwei Bürgern aus dem Kloster Nimtzsch bei Grimma neun Nonnen, lauter Töchter angesehener Familien, entführt und sie nach Wittenberg gebracht; Luther veröffentlichte ein Schreiben an ihn: „Ursache und Antwort, daß Jungfrauen Klöster göttlich verlassen mögen". Er bekennt darin offen, daß er die Sache veranlaßt habe. Denn „was wir thun, das thun wir in Gott und scheuen uns des nicht am Licht"; und er hofft, daß durch diesen Vorgang manche von Adel werden ermutigt werden, ihre Kinder aus den Klöstern zu nehmen. Dann rechtfertigt er die That, indem er darauf hinweist, daß die Kinder zuvor selbst ihre Eltern und Freundschaft gebeten haben um Hilfe herauszukommen. Es sei ihnen aber abgeschlagen worden und sie von jedermann verlassen gewesen, so daß es eine Pflicht christlicher Liebe gewesen sei, ihre Seelen und Gewissen zu retten. Leider stoße man ja die Kinder, sonderlich das schwache Weibervolk in die Klöster, wo das Evangelium selten gehöret werde, und werden doch in den höchsten Kampf gestellt, nämlich um die Jungfrauschaft zu streiten, da kaum diejenigen bestehen, die mit Gottes Wort gerüstet und mit hoher Gnade erhaben sind. „Oder unbarmherzigen Eltern und Freunde, die mit den Ihren so gräulich und erschrecklich fahren." Gott wolle keinen gezwungenen Dienst. Aber unter tausend Nonnen sei kaum eine, die fröhlich und mit Lust ihren Gottesdienst thue. Weil nun solch Gelübde ohne Lust und Geist geschieht, so achtet es Gott nicht. Ferner sei die Gabe der Keuschheit nicht so allgemein; die Weibspersonen seien geschaffen, Kinder zu gebären, und nur Gott selbst, nicht unser Gelübd oder freier Wille könne ihnen eine andre Bestimmung geben. Ein Gelübde sei nur dann zu halten, wenn es in unsrer Macht stehe. Jungfräuliche Keuschheit aber sei eine besondere Gabe, die man nicht geloben könne. Auch dürfe man nicht aufs Gebet verweisen, denn ich darf Gott nicht versuchen. — Schließlich erwidert er auf die Einrede, daß es ärgerlich sei, wenn Klosterleute in die Ehe treten, und daß man der schwachen Gewissen schonen solle: „Ich soll der schwachen Gewissen schonen, soferne es ohne Fahr meiner Seele geschehen mag, wo nicht, so soll ich meiner Seele raten, es ärger' sich dran die ganze Welt oder halbe Welt." Luther suchte für diese Nonnen da und dort Unterkunft, bat auch Spalatin, am Hofe Geld zu ihrem Unterhalte zu ersammeln. Auch aus andern Klöstern geschahen solche Entweichungen. So war eine Klosterjungfrau zu Eisleben, welche in ihrem sechsten Jahr von ihren Eltern ins Kloster gebracht worden war. Schon im vierzehnten Lebensjahr fühlte sie sich nicht geschickt zu diesem Stand, wurde aber im Kloster zurückgelassen. Als sie später sich an Luther um Rat wendete, wurde dieser Schritt verraten, und sie hatte deshalb harte Mißhandlungen zu erdulden. Ein mißlungener Fluchtversuch brachte neue Peinigungen, bis es ihr endlich doch gelang, zu entkommen. Luther hat diese von ihr selbst beschriebene Geschichte nebst einem von ihm verfaßten Sendschreiben an die Grafen von Mansfeld veröffentlicht.

Er selbst legte die Mönchstracht erst am 9. Oktober 1524 ab. Seine Kutte war abgetragen, der Kurfürst schenkte ihm ein Stück Tuch, daraus ließ er sich statt einer Kutte einen Rock machen. Das klösterliche Zusammenleben der Augustiner in Wittenberg hatte aufgehört. Luther wohnte mit nur einem Genossen im Kloster, es fehlte an allen Bequemlichkeiten, ein ganzes Jahr lang hatte er niemand, der ihm das Bett machte. Aber noch dachte er nicht an Verheiratung. Argula von Grumbach (geb. v. Staufen), eine treue Freundin der Reformation, hatte ihn dazu gemahnt, er aber ließ ihr durch Spalatin am 30. November 1524 antworten: „Wie mein Herz bis daher gestanden und noch stehet, wird nichts

daraus werden, daß ich ein Weib nehmen soll, — weil ich täglich den Tod erwarte und das wohlverdiente Urteil eines Ketzers." — Wie muß es uns nach solchen Aeußerungen überraschen, in jenem Briefe, den er mitten unter den Schrecken des Bauernkriegs am 4. Mai 1525 schrieb, die Worte zu lesen: „Kann ich's schicken dem Teufel zum Trotz, will ich meine Käthe noch zur Ehe nehmen, ehe denn ich sterbe." Diese Käthe war eine jener neun aus Nimtzsch entwichenen Nonnen, Katharina von Bora, geb. den 20. Januar 1499 und schon 1509 ins Kloster verbracht.

Nach ihrer Flucht brachte sie Luther bei dem Stadtschreiber Reichenbach in Wittenberg unter. Von einer Zuneigung zu ihr war damals keine Rede. „Wenn ich vor dreizehn Jahren hätte freien wollen," so äußerte Luther nochmals in seinen Tischreden, „so hätt' ich Eva Schönfeldin (auch eine jener neun Nonnen) genommen. Meine Käthe hatte ich dazumal nicht lieb, denn ich hielt sie verdächtig, als wäre sie stolz und hoffärtig." Sie mußte aber die Demütigung erfahren, daß Hieronymus Baumgärtner, aus edlem Nürnberger Geschlecht, der während seines Aufenthalts in Wittenberg eine von ihr erwiderte Neigung zu ihr gefaßt hatte, sich bald darauf in seiner Vaterstadt mit einem reichen Mädchen verlobte. Luther gedachte sie nun an Dr. Glatz, Pfarrer in Orlamünde, zu verheiraten; sie aber erklärte dem Amsdorf, als dieser im Mai 1525 von Magdeburg aus bei Luther zum Besuch war, daß sie zu dieser Ehe sich nicht entschließen könne, wohl aber bereit wäre, mit ihm oder mit Luther selbst sich zu verehelichen. Im April gab dann Luther dem Spalatin, indem er ihn aufforderte, sich zu verheiraten, die Andeutung, daß er selbst ihm möglicherweise hierin noch zuvorkommen könnte, und als er dem Erzbischof Albrecht von Mainz den Gedanken nahelegte, nach dem Vorbild seines Verwandten, des Albrecht von Preußen, sich zu verehlichen und sein Fürstentum in ein erbliches zu verwandeln, da ließ er demselben am 3. Juni sagen: „Wo meine Ehe seiner Kurfürstl. Gnaden eine Stärkung sein möchte, wollt ich gar bald bereit sein, Sr. Gnaden zum Exempel vorher zu traben, nachdem ich doch sonst im Sinne bin, ehe ich aus diesem Leben scheide, mich in dem Ehestande finden zu lassen."

Man fragt sich, warum Luther in dieser Sache auf einmal so ganz andern Sinnes geworden sei. Er mußte sich ja sagen, daß seine Verehelichung nicht nur seinen Feinden und zwar den Karlstadtschen und Münzerschen Schwärmern ebenso wohl als den Anhängern Roms Anlaß zu Spöttereien und Verleumdungen geben, sondern daß sie auch seinen Freunden bedenklich erscheinen werde. So sagte H. Schurf: „Wenn dieser Mönch ein Weib nimmt, wird alle Welt und der Teufel selbst lachen und jener wird sein ganzes bisheriges Werk zunichte machen." Wenn er sich nun doch von jenem Schritt nicht abhalten ließ, so muß er starke Gründe gehabt haben, denselben zu thun. Daß leidenschaftliche Liebe zu Katharina ihn bewogen habe, können wir nach seinen eignen Aeußerungen wie nach unsrer ganzen Kenntnis seines Charakters nicht annehmen, wenn auch einzelne Gegner wie Erasmus dies glauben machen wollen, indem sie ohne Grund von einer wunderbaren Schönheit der Katharina reden. Er deutet selbst darauf hin, daß neben dem natürlichen Begehren nach dem Ehestand besonders die Absicht für ihn bestimmend war, seine Lehre von der Gottgefälligkeit der Ehe durch die That zu bestätigen und die durch seinen eigenmächtigen Eintritt in den Mönchsstand begangene Verfehlung gegen seine Eltern wieder gut zu machen. An seinen Freund Amsdorf schreibt er unmittelbar nach erfolgter Verheiratung: „So hab' ich auch diesen letzten Gehorsam meinem Vater, der solches von mir begehret, in der Hoffnung, Gott werde mir Kinder bescheren, nicht wissen abzuschlagen. Zugleich wollt ich durch mein Beispiel bestätigen, was ich gelehrt habe, da ich finde, daß viele bei so hellem Licht des Evangeliums doch noch kleinmütig sind. So hat es Gott gewollt und gethan. Ich bin weder verliebt noch brünstig; doch liebe ich mein Weib," und in seinen Tischreden sagt er: „Das hatte ich bei mir beschlossen dem Ehestand zu Ehren. Wenn ich unversehens hätte sollen sterben oder jetzt auf dem Totenbett wäre gelegen, so wollte ich mir haben lassen ein frommes Mägdlein ehelich vertraun." Daß aber seine Wahl gerade auf Katharina von Bora fiel, dazu mag neben andern auch das Mitleid mitgewirkt haben. „Gott hat es also gewollt, daß ich der Verlassenen mich erbarme," äußerte er später.

Nachdem der Entschluß gefaßt war, zögerte er nicht lange mit der Ausführung. Er wollte die Einreden seiner Freunde abschneiden, indem er sie mit der vollendeten Thatsache überraschte. Auf den Abend des 13. Juni lud er einige Bekannte in sein Haus zu Tische, nämlich die beiden Geistlichen Bugenhagen und Jonas, den Maler Lukas Kranach und dessen Frau, sowie den früheren Domherrn Dr. Apel, welcher auch eine ehemalige Nonne geheiratet hatte. In ihrem Beisein schloß er seine Ehe mit Katharina, wobei nach Melanchthons ausdrücklichem Bericht die üblichen Gebräuche verrichtet wurden. Daß darunter auch die kirchlichen Gebräuche der Eheschließung zu verstehen sind, dafür spricht sowohl der von Melanchthon gebrauchte griechische Ausdruck, als die Anwesenheit der beiden städtischen Geistlichen. Am folgenden Morgen gab Luther den Zeugen seiner Trauung noch eine Mahlzeit. Da es ihm aber darum zu thun war, seiner Verehelichung die größtmögliche Oeffentlichkeit zu verleihen, so sollte auch ein feierliches Hochzeitmahl nicht fehlen. Dasselbe wurde jedoch, weil auch entfernt Wohnende geladen werden sollten, erst auf den 27. Juni bestimmt. Unter den Geladenen waren auch seine Freunde in Mansfeld und insbesondere sein „lieber Vater und Mutter". Die „löbliche Universität der kurfürstlichen Stadt Wittenberg" verehrte Luther „und seiner Jungfrau Käthe von Bora" als Brautgeschenk einen silbernen Becher, der jetzt Eigentum der Universität Greifswalde ist. Daß Luthers Verheiratung von seinen Gegnern benutzt wurde, um ihm und seiner Sache zu schaden, kann uns nicht wundern. Dieselben schämten sich nicht, ehrenrührige Nachreden daran zu knüpfen, welche, obwohl ihre Grundlosigkeit nachgewiesen ist, doch bei katholischen Schriftstellern immer wieder auftauchen. Auch Luthers Freunde waren über seinen raschen Schritt bedenklich, namentlich konnte sich Melanchthon schwer darein finden, daß er „in dieser unglücklichen Zeit, wo alle fromme und rechtschaffene Männer an allen Orten Leid tragen, sich über dieses gegenwärtige Unglück nicht nur nicht zu betrüben, sondern sich um dasselbe gar nicht zu bekümmern" schien. Er meinte, Luther selbst sei gedrückt, und wir können uns ja wohl vorstellen, daß es dem früheren Mönch in seinem schon ziemlich

vorgerückten Alter nicht ganz leicht geworden sein mag, sich im Ehestande zurecht zu finden. Allein deswegen blieb er doch fest in der Ueberzeugung, daß er nach Gottes Willen in diesen Stand eingetreten sei, und die Bedenken seiner Freunde so wenig als die Lästerungen seiner Feinde konnten ihn in dieser Ueberzeugung irre machen. „Wenn die Welt sich nicht an uns ärgerte," schreibt er an einen Freund, „so würde ich mich an ihr ärgern und fürchten, was wir thun, sei nicht von Gott." Er hatte auch später nie Ursache, weder den Schritt, den er gethan, noch die Wahl, die er getroffen, zu bereuen. Das Verhältnis zu seiner Käthe hatte nach der Heirat so wenig als vorher irgend etwas Schwärmerisches oder Romantisches an sich. Der in so ernsten Kämpfen gestählte, mit so vieler Arbeit überhäufte Mann konnte das nicht sein, was man gewöhnlich einen zärtlichen oder aufmerksamen Ehemann nennt. Die Ehe war ihm kein Kapua, in welchem er der hohen Aufgaben seines Berufes vergessen, und seine Käthe keine Delila, die ihm Kraft und Mut zu dem ihm verordneten Kampfe geraubt hätte. Nüchtern und dabei doch innig faßte er sein Verhältnis zu ihr auf. Weder gegen die eignen Fehler noch gegen die seiner Frau blind, durfte er doch bezeugen, er höre viel größere Fehler und Gebrechen allenthalben unter Eheleuten, denn an ihr funden würden. Wiederholt äußerte er, er preise sich glücklich, daß ihm Gott eine für ihn so passende, bescheidene und kluge Ehefrau geschenkt habe, die es so fein verstehe, für seine Gesundheit zu sorgen, sich in seine Gemütsart zu schicken und seine Fehler und Gebrechen mit Sanftmut zu ertragen. „Sie ist mir folgsam und in allen Dingen willfährig und, Gott sei Dank, mehr nütze, als ich zu hoffen gewagt hätte, so daß ich meine Armut nicht mit den Schätzen des Krösus vertauschen möchte," schreibt er nach dem ersten Jahre seiner Ehe; später rühmt er in den Tischreden: „Mir ist, gottlob, wohl geraten, denn ich habe ein fromm, treu Weib, auf welches sich des Mannes Herz verlassen darf."

Als er 1537 dem Tode nahe zu sein meint, läßt er seine Käthe grüßen, die mit ihm zwölf Jahre in Friede und Freude gelebt habe, und gibt ihr das Zeugnis: „Sie hat wie ein frommes Weib nicht allein meiner treulich gepflegt und gewartet, sondern

mir auch wie eine Magd gedienet. Gott vergelte es ihr an jenem Tage.“ Wie hoch er seine „herzliebe“ Hausfrau zu schätzen wußte, geht auch daraus hervor, daß er in den Briefen an seine Freunde sie häufig erwähnt, über ihr Befinden berichtet, Grüße von ihr meldet und sie dabei wohl auch mit mancherlei scherzhaften Namen bezeichnet, z. B. „meine Herrin, meine Gebieterin, meine Rippe“. Als entschlossene, thatkräftige Frau scheint sie in häuslichen Angelegenheiten gerne das Regiment geführt zu haben, weshalb sie Luther „mein gnädiger Herr Käthe“ betitelt.

Es war aber auch nötig, daß sie mit praktischem Verstand und rüstiger Geschäftigkeit das Hauswesen in Ordnung hielt. Weder Luther noch seine Frau besaß Vermögen, dabei bezog er für seine Vorlesungen so wenig ein Honorar als für seine Schriften, denn, sagte er, er wolle seine Gaben nicht verkaufen; auch sein Predigtamt richtete er unentgeltlich aus. Sein ordentliches Einkommen belief sich bis zu seiner Verheiratung neben einigen Naturalbezügen auf jährlich nur 100 Gulden; von da an auf 200, und erst 1536 wurden ihm weitere 100 Gulden zugelegt. Dabei konnte er, der für andre so oft als Fürsprecher bei seinem Fürsten sich verwendete, bezeugen: „Ich habe noch nie meinen Herrn in Sachsen um einen Pfennig gebeten.“ Ja wenn ihm, was nicht selten geschah, vom Kurfürsten Geschenke zugeschickt wurden, so war es ihm drückend. So schreibt er an den Kurfürsten Johann, der ihm Tuch zu Kleidern geschenkt hatte: „Ich hab leider mehr, sonderlich von Euer Kurfürstlichen Gnaden, denn ich im Gewissen vertragen kann. Mir gebühret auch als einem Prediger nicht Ueberfluß zu haben, begehr es auch nicht. Darum ich auch Euer Kurfürstlichen Gnaden allzu milde und gnädige Gunst also spür, daß ich mich gleich fürchte. Zudem wollte ich auch nicht gerne Euer Kurfürstlichen Gnaden beschwerlich sein. Demnach, wiewohl es zu viel wäre gewest an dem lederfarben Tuch, auf daß ich aber Euer Kurfürstlichen Gnaden dankbar sei, will ich Euer Kurfürstlichen Gnaden zu Ehren den schwarzen Rock tragen, wiewohl er mir doch ja zu köstlich ist. Bitte derhalben, Euer Kurfürstliche Gnaden wollten harren, bis ich selber klag und bitte, auf daß ich durch solch Zuvorkommen nicht scheu werde, für andre zu bitten, die viel würdiger sind solcher

Gnaden.“ Auch von andern Seiten, wie z. B. vom Könige von Dänemark, erhielt Luther hin und wieder Geschenke. Dabei war er aber von unbegrenzter Freigebigkeit und großartiger Sorglosigkeit in Beziehung auf Oekonomisches. Für Notleidende jeder Art hatte er eine allezeit offene Hand, so daß er einst sogar seines Kindes Patengeld angriff, um einem Armen zu helfen. „Gott ist reich, er wird andres bescheren,“ sprach er. Insbesondere nahm er sich aus den Klöstern entflohener Mönche und Nonnen an, um ihnen ein Unterkommen zu verschaffen. Er wurde so überlaufen, daß er dem Magistrat von Wittenberg schrieb: „Ihr wisset, daß meines Gebens viel und täglich ist, daß ich nicht kann alles erschwingen.“ Dabei konnte es an schlimmen Erfahrungen nicht fehlen. „Böse Buben haben mich witzig gemacht,“ bemerkt er darüber. Gastfreundschaft übte er in ausgedehntem Maße. Häufig hatte er Fremde bei Tische, hohe Herren neben armen Studenten. Auch vornehme Damen, wie die Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg, Luthers Gevatterin, und die Herzogin Ursula von Münsterberg, eine Verwandte des Herzogs Georg von Sachsen, welche aus dem Kloster zu Freiburg entwichen war, hielten sich zeitweise in Luthers Hause auf. Ganz zur Familie gerechnet wurde „Muhme Lene“, eine Tante von Luthers Frau, die mit ihr Nonne gewesen war. Zu längerem Aufenthalt fanden sich nähere und entferntere Bekannte und Anverwandte der Frau nicht selten im Hause ein, ja auch Gegnern öffnete sich die gastliche Thüre. So hielt sich Karlstadt, als er Rothenburg hatte verlassen müssen und ihm „die ganze Welt zu eng war“, längere Zeit in Luthers Haus verborgen. Daraus erwuchsen für Frau Käthe nicht geringe Aufgaben und es ist nicht zu verwundern, daß Luther Veranlassung hatte, vor dem Sorgengeiste sie zu warnen und sie anzuhalten, daß sie über den Haushaltungsgeschäften das Bibellesen nicht versäume. Ihre Thätigkeit erstreckte sich auf Gebiete, von denen eine Frau Professorin unsrer Tage kaum eine Ahnung hat. Nicht nur hielt sie, was damals in den Häusern akademischer Lehrer häufig der Fall war, einen Kosttisch für Studierende, sondern sie braute auch ihr Bier selbst und machte sich mit Landwirtschaft viel zu schaffen. Zu drei Gärten, welche Luther in Wittenberg besaß, und in welchen

neben Küchengewächsen u. dergl. auch Hopfen gebaut wurden, kaufte er auf den Wunsch seiner Käthe ein Landgütchen in Zulsdorf, das sie mit besonderer Vorliebe bewirtschaftete. Sie besaß ein Gespann Pferde; auch hielt sie eine größere Zahl von Schweinen, an deren Einkauf sie sich persönlich beteiligt zu haben scheint, so daß sie ihr Mann in einem Briefe als „Zulsdorferin, Säumärkterin und was sie mehr sein kann" anredet. So gelang es ihr, die ökonomischen Verhältnisse des Hauses allmählich zu bessern, und wenn auch vorübergehende Geldverlegenheiten selbst zur Verpfändung der silbernen Ehrenpokale nötigten, so wußte sie doch durch ihre kluge Wirtschaft eigentliche Not ferne zu halten, ja mit der Zeit ein kleines Haus zu Wittenberg und einigen Grundbesitz zu erwerben. Auch der Stolz einer deutschen Hausfrau, ein Vorrat von Leinwand in zierlichem Schrein, nebst silbernem und goldenem Schmuck fehlte nicht.

Sechs Kinder hat Käthe ihrem Ehemann geschenkt, von denen eines, die am Ende des sorgenvollen Jahres 1527 geborne Elisabeth, nur wenige Monate alt wurde, Magdalena im dreizehnten Lebensjahre 1542 starb, während die anderen, drei Söhne und eine Tochter, den Vater überlebten. Der Erstgeborne, Johannes, starb 1545 als Doktor der Rechte in Königsberg; Martin starb 1565, 34 Jahre alt, und der jüngste Sohn Paulus, der an verschiedenen Höfen Leibarzt war, lebte bis 1592. Die Tochter Margarete endlich, eine verehlichte von Kulheim, starb 1570.

Im Kreise seiner Familie offenbarte sich die ganze Herzlichkeit des großen Mannes. Hier suchte er seine Erholung von den Geschäften und Kämpfen, deren sein Leben voll war. In seinen Tischreden wiederholt sich gar oft das Lob des häuslichen Lebens. „Die Welt," sagt er, „hat keinen lieblicheren und freundlicheren Schatz auf Erden, denn den heiligen Ehestand." Im Lobe dieses Standes will er bleiben und sterben. Und je mehr er auch die „Beschwerung" des häuslichen Lebens zu erfahren bekam, desto zarter und inniger wurde seine Liebe zu den Seinen. Nach dem Tode seines Töchterleins Elisabeth schrieb er: „Mein Töchterlein, die kleine Elisabeth, ist gestorben. Es ist wunderbar, wie krank, fast nach Weiberart, mein Herz ist; so jammert mich ihrer. Ich

hätte zuvor nie geglaubt, daß der Väter Herz gegen ihre Kinder so weich werden könne;" und als er selbst fern von den Seinen dem Tode nahe gewesen und dann wieder genesen war, äußert er: „Ich meinte, ich würde Weib und Kinderlein nicht mehr sehen; wie wehe that mir solche Sonderung und Scheidung! — Weil ich aber nun wieder gesund bin worden von Gottes Gnaden, so hab ich mein Weib und Kinderlein desto lieber. Keiner ist so geistlich, der solche angeborne, natürliche Neigung und Liebe nicht fühlet." Er, vor dessen Wort sich Könige und Erzbischöfe fürchteten, wußte in kindlicher Weise mit Kindern zu reden. Aber nicht die bloß natürliche Zärtlichkeit eines Vaters sehen wir bei ihm. Er betrachtete seine Kinder als fürs Himmelreich bestimmt. Daher war ihm die Taufe derselben eine Sache von höchster Wichtigkeit, wie aus den Briefen hervorgeht, in welchen er Freunde und Bekannte bat, Patenstelle bei seinen Kindern zu übernehmen und behilflich zu sein, „damit sie aus der alten Art Adams zur neuen Geburt Christi durch das heil. Sakrament der Taufe kommen und Glieder der Christenheit werden möchten." Als die Kinder heranwuchsen, ergötzte er sich an ihrem Thun und Treiben und fand in demselben manches Zeugnis für die Wahrheiten des Glaubens. Wenn er sah, wie sie sich zankten und bald wieder vertrugen, so freute er sich, daß ihr Leben eitel Vergebung der Sünden sei. Daß sie das Wort ohne Disputieren schlechthin glauben und in ihrer Einfalt gelehrter seien als wir, rühmt er als einen Vorzug der Kinder „vor uns alten Narren". Als seine Kinder begierig nach dem Obst auf dem Tische sahen, sprach er: „Wer da sehen will das Bild eines, der sich auf Hoffnung freuet, der hat hier ein recht Kontrafakt. Ach daß wir den jüngsten Tag so fröhlich in Hoffnung könnten ansehen!" „Die Kinderlein haben so feine Gedanken von Gott, daß er im Himmel ihr Gott und lieber Vater sei," spricht er, nachdem er mit seinem Töchterlein vom heil. Christ geredet; und zu seinem Söhnlein sprach er: „Du bist unsres Gottes Närrichen, unter seiner Gnaden und Vergebung der Sünden, nicht unter dem Gesetz, du fürchtest dich nicht, bist sicher und bekümmerst dich um nichts;" ja so glücklich schien ihm die Kindheit, daß er beim Anblick seines kleinen Martin seufzte: „Ich wollte,

daß ich in des Kindes Alter gestorben wäre, da wollt' ich alle Ehre um geben, die ich habe und noch bekäme in der Welt." Eben wegen ihrer Hilfsbedürftigkeit waren ihm die kleinsten Kinder am liebsten und ein Abbild dessen, was wir Menschen Gott gegenüber sind. „Mein Martinchen ist mein liebster Schatz. Solche Kinderlein bedürfen der Eltern Sorge und Liebe wohl, daß ihr fleißig gewartet wird. Hänsichen, Lenchen, Paulchen können nun reden, bedürfen solche Sorge so groß nicht." Da er sein Martinchen auf die Schoß nahm und von demselben verunreinigt ward, sprach er: „O wie muß unser Herr Gott so manch Murren und Gestank von uns leiden, viel mehr denn eine Mutter von einem Kinde." Und als dasselbe Kind seine Puppe schön zu kleiden sich bemühte, sprach er: „Also wären wir im Paradies gesinnet gewest, schlecht, einfältig, aufrichtig ohne alle Bosheit und Heuchelei, und wäre rechter Ernst gewest, wie dies Kind von Gott redet und ist des gewiß. Darum sind solche natürliche Possen und Scherze die allerbesten an Kindern, das sind die lieblichsten Närrlin. Kinderlin sind die schönsten Spielvögel, die reden und thun alles einfältig von Herzen und natürlich." Allgemein bekannt, aber immer wieder erbaulich zu lesen ist jener köstliche Brief, den er, während zu Augsburg die Geschicke der evangelischen Kirche entschieden wurden, von der Feste Koburg aus an sein vierjähriges Söhnlein Johannes schrieb: „Gnad und Friede in Christo, mein liebes Söhnichen. Ich sehe gern, daß du wohl lernest und fleißig betest. Thu also, mein Söhnichen und fahre fort. Wenn ich heimkomme, so will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldne Röcklein an und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlein mit gülden Zäumen und silbern Sätteln. Da fragt ich den Mann, des der Garten ist, wes die Kinder wären. Da sprach er: Es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: „Lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänsichen Luther, möcht er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Aepfel und Birn essen möchte und solche feine Pferdlein reiten und mit diesen

Kindern spielen?" Da sprach der Mann: Wenn er gern betet, lernet und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen. — — — Darum liebes Söhnlein Hänsichen, lerne und bete ja getrost und sage es Lippus und Josten auch, daß sie lernen und beten; so werdet ihr mit einander in den Garten kommen. Hiemit sei dem allmächtigen Gott befohlen und grüße Muhme Lene und gib ihr einen Kuß von meinetwegen. Dein lieber Vater Martinus Luther."

Am rührendsten aber offenbarte sich Luthers Liebe zu seinen Kindern und zugleich seine demütige Ergebung in den Willen Gottes beim Tode seines Töchterleins Magdalena. „Ich habe sie sehr lieb; aber lieber Gott, da es dein Wille ist, daß du sie dahin nehmen willst, will ich sie gern bei dir wissen," sprach er, als die Krankheit sich zum Tode wendete. Dann redete er zu dem Kinde: „Magdalenichen, mein Töchterlein, du bleibest gerne hier bei deinem Vater und zeuchst auch gerne zu jenem Vater!" Sie antwortete: „Ja, herzer Vater, wie Gott will." Da sprach der Vater: „Du liebes Töchterlein, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach," und sich umwendend: „Ich hab sie ja sehr lieb. Ist das Fleisch so stark, was wird denn der Geist sein?" Als nun ihr Stündlein kam, kniete er am Bette nieder, weinte bitterlich und betete um ihre Erlösung. Da entschlief sie in seinen Händen. Als sie im Sarge lag, sprach er: „Ach du liebes Lenchen, wie wohl ist dir geschehen! Du wirst wieder auferstehen und leuchten wie ein Stern, ja wie die Sonne." Zu denen, die ihm ihr Beileid bezeugten, sprach er: „Ich habe einen Heiligen gen Himmel geschickt, ja einen lebendigen Heiligen. O hätten wir einen solchen Tod! einen solchen Tod wollt ich auf diese Stunde annehmen." Und hinwiederum: „Ich bin froh, daß sie hinüber ist; keine Traurigkeit ist da denn die des Fleisches." Seine Frau aber tröstete er mit den Worten: „Liebe Käthe, bedenke doch, wo sie hinkömmt; sie kömmt ja wohl. Aber Fleisch und Blut fleischert und bluter, thut wie seine Art, der Geist lebet und ist willig. Bei den Kindern ist es alles einfältig, sterben ohne Schmerzen und Angst, ohne Anfechtung des Todes, ohne Schmerzen am Leibe, gleich wie sie entschlafen."

Es war, als ob die Erinnerung an seine eigne, durch die

Härte von Eltern und Lehrern verdüsterte Jugend ihn bewegte, seine Freundlichkeit in vollem Maße seinen Kindern zuzuwenden. Er wollte der Jugend ihre natürliche Fröhlichkeit nicht verkümmern. „Ein junger Mensch," sprach er, „ist wie ein neuer Most, der läßet sich nicht halten, muß gären und übergehen, will sich immer sehen lassen und etwas sein vor andern." Dennoch war er weit entfernt, dieselben zu verhätscheln, und ließ es am nötigen Ernst nicht fehlen. Namentlich sein Erstgeborner, Johannes, scheint ihm viel Sorge gemacht zu haben. „Wie werden die Kinder verderbet," ruft er aus, „wenn man ihnen ihren Willen läßet und strafet sie nicht! Darum will ich, daß man meinem Hans nichts lasse gut sein; ich scherze auch nicht so viel mit ihm als mit meiner Tochter." Einst wollte er diesen Sohn drei Tage lang nicht vor sich kommen lassen, bis er für ein Vergehen Abbitte leistete. „Ich wollte lieber einen toten, denn einen ungezogenen Sohn haben," antwortete er, als seine Frau und einige Freunde Fürbitte einlegten, und fügte hinzu: „Wir Prediger sind darum so hoch gesetzt, daß wir andern ein gut Exempel geben sollen, aber unsre ungeratene Kinder ärgern andre, so wollen die Buben auf unsre Privilegia sündigen. — Darum muß man ihn strafen und gar nicht durch die Finger sehen." Da ihm die Zeit fehlte, sich des Unterrichts und der Erziehung seiner Kinder so anzunehmen, wie er gewünscht hätte, so hielt er ihnen eine Zeitlang einen Hauslehrer. Es scheint aber, als ob die Mutter den ältesten Sohn zu nachsichtig behandelt und seine Streiche dem Vater verheimlicht hätte, wenigstens klagt Luther: „Wenn sie gleich oft sündigen und allerlei Buberei treiben, so erfahre ich's doch nicht, man zeiget mir nichts an, sondern man hält's heimlich vor mir." Darum wollte er ihn unter eine genauere Aufsicht stellen und vertraute ihn dem Rektor Krodel in Torgau an. Als Magdalenchen erkrankt war und ihren Bruder zu sehen begehrte, schickte Luther einen Wagen nach Torgau, um ihn holen zu lassen, wobei er mit großer Zartheit an Krodel schrieb, er möge dem jungen Menschen den wahren Grund verschweigen. So war denn Johannes bei dem Sterben des Schwesterchens anwesend. Als er aber, nach Torgau zurückgekehrt, dem Schmerz sich allzusehr überließ und heimzukehren wünschte, drang der Vater darauf, daß

er diese weibische Weichlichkeit überwinde, sich an die Ertragung des Uebels gewöhne und im Gehorsam ruhig weiter studiere.

Auch seinen Dienstboten gegenüber erwies er sich als gütiger Hausherr, hielt aber dabei auf christliche Zucht im Hause. Er wußte, wie Aergernisse, die in seinem Hause vorkommen, von seinen Gegnern ausgebeutet werden. Daher sprach er sich sehr entrüstet aus, als eine liederliche Dienstmagd seinem Hause Schande machte. Dagegen ist er wahrhaft väterlich dafür besorgt, daß sein mehrjähriger treuer Diener Johann bei seinem Abgange gebührend bedacht werde. „So greif dich nun hier an," schreibt er seiner Frau von Torgau aus, und laß an einem solchen frommen Gesellen auch nicht mangeln, da du weißest, daß es wohl angelegt und Gott gefällig ist. Ich weiß wohl, daß wenig da ist, aber ich gäbe ihm gerne zehn Gulden, wenn ich sie hätte. Aber unter fünf Gulden sollst du ihm nicht geben. Denke, wo du es kriegest. Gott wird wohl andres geben, das weiß ich."

Besonders vertraut war er mit seinem Famulus, Wolfgang Sieberger. Er übte sich mit demselben im Drechseln, äußerte sich mit gutmütigem Humor über dessen Schläfrigkeit und verfaßte, als derselbe einst einen Vogelherd anlegte, eine scherzhafte Klagschrift der „frommen, ehrbaren Vögel" wider denselben.

Die Lebensweise Luthers war eine sehr einfache. Er bewohnte auch nach seiner Verheiratung das alte Augustinerkloster, nachdem der letzte Mönch eine Pfarrei übernommen hatte. In diesem Umstand spiegelt sich in bezeichnender Weise die Eigentümlichkeit der lutherischen Reformation, welche die alten Formen nicht niederreißt, sondern sie von innen heraus mit neuem Geist und Leben zu erfüllen bemüht ist. Dort wird heute noch die Wohnstube der Familie als Lutherstube gezeigt. Das Arbeitszimmer des Reformators befand sich an der Rückseite des Hauses in einem Vorbau, unter welchem ein Wassergraben durchlief. Seine Kleidung war einfach; das vom Kurfürsten ihm je und je geschenkte Tuch dünkte ihm zu „köstlich"; seine Beinkleider flickte er mitunter mit eigner Hand. Dennoch wußten ihm ein Münzer und seine Genossen auch seine Kleidung zum Vorwurf zu machen, insbesondere daß er eine rote Einfassung oben am Hemde trug, nahmen

sie ihm übel. Nicht minder verdächtigten sie ihn in Beziehung auf Essen und Trinken, als ob das „sanftlebende Fleisch in Wittenberg“ dem Wohlleben ergeben wäre; und bis auf den heutigen Tag pflanzt sich in der Tradition mancher geselligen Kreise das Bild Luthers als eines Lebemanns fort. Dies stimmt aber keineswegs mit der geschichtlichen Wahrheit. „Er war von Natur von wenigem Essen und Trinken,“ bezeugt Melanchthon, „daß ich mich sein oft verwundert habe, dieweil er doch nicht klein noch schwach von Leibe war. Ich habe gesehen, daß er zuzeiten in vier ganzen Tagen, wenn er schon gesund war, nichts gegessen und getrunken hat. So habe ich auch sonst oft gesehen, daß er täglich nur mit wenig Brot und einem Hering begnügt gewesen, und das zuzeiten viel Tage lang.“ Aber er machte kein Aufheben mit seiner einfachen Lebensweise, sondern nach dem Wort des Herrn: „Wenn du fastest, so salbe dein Haupt,“ war er dabei fröhlichen Muts. „Kann mir unser Herr Gott das schenken,“ sagte er, „daß ich ihn wohl zwanzig Jahr gekreuzigt und gemartert hab mit Meßhalten, so kann er mir das auch wohl zu gute halten, daß ich bisweilen einen guten Trunk thue und mit frommen Leuten mein Ergötzung habe Ihm zu Ehren. Gott gebe, die Welt lege es aus, wie sie wolle.“ Wenn er abends nach der Sitte der Zeit einen Schlaftrunk that, sprach er manchmal entschuldigend: „Ihr jungen Gesellen, unsrem Kurfürsten und mir alten Mann müßt ihr ein reichers Trünklein zu gut halten; wir müssen unser Polster und Kissen im Kändlein suchen.“ Auch als Mittel gegen trübselige Gedanken brauchte er den Genuß der natürlichen Gottesgaben. So trank er einmal einem lieben Gast zu mit den Worten: „Ich soll und muß heut fröhlich sein, denn ich habe böse Zeitung gehöret; dawider dienet nichts besser, denn ein stark Vater Unser und guter Mut; das verdreußt den melancholischen Teufel, daß man noch will fröhlich sein.“ In den irdischen Gaben schmeckte er die Freundlichkeit seines Gottes. Als auf seinen Tisch Obst gebracht wurde und alle mit Lust davon aßen, sprach er: „Was sagt unser Herr Gott droben im Himmel dazu, daß wir also hier sitzen und seine Güter verzehren? Nun er hat's darum geschaffen, daß wir sie brauchen sollen, fordert andres nichts von uns, denn daß wir

erkennen, daß es seine Güter sind, und ihrer mit Danksagung genießen.“ In solcher Ueberzeugung konnte er sich unbefangener Heiterkeit hingeben und seinen Humor walten lassen. Er entzog sich nicht, wenn er von guten Freunden zu Tische geladen wurde, und war dann guter Dinge. Sommers wurde er manchmal zu einem Pfarrer oder Schultheißen auf dem Lande zu Gaste gebeten. Er nahm solche Einladungen gerne an, benutzte sie auch wohl, um in dem Dorfe zu predigen, brachte aber meistens seine Speisen gekocht mit sich, um seinen Gastfreunden keinen Aufwand zu verursachen.

An seinem eignen Tische konnte er manchmal, wenn schwere Gedanken ihn beschäftigten, sein altes Kloster-Schweigen beobachten, so daß kein Wort bei Tische fiel; meist aber ging es lebhaft zu. Matthesius, sein mehrjähriger Tischgenosse, später Prediger in Joachimsthal und Luthers Biograph, entwirft uns ein anschauliches Bild davon: „Wenn er wollte Rede abgewinnen, pflegt er einen Anwurf zu thun: ‚Was hört man Neues?‘ Die erste Vermahnung ließen wir vorübergehen. Wenn er wieder anhielt: ‚Ihr Prälaten, was Neues im Lande?‘ da fingen die Alten am Tische an zu reden. Dr. Wolf Severus, so der Römischen Königlichen Majestät Präzeptor gewesen,*) saß obenan. Der brachte etwas auf die Bahn, wenn niemand Fremdes vorhanden, als ein gewanderter Hofmann. Wenn's Gedöber, doch mit gebührlicher Zucht und Ehrerbietigkeit, anging, schossen andre bisweilen ihren Teil auch darzu, bis man den Doktor anbracht. Oftmals legte man gute Fragen ein aus der Schrift, die löset er fein rund und kurz auf; und da einer einmal Part hielt, konnte er's auch leiden und mit geschickter Antwort widerlegen. Oftmals kamen ehrliche (d. h. angesehene) Leute von der Universität, auch von fremden Orten an Tisch, da fielen sehr schöne Reden und Historien.“ Die Tischgenossen Luthers pflegten diese seine Reden die Würze des Essens zu nennen, und einige derselben haben seine Gespräche über Tisch sowie sonstige Aussprüche desselben zunächst für sich selbst aufgezeichnet. Diese Aufzeichnungen sammelte Johann Aurifaber, ordnete sie unter all-

*) König Ferdinand hatte ihn zum Lehrer seiner Söhne berufen, dann aber wegen seines evangelischen Glaubens entlassen.

gemeine Gesichtspunkte und gab sie 1566 heraus. So entstanden die „Tischreden", welche uns einerseits höchst wertvolle Einblicke in das Leben und Denken des großen Mannes gestatten, uns denselben gleichsam im Hauskleide zeigen, anderseits aber mit Vorsicht zu benützen sind, da sie vermöge der Art ihrer Entstehung keine Bürgschaft dafür geben, daß der Sinn Luthers überall richtig wieder gegeben ist.

In seinen Gesprächen bediente er sich gerne deutscher Sprichwörter und Reime, z. B.: „Weißt du was, so schweig; ist dir wohl, so bleib; hast du was, so halt; Unglück mit seinem breiten Fuß kommt bald." — „Iß, was gar ist; trink, was klar ist; red', was wahr ist." — „Schweig, leid, meid und vertrag; dein Not niemand klag; an Gott nicht verzag; deine Hilfe kommt alle Tag."

Außer den Gesprächen diente die Musik dazu, die Mahlzeiten an Luthers Tisch zu würzen. Er selbst sang über Tisch manchmal zur Laute. Auch sonst war er ein Freund des Gesanges. Johann Walther, Kapellmeister des Kurfürsten, erzählt: „Ich habe gar manche liebe Stunde mit ihm gesungen und oftmals gesehen, wie der teure Mann vom Singen so lustig und fröhlich im Geist ward, daß er des Singens schier nicht konnte müde und satt werden." Als er einst auf einem Wägelein spazieren fuhr, sich zu erlustigen, da sang er und war fröhlich Gott zu Ehren und sprach: „Unsre Gesänge verdrießen den Teufel und thun ihm sehr wehe; wiederum unsre Ungeduld, Klagen und Auwehschreien gefällt ihm wohl, und lacht drüber in die Faust." Darum schreibt er einem Angefochtenen: „Wenn Ihr traurig seid und will überhand nehmen, so sprecht: Auf! ich muß unsrem Herrn Christo ein Lied schlagen auf dem Regal (Klavier); denn die Schrift lehret mich, er höre gern fröhlichen Gesang und Saitenspiel. Und greift frisch in die Claves und singet drein, bis die Gedanken vergehen, wie David und Elisäus thaten. Kommt der Teufel wieder und gibt euch eine Sorge oder traurige Gedanken ein, so wehret euch frisch und sprecht: Aus, Teufel, ich muß jetzt meinem Herrn Christo singen und spielen." „Musika, sagte er ein andermal, ist das beste Labsal einem betrübten Menschen, dadurch das Herz wieder zufrieden, erquicket und erfrischt wird." Wiederum: „Der schönsten

und herrlichsten Gaben Gottes eine ist die Musika, der ist der Satan sehr feind, damit man viel Anfechtung und böse Gedanken vertreibet. Der Teufel wartet nicht lang, da man sie treibet." Auch von ihrer sittlich veredelnden Wirkung weiß er zu sagen: „Musika ist eine halbe Disziplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmütiger, sittsamer und vernünftiger machet." Und von sich selbst bezeugt er: „Sie hat mich oft also erweckt und beweget, daß ich Lust zu predigen gewonnen hab." Musik ist ihm ein Band, das auch über die Scheidewand der Kirchen hinüberreicht. Darum schrieb er an den bayrischen Hofmusikus Senfel: „Obwohl mein Name so verhaßt ist, daß ich befürchten muß, du möchtest meinen Brief nicht mit rechter Sicherheit empfangen und lesen können, so hat doch meine Liebe zu der Musik, mit welcher ich dich von meinem Gott geschmückt und begabt sehe, jene Befürchtung überwunden. Sie läßt mich auch hoffen, daß dir mein Brief keine Gefahr bringen wird, denn wer wollte selbst in der Türkei es tadeln, wenn man die Kunst liebt und den Künstler lobt. Ich wenigstens lobe und ehre selbst deine bayrischen Herzoge, so wenig sie mir auch günstig sind, höchlich und vor andren, weil sie die Musik so pflegen und ehren." Ja als Vorschmack der Seligkeit betrachtet er sie. So äußerte er, als er Sänger zu Gaste hatte und dieselben liebliche „Muteten und Stücke" sangen: „Weil unser Herr Gott in dies Leben, das doch lauter Schmeißhaus ist, solch edele Gaben geschüttet und uns gegeben hat: was wird in jenem ewigen Leben geschehen, da alles wird aufs vollkommenste und lustigste werden? Hie ist aber nur der Anfang." Aehnliche Aeußerungen zum Lobe der Musik sind sehr viele von ihm aufbewahrt. „Ich halte durchaus," schreibt er, „daß nach der Theologie keine Kunst sei, welche der Musik gleich kommt."

Aber er war nicht nur Liebhaber der Musik, sondern selbst auch Komponist. Der oben genannte Walther äußert, daß der heil. Geist in Luther, welcher die deutschen Choralgesänge meistenteils gedichtet und zur Melodie gebracht, augenscheinlich selbst mit gewirkt habe. Aus dem deutschen Sanktus sei zu ersehen, wie er alle Noten auf den Text so meisterlich und wohl gerichtet habe, daß er, Walther, selbst verursacht worden sei, ihn zu fragen, woraus

und woher er darüber Unterricht habe. Darauf habe Luther gelacht und gesagt: „Der Poet Virgilius hat mich solches gelehret, der also seine Gedichte und Wort auf die Geschichte, die er beschreibet, so künstlich applizieren kann. Also soll auch die Musika alle ihre Noten und Gesänge auf den Text richten."

Auch körperliche Uebung achtete er nicht gering. Neben dem, daß er eine Zeitlang im Drechseln sich übte, beteiligte er sich auch beim Gartenbau, und es geschah nicht bloß im Auftrag seiner Käthe, wenn er in seinen Briefen nicht selten Sämereien oder Pfropfreiser sich erbittet oder für empfangene dankt. Für die jungen Leute, welche er bei Tische hatte, ließ er einen Kegelplatz zurichten und that wohl selbst den ersten Schub. So entfernt war er von einem hochmütigen oder ängstlichen Geistlichthun. Freilich aber wußte er auch in dieses harmlose jugendliche Spiel einen tieferen Sinn hineinzulegen. Wenn einer über einen andern, der die Kegel gefehlt hatte, lachte, konnte er etwa sagen: „Ein jeder unter euch siehet wohl, wie es dem andern fehlet, und meinet, er wolle die Kegel allesamt treffen; so dann der Schub an ihn kommt, fehlet er wohl des ganzen Kegelplatzes. Also siehet jetzo mancher, was diesem Burgemeister, dem Regenten, Kanzler oder Pfarrherrn fehlet; kommt er einmal auch zu solchem Amt, wird er ja so seltsam fehlen, als jetzo derjenige, dessen er lachet, und vermeinet, es besser zu machen. Darum sei keiner vermessen und habe einer Geduld mit dem andern; und ob er sich wohl in seinem Sinne dünket geschickter sein als sein Nächster, so kann es ihm auch fehlen, wo ihn Gott mit seinem Geiste nicht sonderlich regiert."

Eine besondre Freude hatte er an der N a t u r, und so wenig auch die Umgegend von Wittenberg landschaftliche Schönheiten bot, so fehlte es ihm doch nicht an solcher Freude, weil er in sinniger Weise auch in dem Kleinen und Unscheinbaren Spuren der göttlichen Weisheit und Güte und Gleichnisse des geistlichen Lebens zu finden verstand. „Wir haben so schöne Kreaturen," sprach er, „aber man achtet ihrer nicht, denn sie sind gar gemein." Und hinwiederum: „Alle Tier und Kreaturen sind geschaffen, daß wir an ihnen lernten Gott erkennen und fürchten." Als er im Frühjahr 1539 in seinem Garten die blühenden Bäume betrachtete, sprach

er: „Gelobet sei Gott, der Schöpfer, der aus toten, verstorbenen Kreaturen im Lenzen alles wieder lebendig machet! Sehen doch die Zweiglein so lieblich und feist, gleich als wenn sie schwanger und voller Jungen wären und der Geburt nahe. Da haben wir ein schön Bild der Totenauferstehung. Der Winter ist der Tod, der Sommer aber die Auferstehung der Toten, da es dann alles lebendig wird und wieder grünet." Als eines Abends zwei Vögelein, die in seinem Garten ein Nest machten, aber oft von den Vorübergehenden verscheucht worden waren, herbeiflogen, sprach er: „Ach du liebes Vöglein, fleuch nicht, ich gönne dir's von Herzen wohl, wenn du mir's nur glauben könntest. Also vertrauen und glauben wir unsrem Herrn Gott auch nicht, der uns doch alles Gute gönnet und erzeiget. Er will uns ja nicht totschlagen, der seinen Sohn für uns gegeben hat." Aber bei aller Freude, die er an der Natur hatte, begleitete ihn doch stets das Gefühl, daß das Naturleben und unsre Auffassung desselben durch die Sünde getrübt sei. Daher zieht sich durch seine ganze Naturbetrachtung die Sehnsucht teils nach dem verlornen Paradies, teils nach dem zukünftigen als Grundstimmung hindurch. So konnte er beim Anblick obstbeladener Bäume sprechen: „Wenn Adam nicht gefallen wäre, so hätten wir alle Kreaturen also angesehen. Ein jeglicher Baum und Halm wäre besser und edler gehalten worden, denn wenn er gülden oder silbern wäre gewesen. Ach, wie würde ein Mensch, wenn Adam nicht gesündigt hätte, Gott in allen Kreaturen erkannt, gelobet und geliebet und gepreiset haben, also daß er auch in den kleinesten Blümlein Gottes Allmacht, Weisheit und Güte bedacht und gesehen hätte!" Und hinwiederum: „Die Sonne ist ein schön Werk Gottes, das wir dennoch nicht können ansehen noch mit den Augen darinnen hasten, sondern müssen ihr den Rücken zukehren. Ach lieber Herr Gott, wenn wir wären im Paradies blieben, so hätten wir die Sonne können mit stracken Augen ansehen ohn alle Hindernis und Schmerzen."

Darum suchte er denn mehr noch als in der Natur seine Erholung und Erquickung im Umgang mit seinem Gott. Melanchthon erzählt von ihm: „Ich bin oft selbst dazu kommen, daß er mit heißen Thränen für die ganze Kirche sein Gebet gesprochen,

denn er nahm ihm täglich sonder eigne Zeit und Weile, etliche Psalmen zu sprechen, darunter er mit Seufzen und Weinen sein Gebet zu Gott menget. Und ward oft in täglichen Reden unwillig über die, so da aus Faulheit oder wegen ihrer Geschäfte vorgaben, es sei genug, allein mit einem kurzen Seufzen Gott anrufen. Denn es sind, sprach er, eben darum Form und Weise zu beten uns vorgeschrieben, daß, so wir solche lesen oder sprechen, unsre Herzen dadurch erwecket und entzündet werden, und daß auch unser Mund bekenne, welchen Gott wir anrufen." Dies bestätigt Luther selbst, wenn er in seiner Schrift „eine einfältige Weise zu beten" an den Barbiermeister Peter schreibt: „Ich geb's euch so gut, als ich's habe und wie ich selber mich mit Beten halte. — Erstlich, wenn ich fühle, daß ich durch fremde Geschäfte oder Gedanken bin kalt und unlustig zu beten worden — wie denn das Fleisch und der Teufel allwege das Gebet wehren und hindern — nehme ich mein Psalterlied, laufe in die Kammer oder, so es der Tag und Zeit ist, in die Kirche zum Haufen und hebe an die 10 Gebot, den Glauben, und darnach ich Zeit habe, etliche Sprüche Christi, Pauli oder Psalmen mündlich bei mir selbst zu sprechen, allerding wie die Kinder thun. Darum ist's gut, daß man früh morgens lasse das Gebet das erste und abends das letzte sein und hüte sich mit Fleiß vor diesen falschen und betrüglichen Gedanken, die da sagen: Harre ein wenig, über eine Stunde will ich beten; ich muß dies oder das zuvor fertigen! Denn mit solchen Gedanken kommt man vom Gebet in die Geschäfte, die halten und umfangen denn einen, daß aus dem Gebete des Tages nichts wird. — Wenn nun das Herz durch solch mündlich Gespräch erwärmt und zu sich selbst gekommen ist, so kniee nieder oder stehe mit gefalteten Händen und Augen gen Himmel und sprich oder denke aufs kürzeste du kannst: Ach himmlischer Vater, du lieber Gott, ich bin ein unwürdiger armer Sünder, nicht wert, daß ich meine Augen oder Hände gegen dir aufhebe oder bete. Aber weil du uns allen geboten hast zu beten, und dazu auch Erhörung verheißen, und über das selbst uns beide Wort und Weis' gelehrt durch deinen l. Sohn, unsern Herrn Jesum Christ, so komm ich auf solch dein Gebot, dir gehorsam zu sein, und verlasse mich auf deine

gnädige Verheißung, und im Namen meines Herrn Jesu Christi bete ich mit allen deinen heiligen Christen auf Erden. Vater unser, der du bist u. s. w. (ganz aus, von Wort zu Wort). Darnach wiederhole ein Stück oder wie viel du willt." Und nun wird Anleitung gegeben, wie bei jeder einzelnen Bitte die verschiedenen Anliegen eingeflochten werden können. Aber, sagt er: „Ich will nicht alle diese Worte im Gebet gesprochen haben, denn da würde doch zuletzt ein Gepläpper und eitel ledig Gewäsch aus, sondern ich will das Herz damit gereizt und unterrichtet haben, was es für Gedanken im Vaterunser fassen soll. Solche Gedanken aber kann das Herz, wenn's recht erwarmt und zu beten lustig ist, wohl mit viel andern Worten, auch wohl mit weniger oder mehr Worten aussprechen, denn auch ich selber mich an solche Wort und Silben nicht binde, sondern heute so, morgen sonst die Worte spreche, danach ich warm und lustig bin. Bleibe doch, so nahe ich immer kann, gleichwohl bei denselben Gedanken und Sinn; kommt wohl oft, daß ich in einem Stücke oder Bitte in so reiche Gedanken spazieren komme, daß ich die andern lasse alle anstehen. Und wenn auch solche reiche gute Gedanken kommen, so soll man die andern Gebete fahren lassen und solchen Gedanken Raum geben und mit Stille zuhören und beileibe nicht hindern, denn da predigt der heil. Geist selber. Und seiner Predigt ein Wort ist besser, denn unsres Gebets tausend. Und ich habe auch also oft mehr gelernt in einem Gebet, weder ich aus viel Lesen und Dichten hätte kriegen können." „Das ist, fährt er fort, kurz vom Vaterunser oder Gebet gesagt, wie ich selbst zu beten pflege. Denn ich noch heutigs Tags an dem Paternoster sauge wie ein Kind, trinke und esse wie ein alter Mensch, kann sein nicht satt werden und ist mir auch über den Psalter das allerbeste Gebet. — Wenn ich aber Zeit und Raum habe vor dem Vaterunser, so thu ich mit den zehn Geboten auch also, und hole ein Stück nach dem andern, und mache aus einem jeglichen Gebot ein vierfaches gedrehtes Kränzlein: als, ich nehme ein jeglich Gebot an zum ersten als Lehre, wie es denn an ihm selber ist, und denke, was unser Herr Gott darin so ernstlich von mir fordert. Zum andern mache ich eine Danksagung daraus; zum dritten eine Beicht, zum vierten ein Gebet." Dies weist er

sofort an den einzelnen Geboten nach. Lassen uns diese Aeußerungen einen Blick thun in das Gebetsleben des Reformators, so haben sie uns auch angedeutet, welchen Wert er auf das Gebet mit der Gemeinde legte. So berichtet auch Matthesius: „Er ging gerne zur Kirche und trug allezeit ein Buch bei sich. Denn es kam ihm das Beten, wie er sich vernehmen ließ, in der Gemeine viel sänfter an denn im Hause. Seinen Stuhl hatte er beim hohen Altar; doch wenn man predigte, trat er in die Universitätsstühle und hörte fleißig und mit Andacht zu." So war ihm die Kirche, so großes Gewicht er auf die Predigt legte, doch zugleich ein Ort des Gebets, wo er sich auch zuzeiten, da nicht gepredigt wurde, einfand.

Aus dem Gebetsumgang mit seinem Gott schöpfte er die Kraft, welche er für die viele Arbeit, die auf ihm lag, bedurfte. Denn nicht nur war er, wie wir früher gesehen, als Universitätslehrer und Pfarrer rastlos thätig, sondern es kam dazu, je länger je mehr, eine ausgedehnte Korrespondenz, da er von allen Seiten um Gutachten, um Trost und um Fürbitte bei Gott und Menschen angegangen wurde. Ueber 2600 längere und kürzere Schreiben von ihm sind auf uns gekommen. Daneben sah er sich immer wieder veranlaßt, schriftstellerisch aufzutreten. Hatte ihn einmal ein Gedanke erfaßt, war er namentlich durch irgend einen Angriff auf seine Lehre herausgefordert, so war es ihm ebenso persönliches Bedürfnis als Gewissenssache, sich schriftlich auszusprechen, und das geschah meistens mit großer Raschheit, ja manche seiner kleinen Streitschriften sind in einem Zuge geschrieben. Wie er unter steten Kämpfen nicht nur gegen die römisch Gesinnten, sondern mehr und mehr auch gegen solche, die seine Freunde gewesen, und unter bittern Erfahrungen verschiedener Art alle diese Arbeit vollbrachte, wird uns der weitere Verlauf seine Lebensgeschichte zeigen.

Wir können dieses Kapitel nicht schließen, ohne kurz zusammen zu fassen, was uns über Luthers äußere Erscheinung berichtet wird. Er war von mittlerer Statur und kräftigem Körperbau. Noch 1519 wird er als mager, durch Sorgen und Studien abgezehrt, beschrieben, wogegen er 1522 nach seinem Aufenthalt auf der Wartburg „einer natürlich ziemlichen Feiste" war. Sein

Gang war aufrecht, mehr nach hinten, als nach vorn geneigt, sein Angesicht emporgerichtet. Aus den Gesichtszügen, wie uns dieselben Lukas Kranach zwischen den Jahren 1520 und 1546 wiederholt abgebildet hat, sprach Mut und Entschlossenheit, in späteren Jahren auch eine gewisse Traurigkeit. Ganz besonders seine Augen zogen die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich. Kardinal Cajetan redet 1518 von seinen „tiefen" Augen, der Schweizer Keßler (S. 177) 1522 von „tiefen schwarzen Augen und Brauen, blinzend und zwitzerlnd wie ein Stern, daß sie nit wohl mögen angesehn werden", und Melanchthon findet im Blick seiner Augen den Ausdruck seines Löwenmuts.

Drittes Kapitel.

Anfechtungen.

Siehe, der Satanas hat euer begehret, daß er euch möchte sichten wie den Weizen; ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre. Ev. Luk. 22, 31. 32.

Unmittelbar nach seiner Verheiratung schien sich Luthers Leben etwas ruhiger gestalten zu wollen als vorher. Nach den gewaltigen Donnerschlägen des Bauernkriegs trat eine gewisse Stille in den öffentlichen Verhältnissen Deutschlands ein, auch die kirchlichen Streitfragen waren durch jenes, beide Teile gleichermaßen bedrohende Ungewitter für einige Zeit in den Hintergrund gedrängt, und der 1526 ausgebrochene Krieg des Kaisers gegen die „heilige Liga", an deren Spitze der Papst stand, zwang die päpstliche Partei in Deutschland zur Zurückhaltung. Daher hatte Luther während der letzten Zeit des Jahres 1525 und während des folgenden Jahres weniger zu kämpfen als in den vorhergehenden Jahren. Wohl war, wie wir oben sahen, die Feindschaft des Herzogs Georg gegen ihn und seine Sache infolge des Bauernaufruhrs noch heftiger geworden, da er in dem letzteren eine Wirkung der reformatorischen Bestrebungen sah; die Mäßigung, welche er sich um Friedrichs des Weisen willen bis dahin noch

auferlegt hatte, machte seit dem Tode desselben einem um so leidenschaftlicheren Verhalten Platz. Seine Entrüstung wuchs noch, als durch Luthers Vermittelung dreizehn Nonnen aus seinem Gebiet entführt wurden. Auch in Kursachsen wurden manche Adeliche, selbst solche, welche dem Evangelium bis dahin zugethan waren, hiedurch erbittert auf Luther und seine Freunde. Er hatte für sein Leben zu fürchten, so daß er sich durch die Warnungen seines Freundes Amsdorf und durch die Thränen seiner Frau abhalten ließ, zur Hochzeit Spalatins nach Altenburg zu reisen. Allein die Hoffnung auf Versöhnung mit Georg gab er nicht auf und schrieb am 22. Dezember 1525 einen merkwürdigen Brief an denselben. Nach dem Vorbilde Gottes, der zuerst scharf mit den Menschen handle, hernach aber väterlich, habe er den Herzog zuerst mit scharfer Schrift angetastet, nun aber wolle er ihn demütig und freundlich ersuchen, um des Herzogs eigner Seligkeit willen, daß er ablassen möge, seine Lehre zu verfolgen. Ihm für seine Person könne die Verfolgung wenig schaden, vielmehr habe sie ihm bisher viel genützt. Der Herzog möge nicht ansehen Luthers geringe Person, habe ja doch Gott auch einmal durch eine Eselin geredet. Er sei bereit, alles zu thun und zu lassen, was er wisse, das dem Herzog wohl gefalle, ausgenommen seine Lehre, „dieselbige kann ich nit lassen vor meinem Gewissen. Sonst bitte ich und unterwerfe mich und suche Gnade, worin ich mich verwahrlost habe an Euer Fürstliche Gnaden, es sei mit Schriften oder Worten. Es soll auch Euer Fürstliche Gnaden wissen, daß ich bisher für Euer Fürstliche Gnaden Herz fleißig gebeten habe und auch noch bitte und wollte je gern zuvor kommen mit dieser Schrift, daß ich nicht müßte, aus Not der Sache gezwungen, wider Euer Fürstliche Gnaden bitten. Denn wiewohl wir ein geringes, armes Häuflein sind, so wir aber wider Euer Fürstliche Gnaden sollten bitten (wie wir gar ungern thun, und uns doch die Länge wird dahin dringen das unabläßig Verfolgen des Evangelii und seiner Prediger), so stunde es darauf, daß Euer Fürstliche Gnaden nit wohl gelingen sollt. Und möcht vielleicht Euer Fürstliche Gnaden inne werden, daß nicht ein gleich Ding sei wider den Münzer und wider den Luther streben. Es wäre mir aber lieber, Euer Fürstliche Gnaden müßte

das nit erfahren. Ich halt mein und der Meinen Gebet stärker denn den Teufel selbst; und wo das nit wäre, sollt es längst anders um den Luther stehen; wiewohl man das große Wunder Gottes an mir nicht siehet noch merket.“ Schon im September hatte Luther in ähnlichem versöhnlichem Tone an Heinrich VIII. von England geschrieben auf Andringen des Königs von Dänemark. Er hatte um Verzeihung für sein heftiges Auftreten gegen den König gebeten und dasselbe als thöricht und übereilt anerkannt, ja sich zu öffentlichem Widerruf seiner scharfen Worte bereit erklärt und die Hoffnung ausgesprochen, der König werde dem Evangelium gehorsam werden. Was hat Luther zu solch demütiger Nachgiebigkeit, die ihm sonst so fremd war, bewogen? Furcht war es wahrlich nicht, denn für seine Person hatte er damals weniger zu fürchten als gar manchmal vorher und nachher. Vielmehr scheint der Wunsch, den König von England für die Sache des Evangeliums zu gewinnen, und den durch den Bauernkrieg veranlaßten Verfolgungen des Herzogs Georg gegen seine dem evangelischen Glauben anhangenden Unterthanen ein Ende zu machen, ihm jene beiden Briefe diktiert zu haben. Vielleicht mochte auch die sänftigende Einwirkung des neu gegründeten Hausstandes nicht ohne Einfluß auf den Ton derselben sein. Daß aber beide Briefe ihres Zweckes verfehlten und beide Fürsten sehr ungnädig antworteten, darf uns nicht wundern. Sie waren von Luther zu schwer beleidigt worden, als daß eine Abbitte, welche sich nur auf den Ton seiner Schreiben bezog, während er von dem Inhalt derselben nichts zurücknahm, sie zu befriedigen vermocht hätte. Luther selbst erkannte, daß er sich zu einem unklugen Schritt hatte bringen lassen. „Ich bin und bleibe eine Schaf,“ sagt er, „daß ich so leichtiglich glaube, mich so führen und leiten lasse, solchen Junkern zu hofieren. — Aber doch, was ich deß gethan habe, reuet mich nicht, weil ich es dem Evangelio zu Dienst gethan habe.“ So bitter sich aber Herzog Georg in seinem Antwortschreiben gegen Luther äußerte, so mußte er doch gegen seinen Willen Zeugnis für ihn ablegen. Luther hatte 1526 eine Schrift „Ob Kriegsleute auch in seligem Stand sein können“ auf Veranlassung des Ritters Assa von Kram veröffentlicht. Auf einigen Exemplaren war der

Name des Verfassers weggeblieben und ein solches dem Herzog Georg in die Hände gespielt worden. Dieser fand großes Gefallen daran und äußerte gegen den Maler Lukas Kranach: „Siehe da hab ich ein Büchlein, das ist ja so gut und besser, denn es der Luther nimmermehr machen könnte." Als Kranach ihm nachwies, daß dieses Büchlein eben von Luther sei, da ward der Herzog zornig und rief mit einem Fluch: „Ist's doch schade, daß ein solch heilloser Mönch so ein gutes Büchlein hat machen sollen."

Außer diesem Büchlein gab er während des Jahres 1526 auch einige exegetische Schriften heraus: eine lateinische über das 5. Buch Mose, eine Auslegung von 2. Mos. 1.—19., eine Auslegung des Propheten Habakuk, und eine der vier Trostpsalmen (38. 62. 91. und 109.), welche er der dem Evangelium günstig gestimmten Königin Maria von Ungarn aus Veranlassung des Todes ihres Mannes widmete. In Beziehung auf Streitschriften Luthers trat nach Vollendung der gegen Erasmus gerichteten Schrift „Vom geknechteten Willen" eine längere Pause ein.

Um so mehr richtete er seine Aufmerksamkeit auf die inneren Zustände der evangelischen Gemeinden. In Wittenberg war ein evangelischer Gottesdienst mit Predigt und Gemeindegesang eingerichtet und 1525 auch in der Liturgie die lateinische Sprache beseitigt worden. Diese Ordnung sollte nun auch andern Gemeinden, nicht als „nötig Gesetz" auferlegt, aber als Beispiel vorgehalten werden, darum machte er sie in der Schrift „Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdiensts in Wittenberg vorgenommen" bekannt. Er betrachtet hier die liturgischen Formen als eine öffentliche Reizung zum Glauben für den großen Haufen. „Hätte man es nur mit solchen zu thun, die mit Ernst Christen sein wollen, so könnten jene Formen wegfallen und man könnte alles aufs Wort und Gebet und die Liebe richten." In einer solchen Sammlung echter Christen könnte man die, so sich nicht christlich hielten, ausstoßen und in den Bann thun; auch ein gemein Almosen den Christen auflegen nach dem Exempel St. Pauli. Aber da man die Personen dazu nicht habe, müsse man es lassen anstehen, auf daß nicht eine Rotterei daraus werde.

Ehe aber Luther die Regelung der kirchlichen Zustände in

Sachsen durchführen konnte, mußte er zuvor durch eine ernste Leidensschule hindurchgehen. Diese brachte das Jahr 1527. Schon zu Anfang dieses Jahres drohte ein Blutandrang gegen das Herz seinem Leben ein plötzliches Ende zu machen. Im Juli folgten heftige körperliche Beengungen verbunden mit geistlichen Anfechtungen der schwersten Art. Samstag den 9. Juli morgens wurde er plötzlich von einer heftigen Anfechtung befallen. Um acht Uhr ließ er seinen Beichtvater Dr. Bugenhagen rufen, beichtete demselben, erbat sich die Absolution und Bugenhagens Fürbitte und redete von dem unaussprechlichen Schrecken und Zagen, das er gefühlt habe. Dabei äußerte er: „Viele denken, weil ich mich unterweilen in meinem äußerlichen Wandel fröhlich stelle, ich gehe auf eitel Rosen; aber Gott weiß, wie es um mich stehet meines Lebens halben. Ich habe mir oft fürgenommen, ich wollte der Welt zu Dienst mich etwas ernstlicher und heiliger (weiß nicht, wie ich es nennen soll) stellen; aber Gott hat mir solches zu thun nicht gegeben." Auf Bugenhagens Aufforderung bewog ihn seine Frau an einer Mahlzeit, zu welcher er geladen war, teilzunehmen. Er aß und trank wenig, war aber guter Dinge. Nach Tisch ging er in das Gärtlein des Dr. Jonas und unterhielt sich mit diesem längere Zeit. Dann begab er sich nach Hause und legte sich zu Bette. Gegen Abend erhub er sich, um mit Jonas zu Nacht zu speisen. Aber heftiges Brausen in den Ohren nötigte ihn, seine Schlafkammer aufzusuchen. Jonas folgte ihm, und da kam es nun zu einem so heftigen Anfall, daß er sein Ende nahe glaubte. „Mein allerliebster Gott, wenn du es so willst haben, daß dies die Stunde sei, die du mir versehen hast, so geschehe dein gnädiger Wille." Also rief er und betete mit großer Inbrust das Vaterunser und den sechsten Psalm. Weiter sprach er im Gebet: „Ach wie gerne hätt ich mein Blut vergossen um deines Wortes willen; das weißest du. Aber ich bin's vielleicht nicht wert. Dein Wille geschehe! Wenn's aber, lieber Gott, möglich wäre, möchte ich noch gerne leben um deiner Gottseligen oder Auserwählten willen. Du hast mich ja in die Sache geführt, du weißt, daß es dein Wort und die Wahrheit ist; hebe nicht empor noch erfreue deine Feinde, daß sie nicht rühmen: wo ist nun ihr Gott? Mein aller-

liebster Herr Jesu Christ, du hast mir gnädiglich verliehen die Erkenntnis deines heil. Namens, stehe mir in dieser Stunde bei und tröste mich mit deinem heil. Geist." Hierauf wendete er sich zu seinen Freunden Bugenhagen und Jonas, welchen wir die genauen Aufzeichnungen über diese Vorgänge verdanken, und sprach: „Weil die Welt Freud und Lust zu lügen hat, werden viele sagen, ich habe meine Lehre vor meinem Ende widerrufen, begehr deshalb ernstlich, daß ihr wollet Zeugen sein meines Glaubens Bekenntnis. Ich sage mit gutem Gewissen, daß ich aus Gottes Wort recht gelehrt habe nach Gottes Befehl, dazu er mich auch ohne meinen Willen gezogen und gedrungen hat. Viele geben mir schuld, ich sei zu hart und heftig, wenn ich wider die Papisten und Rottengeister schreibe und ihre falsche Lehre, gottlos Wesen und Heuchelei strafe. Ja ich bin zuzeiten heftig gewesen und meine Widersacher hart angetastet, doch also, daß mich's nie gereuet hat. Ich sei nun heftig oder mäßig, so hab ich ja keines Schaden, viel weniger seiner Seelen Verlust gesucht, sondern vielmehr jedermanns, auch meiner Feinde Bestes und Seligkeit."

Bei zunehmender Schwachheit rief er wieder zu seinem Gott als dem Gott der Sünder und Elenden. Dann sprach er zu seiner Frau: „Meine allerliebste Käthe, ich bitte dich, will mich unser lieber Gott auf diesmal zu sich nehmen, daß du dich in seinen gnädigen Willen ergebest. Du bist mein ehelich Weib, dafür sollst du es gewißlich halten und gar keinen Zweifel daran haben. Laß die blinde, gottlose Welt dawider sagen, was sie will, richte du dich nach Gottes Wort und halte fest dran; so hast du einen gewissen beständigen Trost wider den Teufel und alle seine Lästermäuler." Hierauf ließ er sich sein „allerliebstes Hänsichen" bringen und sprach: „O du gutes, armes Kindlein! nun ich befehle meine allerliebste Käthe und dich, armes Waislein, meinem lieben, frommen, treuen Gott. Ihr habt nichts, Gott aber, der ein Vater der Waisen und Richter der Witwen ist, wird euch wohl ernähren und versorgen." Dazwischen hinein betete er immer aufs neue um Stärkung und Trost in seiner Angst und daß ihn der Geist Gottes bis an sein Ende im rechten Vertrauen auf die göttliche Gnade erhalten wolle.

Der Arzt hatte das Reiben mit warmen Tüchern und das Auflegen warmer Kissen verordnet. Infolge davon fanden sich die Kräfte allmählich wieder ein: der Kranke geriet in einen Schweiß und am Abend des folgenden Tages, eines Sonntags, konnte er sein Lager wieder verlassen. „Ich muß den gestrigen Tag merken," sprach er zu seinem Freunde Jonas, „ich bin daran zur Schule gewesen und in einem heißen Schwitzbad gesessen. Der Herr führet in die Hölle und wieder heraus. — Ihm sei Lob, Ehr und Preis in Ewigkeit." „Ich wurde, schrieb er zu Anfang Augusts an Melanchthon, mehr als eine Woche lang im Tod und in der Hölle umher geworfen, so daß ich am ganzen Leibe geschlagen bin und meine Glieder noch zittern. Ich hatte Christum beinahe ganz verloren und wurde von den Fluten und Stürmen der Verzweiflung und Gotteslästerung umgetrieben. Aber durch der Heiligen Fürbitte bewogen, begann Gott sich mein zu erbarmen und errettete meine Seele aus der untersten Hölle. Höre auch du nicht auf, für mich zu beten, wie ich für dich." Aber ein gewisser Druck des Gemütes blieb, und die Anfechtungen wiederholten sich während eines ganzen Jahres. „Beinahe seit drei Monaten," schreibt er im Oktober, „bin ich elend nicht sowohl am Leib als an der Seele, so daß ich nichts oder wenig geschrieben habe. So hat mich Satan gesichtet. Bitte für mich den Herrn, daß er mich erhalte, wie er auch thut." Aehnliche Klagen wiederholen sich in vielen Briefen aus jener Zeit.

Zu diesen eignen Nöten kam noch die Teilnahme an fremdem Leiden. Im Mai 1527 erhielt er die Nachricht, daß Leonhard Kaiser, welcher sich zwei Jahre in Wittenberg aufgehalten hatte, vom Bischof in Passau wegen seines reformatorischen Wirkens ins Gefängnis geworfen worden sei. Er schrieb an ihn einen Brief voll Trost und Ermunterung zu standhaftem Bekenntnis und bewog den Kurfürsten, für denselben sich zu verwenden. Dies geschah auch, hatte aber keinen Erfolg, und am 16. August wurde Kaiser zu Scherding verbrannt. Luther gab die Geschichte seines Märtyrertodes im Druck heraus und schrieb über ihn an seinen Freund Stiefel: „Bitte für mich, der ich von Satans Engel mit Fäusten geschlagen werde, daß Christus mich nicht verlasse. O ich

Elender, der ich diesem Leonhard so ungleich bin, ich, ein Prediger mit vielen Worten, ihm, dem so gewaltigen Thäter des Worts?“

Noch schmerzlicher wurde Luther bewegt durch den Tod des Predigers Georg Winkler zu Halle, der vom Erzbischof Albrecht von Mainz vorgeladen und unterwegs ermordet worden war. Die öffentliche Meinung machte den Erzbischof selbst zum Mitschuldigen an diesem Mord und Luther, der diesem seinem alten Gegner trotz der rücksichtsvollen Haltung, welche derselbe ihm gegenüber einnahm, nicht traute, ließ merken, daß er diesen Verdacht teile, und sprach in einem unter großer Schwachheit abgefaßten Trostschreiben an die Christen zu Halle den Entschluß aus: „Ich will solchem Blut helfen rufen und schreien gen Himmel, auf daß, so viel an uns ist, solcher Mord nimmermehr verschwiegen werde, bis solange daß Gott, der barmherzige Vater und gerechte Richter, solch Geschrei erhöre und schaffe Recht und Rache über den Mörder und Verführer, den alten Feind, der solchs hat angericht, und gebe, daß Magister Georgen Blut müsse ein göttlicher Same sein — und hundertfältig Frucht bringe; also daß anstatt eines ermordeten Georgen hundert andre rechte Prediger aufkommen, die dem Satan tausendmal mehr Schadens und Leides thun, denn der einige Mann gethan hat, — gleich wie dem Papst auch geschehen ist durch Johannes Husen Blut.“

Der Eindruck solcher Trauerbotschaften wurde verstärkt durch die in nächster Nähe wütende Pest. Im Juli flüchtete die Universität vor derselben nach Jena, und wenn auch die Zahl der Todesfälle in Wittenberg im August noch eine mäßige war, so war die Angst um so größer. Alles floh, auch Jonas mit seiner Familie, nachdem ihm ein Söhnlein gestorben. Luther, obwohl ihn der Kurfürst ermahnt hatte, sich auch nach Jena zu begeben, blieb mit Bugenhagen in Wittenberg, überzeugt, daß Christus bei ihm sei, und sprach sich in der Schrift: „Antwort auf die Frag, ob man vor dem Sterben fliehen möge“ mit ebensoviel Nüchternheit als Mut dahin aus, daß Prediger und Seelsorger, sowie die, so in weltlichen Aemtern stehen oder die sonst mit Dienst und Pflicht andern verbunden seien, schuldig seien zu bleiben, wenn nicht andre für sie eintreten; den übrigen dagegen stehe es

frei zu bleiben oder zu fliehen, je nachdem sie keck und stark im Glauben oder schwach und fürchtig seien. Nachdem er noch in der Mitte des Oktober der weitverbreiteten Angst gegenüber darauf hingewiesen, daß im Verhältnis zu den Erkrankungen nur wenige Todesfälle vorkommen, muß er am 1. November seinem Freund Amsdorf mitteilen, daß sein eignes Haus einem Spital gleiche. Die Frau des Augustin Schurf und eine in seiner Familie sich aufhaltende Margarete Mocha erkrankten. Für seine eigne Frau, deren Niederkunft täglich erwartet wurde, wie für sein Söhnchen, das zwölf Tage lang keine Nahrung nahm, fürchtete er. „Ich, der ich bisher alle andern zu trösten pflegte, bin selbst alles Trostes bedürftig. — Von außen Kämpfe, von innen Aengste — Christus sucht uns heim. Der einzige Trost, den wir der Wut Satans entgegenhalten, ist der, daß wir wenigstens das Wort Gottes haben, um die Seelen der Gläubigen zu retten, wenn er auch ihre Leiber verschlingt.“ Als er dieses schrieb, waren es gerade zehn Jahre, seit er das Reformationswerk begonnen hatte. Dringend bittet er um jene Zeit in verschiedenen Briefen seine Freunde um ihre Fürbitte, damit er nicht von Christo abfalle bei den heftigen Angriffen, welche er vom Satan zu erleiden habe. Doch besserte sich allmählich seine äußere Lage; gegen Ende November erlosch die Pest in Wittenberg, am 10. Dezember konnte er von der Genesung seines Söhnleins und der glücklichen Geburt eines Töchterleins Kunde geben. Und auch innerlich ward es wieder hell. „Mein Satan ist mir infolge eurer Fürbitte manchmal erträglicher,“ kann er einem Freude schreiben. Und von dem Sieg, den er in so schwerem Ringen gewonnen, von dem Heldenmut, zu dem er sich aus tiefster Verzagtheit durchgekämpft, gibt das Lied Zeugnis, welches herausgeboren aus der Not jener Tage, bald nach Beginn des Jahres 1528 ans Licht trat, das Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott“.*)

*) Bietz setzt die Abfassung dieses Liedes erst in den Dezember 1528 oder Januar 1529.

Viertes Kapitel.

Bauen und Kämpfen.

Die da baueten an der Mauer, mit einer Hand thaten sie die Arbeit und mit der andern hielten sie die Waffen. Nehem. 4, 17.

Zu den Anfechtungen, unter deren Last Luther, wie wir sahen, beinahe erlag, trugen ohne Zweifel auch die traurigen kirchlichen Zustände seines Heimatlandes bei. Die alte kirchliche Ordnung war aufgelöst; das bischöfliche Amt hatte seine Macht verloren, die kirchlichen Einkünfte minderten sich von Tag zu Tag, ein geordnetes Pfarramt schien nicht weiter bestehen zu können. Wir können uns denken, mit welchem Schmerz Luther auf diesen Erfolg seiner achtjährigen Reformationsthätigkeit hinblickte, wenn er am 31. Oktober 1525 an seinen Kurfürsten schrieb: „Da gibt niemand, da bezahlet niemand. Opfer und Seelenpfennige sind gefallen, Zinse sind nicht da oder zu wenig. So acht der gemein Mann weder Prediger noch Pfarrer, so daß, wo hie nicht ein tapfer Ordnung und stattlich Erhaltung der Pfarren und Predigtstuhlen wird fürgenommen von Euer Kurfürstliche Gnaden, wird in kurzer Zeit weder Pfarrhof, noch Schulen, noch Schüler etwas sein und also Gottes Wort und Dienst zu Boden gehen.“ Wir begreifen auch seinen Unwillen, wenn er ein Jahr später, seine lange zurückgehaltenen Anliegen zusammenfassend, dem Kurfürsten vorträgt: „Da wollen die Bauern schlechts nichts mehr geben, und ist solcher Undank unter den Leuten für das heilige Gottes Wort, daß ohne Zweifel eine große Plage fürhanden ist von Gott. Und wenn ich's mit gutem Gewissen zu thun wüßte, möchte ich wohl dazu helfen, daß sie keinen Pfarrherr oder Prediger hätten und lebten wie die Säue, als sie doch thun. Da ist keine Furcht Gottes noch Zucht mehr, weil des Papsts Bann ist abgegangen, und thut jedermann, was er nur will.“ Nicht weniger härmte er sich darüber, daß so manche Adeliche die Klostergüter an sich rießen, ja daß solche, welche früher dem Evangelium feind gewesen waren, jetzt, wo die Gelegenheit winkte, durch die Beute der Klöster sich zu bereichern,

ihren Eigennutz mit dem Namen des Evangeliums deckten. In der Entrüstung darüber beschränkte er sich nicht auf schriftliche Vorstellungen, sondern drang, als sich der Kurfürst in Wittenberg befand, in dessen Kabinet ein trotz des Widerstands der Hofleute, um Abhilfe zu erlangen. Er erhielt zwar schöne Zusagen, fürchtete aber, die Umgebung des Fürsten werde dieselben zu vereiteln wissen. War von den Bauern wie vom Adel nur Beraubung und Beeinträchtigung der Kirche zu erwarten, von wem konnte man hoffen, daß er sich der bedrängten Kirche annehmen und ihr zur Ordnung ihrer äußeren Verhältnisse behilflich sein werde, wenn nicht vom Landesherrn? Man macht es Luther nicht selten zum Vorwurf, daß er die evangelische Kirchenverfassung nicht von Anfang an auf den Boden des Gemeindeprinzips gestellt habe. Aber war ihm schon vorher die Herrschaft des „Herrn Omnes“ in der Kirche als dem Wesen derselben widersprechend erschienen, so hatte ihn der Bauernkrieg in dieser Auffassung noch bestärkt. Wo wären auch die Gemeinden gewesen, deren Händen die Kirchengewalt hätte anvertraut werden können? Hatte doch Luther über die Stumpfheit und Gleichgültigkeit selbst der Gemeinde zu Wittenberg fortwährend zu klagen; wie mag es da auf dem Lande ausgesehen haben? Daß er aber die Hilfe des Kurfürsten in Anspruch nimmt, dafür führt Luther einmal die Pflicht der Obrigkeit, für Erziehung der Jugend zu sorgen, als Grund an; und dann folgt ihm daraus, daß alle Klöster und Stifte dem Landesherrn in die Hände fallen, für denselben auch „die Pflicht und Beschwer, solches Ding zu ordnen, denn sich's sonst niemand annimmt, noch annehmen kann, noch soll“. Von Kurfürst Johann, der in kirchlichen Dingen nicht die vorsichtige Zurückhaltung beobachtete wie sein Bruder, Friedrich der Weise, war um so eher zu erwarten, daß er die ihm hiemit angetragene Stellung eines Schutzherrn der evangelischen Kirche in seinem Lande annehmen werde, als durch den Reichstagsabschied zu Speier vom 27. August 1526 jedem Reichsstand gestattet worden war, bis zum Zustandekommen eines deutschen Nationalkonzils in Sachen des Wormser Edikts so zu leben und zu regieren, wie er es gegen Gott und Kaiserliche Majestät hoffe und vertraue zu verantworten, wodurch die Ent-

scheidung über die kirchlichen Zustände eines Landes ganz in die Hand des Landesherrn gelegt war. Luthers Gedanke war nun, der Kurfürst solle Städte und Dörfer anhalten, daß sie zu Erhaltung von Kirchen und Schulen das Erforderliche leisten, wo sie dazu aber nicht im stande seien, sollen die Klostergüter dazu gebraucht werden, „des gemeinen Manns desto baß zu verschonen". Um aber diese kirchlichen Reformen durchzuführen, solle der Kurfürst „von vier Personen lassen das Land visitieren, zween auf die Zinse und Güter, zween, die auf die Lehre und Person verständig sind". Der Kurfürst ging auf diesen Vorschlag ein und ernannte Visitatoren, darunter Melanchthon, welche im Frühjahr 1527 ihr Werk begannen. Dasselbe erlitt freilich durch die im Sommer des Jahrs ausgebrochene Pest eine Unterbrechung. Während derselben arbeitete Melanchthon eine Schrift aus, in welcher Anweisung gegeben war, wie das Evangelium in den Gemeinden mit Rücksicht auf den gemeinen Mann gelehrt werden sollte. Um der sittlichen Leichtfertigkeit entgegen zu treten, welche sich bei nicht wenigen Bekennern der evangelischen Lehre zeigte, hatte er in dieser Schrift gefordert, es solle gelehrt werden, daß dem rechtfertigenden Glauben ernstliche Reue und Schrecken des Gewissens vorangehen müsse. Damit aber gab er nach zwei Seiten hin Anstoß: Die Katholiken triumphierten, daß die Lutherischen „wieder zurück kröchen", d. h. von ihrer eignen Lehre abfallen, und Johann Agrikola, Luthers Freund und Rektor der Schule in Eisleben, machte dem Melanchthon zum Vorwurf, daß er die Buße aus der Furcht vor der Strafe statt aus der Liebe zu Gott lasse hervorgehen und die rechte Gottesfurcht, da man Gott um seiner selbst willen fürchte, nicht von derjenigen unterscheide, welche nur seine Strafen fürchte. Der Kurfürst wurde stutzig, Luther aber beruhigte ihn: daß die Widersacher dawider lügen, sei nicht groß zu achten; im übrigen müsse man allzu feine Unterscheidungen nicht verlangen, da „alles für den Pöbel aufs einfältigste gestellet" sei. So ging denn die Schrift mit wenigen Aenderungen von Luther und Bugenhagen und einer Vorrede des ersteren im März 1528 aus unter dem Titel: „Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren im Kurfürstentum Sachsen."

Luther führt in dieser Vorrede aus, daß das Visitationswerk die ursprüngliche Grundlage des bischöflichen Amtes sei. Allein mit der Zeit haben es die Bischöfe versäumt. Weil es aber so nütz und not in der Christenheit sei, hätte er es gerne wieder eingerichtet, und da sonst niemand dazu den Beruf gehabt, habe er den Kurfürsten gebeten, daß er aus christlicher Liebe, weil er als weltliche Obrigkeit es nicht schuldig sei, etliche tüchtige Personen zu solchem Amt ordne.

Vom Herbst 1528 an beteiligte sich Luther selbst an dem Visitationswerk, welches von mehreren Kommissionen, bestehend je aus einem Theologen und einigen weltlichen Beamten vorgenommen wurde. Die Ergebnisse waren sehr betrübend. Nicht nur Armut und Not begegnete überall den Visitatoren, sondern auch geistliche Notstände. Die Pfarrer waren im Kreise von Wittenberg verhältnismäßig besser, aber in andern Landesteilen fand sich bei denselben arge Unwissenheit; auch schwere sittliche Gebrechen waren zu rügen. Noch schlimmer stand es beim Volke. Träg zum Wort und Sakrament, unbekannt mit der Lehre des Evangeliums waren namentlich die Bauern; die einen kannten kein Gebet, den andern war das Vaterunser zu lang. Schulen waren selten auf dem Lande.

Um den zum Predigen ungeschickten Geistlichen zu Hilfe zu kommen, wurde Luthers Kirchenpostille, welche 1527 vollendet worden war, ihnen zum Vorlesen gegeben. Besonders aber sollte der Unwissenheit des Volkes in Glaubenssachen durch den Katechismus abgeholfen werden. So verfaßte Luther zu Anfang des Jahres 1529 seinen großen Katechismus als Anleitung für die Pfarrer, die evangelische Lehre in Predigt und Jugendunterricht vorzutragen nach Ordnung der drei altchristlichen Hauptstücke: Gesetz, Glaube und Gebet des Herrn, wozu er noch die von Taufe und Abendmahl fügte. Darauf folgte das „Enchiridion oder kleiner Katechismus für die gemeinen Pfarrherren oder Prediger", zugleich auch bestimmt zu einer Anleitung für die Hausväter, wie sie ihr Gesinde lehren sollen. Für die Prediger gab er diesem Katechismus ein Traubüchlein und sein schon früher erschienenes Taufbüchlein bei, während dem häuslichen Gebrauch die beigegebenen Morgen-, Abend- und Tischgebete samt der Haustafel dienen sollten. Die Vorrede klagt über die jammervolle

Unwissenheit des gemeinen Mannes in Beziehung auf die christliche Lehre und ruft Ach und Weh über die Bischöfe, die das Volk so schändlich haben lassen hingehen. Dann bittet Luther die Pfarrherren um Gotteswillen, daß sie sich über das Volk erbarmen und helfen den Katechismum in die Leute, sonderlich in das junge Volk bringen. Welche es aber nicht lernen wollen, denen soll man sagen, wie sie Christum verleugnen, sollen auch nicht zum Sakrament gelassen werden, kein Kind aus der Taufe heben u. s. w.

So kurz dieser kleine Katechismus ist, so meisterhaft ist er nach Form und Inhalt. In schlichten Worten werden die tiefsten Gedanken des Evangeliums ausgesprochen mit Vermeidung aller theologischen Subtilitäten, wie aller polemischen Beziehungen. Darum ist er auch unsrem evangelischen Volke an das Herz gewachsen, und die Geschichte unsrer Kirche zeigt, daß mit der Kräftigkeit des Glaubenslebens in derselben auch die Wertschätzung des lutherischen Katechismus steigt und fällt.

Während Luther so des verwahrlosten Volkes in seiner nächsten Nähe sich annahm und sich mühte, das kirchliche Gemeindeleben zu ordnen, war er schon in einen Kampf verflochten, der für ihn um so schwerer sein mußte, als er Männer sich gegenüber sah, welche in der Verwerfung der römischen Satzungen mit ihm einig und zum Teil seine Freunde gewesen waren. Es ist dies der Streit über das heilige Abendmahl. Wir haben schon gehört, wie der eitle und schwärmerische Dr. Karlstadt der erste war, der die Gegenwart des Leibes Christi im heiligen Abendmahl leugnete, und wie er auch die Prediger in Straßburg für seine Ansicht gewann, wie dann Luther diese in einem Sendschreiben vor Karlstadt warnte und in seiner Schrift „Wider die himmlischen Propheten" demselben entgegen trat. Inzwischen hatte Karlstadts Auffassung von andrer Seite her Unterstützung gefunden! Einerseits verwarf der schlesische Edelmann Kaspar Schwenkfeld die Gegenwart des Leibes Christi im Sakrament, weil sie mit seinen mystischen Ansichten nicht stimmte, und fand vielen Anhang im Württembergischen, andererseits wurden Ulrich Zwingli, der Reformator von Zürich, und Oekolampadius, der in Basel für das Evangelium wirkte, durch ihre nüchtern verständige Betrachtungsweise zu demselben Ergebnis geführt. Wenn es sich aber darum handelte, ihre Ansicht mit den Einsetzungsworten Jesu in Einklang zu bringen, dann gingen sie verschiedene Wege. Hatte Karlstadt behauptet, Jesus habe bei den Worten: „Das ist mein Leib" nicht auf das Brot, sondern auf seinen vor den Jüngern sitzenden Leib hingewiesen, so faßte Oekolampadius das Wort „Leib" in dem Sinn von „Bild des Leibes" und Zwingli das Wort „ist" in dem Sinn von „bedeutet".

Diese Ansichten, schon seit dem Frühjahr 1525 von Zwingli und Oekolampadius durch Schriften verbreitet, fanden namentlich in Oberdeutschland vielen Eingang; Luther aber, welcher in denselben eine Beeinträchtigung der Gewißheit des Heils erkannte, da dem Glauben dadurch seine objektive Grundlage entzogen werde, sah in ihnen Schwärmer und Rottengeister, indem er insbesondere auch die Verschiedenheit, welche in betreff der Auslegung der Einsetzungsworte zwischen ihnen selbst bestand, als einen Beweis wider sie geltend machte. So in seinem Brief vom 5. Januar 1526, in welchem er die Christen zu Reutlingen vor den Sakramentierern warnt. Oeffentlich gegen sie aufzutreten zögerte er. Es scheint, daß er sich nur schwer entschließen konnte, den im evangelischen Lager selbst ausgebrochenen Zwist den Gegnern des Evangeliums bekannt werden zu lassen. Dagegen verfaßte eine Anzahl süddeutscher lutherischer Theologen, welche sich unter der Führung von Brenz in Hall versammelten, eine Gegenschrift gegen Oekolampadius, das sogenannte Syngramma Suevicum, welches Luther mit einer Vorrede begleitete. Noch im Jahr 1526 folgte dann sein „Sermon vom Sakrament des Leibes und Blutes Christi wider die Schwarmgeister" und 1527 die größere Schrift: „Daß die Worte Christi: das ist mein Leib u. s. w. noch feststehen, wider die Schwarmgeister". Im Sermon tritt er der Behauptung, es schicke sich nicht, daß Christi Leib im Brot sei, entgegen, teils mit Analogieen aus der kreatürlichen Welt, wie z. B. daß die Seele in unbegreiflicher Weise überall im Leibe gegenwärtig sei, teils mit dem Hinweis darauf, daß Christus auch nach seiner Menschheit Herr aller Dinge und allen gegenwärtig sei. Auf die andre Behauptung, daß die Gegenwart

des Leibes Christi nicht nötig sei, erwidert er, daß darüber nicht wir zu entscheiden haben, sondern Gott. In der größeren Schrift wird dann namentlich die Berufung auf Joh. 6: „Das Fleisch ist kein nütze", zurückgewiesen und die ältesten Kirchenväter als Zeugen für die lutherische Abendmahlslehre aufgeführt. Zugleich läßt er uns erkennen, warum er auf diesen Streitpunkt ein so großes Gewicht legte. Mit Gottes Wort, sagt er, sei nicht zu scherzen. „Es hilft sie auch nicht, daß sie wollten sagen, sie hielten sonst allenthalben viel und groß von Gottes Worten, ohne allein in diesem Stück. Lieber, Gottes Wort ist Gottes Wort. Wer Gott in einem Lügen straft und lästert, der lästert den ganzen Gott." Es war Luther heiliger Ernst bei diesem Streit, es war ihm Gewissenssache auf seiner Lehre zu beharren. Und mochte er auch zu hitzige Worte brauchen und ungerechtfertigter Weise bösen Willen bei seinen Gegnern voraussetzen: ein bloßer Streit um Worte war es nicht. Es standen einander zwei wesentlich verschiedene religiöse Anschauungen gegenüber, und diesen Gegensatz zu verhüllen, wäre Verleugnung der Wahrheit gewesen.

Im Mai 1527 erhielt Luther Zwinglis Gegenschrift gegen den Sermon samt einem Brief desselben, in welchem er sehr von oben herab mit Luther redet, so daß es erklärlich ist, daß dieser denselben als einen Brief voll von Hochmut, Verleumdung, Trotz, Haß und beinahe jeder Bosheit, jedoch unter den besten Worten, bezeichnet. Auch auf Luthers andre Schrift blieben Zwingli und Oekolampadius die Antwort nicht schuldig. Als er aber ihre Schriften erhielt, hatte die Zeit seiner Anfechtungen schon begonnen, und dieser Streit mochte auch dazu beitragen, dieselben noch schwerer zu machen. Aber zu einer Entgegnung fand er die Kraft erst 1528. Im März dieses Jahres erschien sein „Bekenntnis vom Abendmahl Christi", worin er die Beweisführung für seine Lehre wiederholte und die betreffenden Schriftstellen ausführlich auslegte. Dies sei sein letztes Wort, erklärte er, er wolle sich durch die unnützen Worte des Satans nicht hindern lassen an andern Sachen. Zum Schlusse legt er „wider diese und alle andre Ketzerei" ein feierliches Bekenntnis seines Glaubens ab mit der Erklärung: „Ob jemand nach seinem Tode würde sagen: „Wenn der Luther jetzt

lebte, würde er diesen oder jenen Artikel anders lehren und halten, denn er hat ihn nicht genugsam bedacht u. s. w.; dawider sage ich jetzt als dann und dann als jetzt, daß ich von Gottes Gnaden alle diese Artikel aufs fleißigste habe bedacht. — — Ich weiß, was ich rede, fühle auch wohl, was mir gilt auf des Herrn Jesu Christi Zukunft am jüngsten Gerichte." .

Der Streit zwischen Luthers und Zwinglis Anhängern kam um so ungelegener, als den Bekennern des Evangeliums gerade damals von dem gemeinsamen Feind neue Gefahr drohte. Kaiser Karl hatte zu Ende des Jahrs 1527 Friede mit dem Papst gemacht, wobei beide die Ausrottung der Ketzerei sich zur Aufgabe setzten. Beunruhigende Gerüchte über heimliche Abmachungen der päpstlichen Partei in Deutschland verbreiteten sich, und als Landgraf Philipp von Hessen durch den herzoglich sächsischen Rat von Pack Kunde erhielt von einem Vertrag, den Herzog Georg mit andern katholischen Fürsten geschlossen habe zu dem Zweck, die Evangelischen zu überfallen, da verband er sich mit Kurfürst Johann zu Schutz und Trutz und suchte ihn zu unverweiltem Losschlagen zu bewegen, um den Gegnern zuvor zu kommen. Aber da trat Luther in den Weg. Obwohl er an das Vorhandensein jenes Vertrags glaubte, riet er doch mit den andern Theologen in Wittenberg dringend zum Frieden. Es erschien ihm als Auflehnung gegen die rechtmäßige Obrigkeit, wenn man trotz dem vom Reichsregiment erlassenen Friedensmandat zum Schwert greife, und er fürchtete, daß „dadurch ganz Deutschland würde umgekehrt und das Evangelium ausgerottet". Der Kurfürst folgte diesem Rat und so blieb der Friede erhalten. Bald stellte es sich auch heraus, daß jener Vertrag von Pack erdichtet war. Ob er damit den Landgrafen täuschte, oder ob dieser den Pack als Werkzeug seiner Politik brauchte, läßt sich wohl kaum mit Sicherheit entscheiden. Für Luther hatte dieser Packsche Handel die Folge, daß er mit Herzog Georg aufs neue in Verdruß geriet. Er hatte in einem Briefe an seinen Freund Link die Unschuldsversicherungen Georgs angezweifelt und sich geringschätzig über ihn geäußert. Dieser Brief kam in des Herzogs Hände und veranlaßte ihn zu einer groben Schrift gegen Luther, welcher in der Schrift „von

heimlich gestohlenen Briefen“ nicht weniger scharf antwortete. Georg führte Beschwerde bei dem Kurfürsten und dieser verbot Luther, in Zukunft etwas wider Georg drucken zu lassen, ohne es zuvor an den Hof zu schicken. Hatte Luther dem Herzog mit seinem Verdacht auch Unrecht gethan, so gebührt ihm doch der Ruhm, daß seine Gewissenhaftigkeit und Besonnenheit Deutschland vor einem Religionskriege bewahrte, welcher, da im Westen der Krieg mit Frankreich noch fortdauerte, im Osten Gefahr von den Türken drohte, dem Vaterlande die tiefsten Wunden hätte schlagen müssen.

Zu solcher selbstverleugnenden Unterordnung der eignen Interessen unter das Wohl des Vaterlands auch seine lieben Deutschen zu ermahnen, veranlaßte ihn die immer drohender werdende Türkengefahr. Er that es in der im März 1529 erschienenen Schrift, „Vom Kriege wider die Türken“, auf welche er dann im Herbst desselben Jahres, nachdem die Türken vor Wien hatten fliehen müssen, eine gewaltige „Heerpredigt wider die Türken“ folgen ließ. In der Zueignung jener ersten Schrift an den Landgrafen Philipp gibt er an, er habe sie geschrieben „sonderlich weil etliche ungeschickte Prediger bei uns Deutschen sind, als ich leider höre, die dem Pöbel einbilden, man solle und müsse nicht wider den Türken kriegen, etliche aber auch so tolle sind, daß sie lehren, es zieme auch keinem Christen, das weltliche Schwert zu führen oder zu regieren. Dazu, wie unser deutsch Volk ein wüst, wild Volk ist, ja schier halb Teufel, halb Menschen sind, begehren etliche der Türken Zukunft und Regiment“. Er verwahrt sich dann gegen den Vorwurf, daß seine Lehre an solchem Irrtum und Bosheit schuld sei. In der Schrift selbst führt er aus, nicht unter Christi Namen habe man mit den Türken zu kriegen. Christus und die Seinen streiten nicht mit dem Schwert. Wie man aber doch mit gutem Gewissen gegen den Türken streiten könne, will er im folgenden zeigen. „Denn wiewohl ich möchte, wo ich den Adam wollte lassen gehen, stillschweigen und zusehen, wie mich der Türke wider die Tyrannen, so das Evangelium verfolgen und mir alles Leid anlegen, rächete, so will ich doch nicht also thun.“ Zwei Männer, führt er aus, haben wider den Türken zu streiten, Christianus und Kaiser Karolus. Christianus (d. h. die Christenheit) muß ihn schlagen mit geistlichen Waffen, in dem

er durch ernstliche Buße unsrem Herrn Gott die Zuchtrute aus der Hand nimmt und durchs Gebet den Türken als den Verwüster des christlichen Glaubens angreift. Kaiser Karl aber hat wider den Türken zu streiten, weil er als ordentliche Obrigkeit schuldig ist, die Seinen zu verteidigen, nicht aber als Beschützer der Kirche, denn des Kaisers Schwert hat nichts zu schaffen mit dem Glauben. „Man soll Kaiser und Fürsten an ihre Pflicht mahnen, ihre Unterthanen wider den Türken zu schützen, denn sie stellen sich auf Reichstagen so, als stünde es in ihrem Belieben, dies zu thun oder zu lassen. Die Fürsten denken nicht, daß sie vor Gott schuldig sind, mit Leib und Gut dem Kaiser hierin rätlich und hülflich zu sein.“ Mit scharfen Worten wird das Bankettieren der Fürsten, ihr „Hadern um das hohe Sitzen und andre unnütze Pracht“ gestraft und ihnen vorgehalten, daß sie selbst Türken werden an ihren Unterthanen. Aber nicht mit Trotz und Vermessenheit, wird weiter ausgeführt, sondern mit Demut und Gottvertrauen müsse man dem Kampf entgegen gehen. Denjenigen aber, welche des türkischen Regiments begehren, wird vorgehalten, daß sie meineidig seien, auch sich zu Mitschuldigen an allen Greueln der Türken machen, und daß sie, wenn es nach ihrem Wunsche ginge, vom Regen in die Traufe kommen würden.

Auf den Einwand, Kaiser Karl könne wegen seiner sonstigen vielen Gegner nicht wider den Türken streiten, antwortet Luther: „Die Welt ist ans Ende kommen, das römisch Reich ist fast dahin und zerrissen, stehet gleich, wie der Juden Königreich stund, da Christi Geburt nahe kommen war. Also dünkt mich jetzt auch, weil das römisch Kaisertum fast dahin ist, sei Christi Zukunft vor der Thür.“ Doch soll der Kaiser thun, was er kann, und die Fürsten sollten ihre eigen Sachen und Hader eine Weile vergessen und hie mit ganzem Ernst einträchtiglich helfen. Schließlich warnt er davor, die Macht der Türken zu unterschätzen und mit unzureichenden Rüstungen oder ohne Einigkeit ihm entgegen zu treten.

Welche Blicke in die inneren Schäden der deutschen Zustände, in die das Reich auflösenden Bestrebungen erhalten wir durch diese Schrift! Aber wie groß erscheint der weit verbreiteten Selbstsucht gegenüber Luther in seiner Vaterlandsliebe! Den Gedanken,

welchen er wohl bei dem Landgrafen voraussetzen mochte, aus der Türkengefahr Kapital zu schlagen für die evangelische Sache, weist er aufs entschiedenste von sich. Und wie nachdrücklich erklärt er sich gegen die Vermengung von Christentum und Politik! Wie weit ist er davon entfernt, aus der Erwartung der Zukunft Christi ein Hindernis thatkräftigen Handelns zu machen! Mit welchem Freimut straft er die Sünden des Volks und der Fürsten!

Zu dieser geistigen Höhe unbedingten Gottvertrauens vermochte sich der Landgraf Philipp nicht zu erheben. Es wäre zwar unrecht, ihm schuld zu geben, die Sache des Evangeliums sei ihm nur ein Vorwand gewesen, unter welchem er selbstische Zwecke verfolgt habe, aber er suchte sie doch zugleich als Mittel zur Erweiterung der eignen Macht zu benützen, daher war er immer versucht, Glauben und Politik zu vermengen und zur Verteidigung des Evangeliums weltliche Waffen zu brauchen. Als daher auf dem neuen Reichstag zu Speier jede weitere Neuerung in Glaubenssachen verboten worden war und die evangelischen Reichsstände am 19. April 1529 gegen diesen Reichstagsbeschluß protestiert hatten, wovon sie den Namen Protestanten erhielten, und als sodann mehrere dieser protestantischen Stände, um den drohenden Gewaltmaßregeln der Majorität des Reichstags Widerstand zu leisten, sich verbündeten; da meinte der Landgraf durch Hinzutritt der Schweizer würde dieser Bund mehr Gewicht erhalten, und in Zürich war man bereit, beizutreten, denn man träumte dort von einer gegen den Kaiser gerichteten großartigen Verbindung wie mit den deutschen Protestanten, so auch mit Venedig und Frankreich. Eine solche Einigung war aber nur möglich, wenn der theologische Gegensatz zwischen Luther und Zwingli ausgeglichen war; denn der erstere, wie er überhaupt auch jetzt wieder aufs entschiedenste gegen jedes kriegerische Vorgehen sich aussprach, es für ärgerlich erklärte, sich auf menschliche Hilfe, statt auf Gott zu verlassen, und seinen Kurfürsten vor dem Landgrafen als vor einem unruhigen Mann warnte, wollte namentlich durchaus nichts davon wissen, daß man sich mit solchen verbinde, welche Ketzer wider das Sakrament seien. Jener Gegensatz der Lehre aber, meinte der Landgraf, lasse sich am ehesten durch mündliche Verhandlung zwischen Luther und Zwingli beilegen. Luther hatte wenig Hoffnung auf einen günstigen Erfolg, mahnte auch nachdrücklich ab und sprach die Befürchtung aus, es möchte hintennach schlimmer sein denn zuvor. Aber um den Landgrafen nicht abzustoßen und den Gegnern nicht den Ruhm zu lassen, daß sie zum Frieden williger seien, entschloß er sich, „solchen verlorenen Dienst zu erweisen". Die Zusammenkunft sollte am 29. September in Marburg stattfinden. An diesem Tag traf Zwingli mit Oekolampad und seinen Straßburger Freunden Butzer und Hedio und mit drei Nichttheologen in Marburg ein, tags darauf Luther mit Melanchthon, Jonas und Kruciger aus Wittenberg. Außerdem wohnten von seiner Seite Mykonius von Gotha, Brenz von Schwäbisch Hall, Osiander aus Nürnberg und Stephan Agrikola aus Augsburg dem Religionsgespräch bei. Vom Landgrafen wurden die Teilnehmer bestens aufgenommen und beherbergt. Zuerst einigte man sich in Privatunterredungen, welche Luther mit Oekolampad, Melanchthon mit Zwingli hatte, über alle Punkte mit Ausnahme der Abendmahlslehre. Diese selbst bildete dann den Gegenstand der gemeinsamen Verhandlung, welche vor einer kleinen Anzahl von Zeugen in Anwesenheit des Landgrafen und seines Gasts, des vertriebenen Herzogs Ulrich von Württemberg, Samstag, den 2. und Sonntag, den 3. Oktober, in einem Privatzimmer des Landgrafen stattfand. Luther und Melanchthon von der einen, Zwingli und Oekolampadius von der andern Seite, saßen sich an einem Tische gegenüber; doch führte Luther beinahe allein das Wort gegen die beiden Schweizer. Er war zum voraus entschlossen, nicht nachzugeben, und hatte die Worte, „das ist mein Leib" mit Kreide vor sich auf den Tisch geschrieben. Auf diese Worte der Einsetzung kam er immer wieder zurück, während die Gegner Joh. 6 für sich anführten. Die vorgebrachten Gründe waren in der Hauptsache nur eine Wiederholung des in den beiderseitigen Schriften Entwickelten. Zu einer Einigung kam es nicht, denn in der Lehre gab keiner von beiden Teilen nach, beide schlossen vielmehr mit einer Verwahrung dagegen, daß sie aus Gottes Wort widerlegt seien. Aber Landgraf Philipp und die Schweizer wollten eine Vereinigung trotz des Lehrunterschiedes. „Es sind keine Leut auf

Erden, mit denen ich lieber wollt' eins sein denn mit den Wittenbergern," soll Zwingli mit Thränen in den Augen gesprochen haben. Luther hingegen blieb bei der Erklärung: „Ihr habt einen andern Geist als wir," und darauf hin weigerte er sich in Uebereinstimmung mit seinen Begleitern, sie als Brüder in Christo anzuerkennen, wohl aber gab er ihnen die Hand als Zeichen des Friedens und christlicher Liebe. Der Landgraf, welcher vergeblich versucht hatte, eine Einigung in der Abendmahlslehre zu erzielen, hätte vielleicht noch weitere Verhandlungen gewünscht; aber auf die Nachricht, daß der sogenannte englische Schweiß, eine Krankheit, welche damals großen Schrecken verbreitete, in Marburg ausgebrochen sei, ließ er noch schleunigst die Punkte, in denen man sich geeinigt hatte, durch Luther zu Papier bringen. So entstanden die fünfzehn Marburger Artikel. Ueber das Abendmahl ist in denselben gesagt, „daß man beide Gestalt brauchen soll, daß auch die Messe nicht ein Werk ist, damit einer dem andern tot oder lebendig Gnade erlange, daß auch das Sakrament des Altars sei ein Sakrament des wahren Leibs und Bluts Jesu Christi und die geistliche Nießung desselben Leibs und Bluts einem jeglichen Christen vornehmlich von nöten sei. — Und wiewohl wir uns — ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich im Brot und Wein sei — diese Zeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Teil gegen den andern christliche Liebe, sofern jedes Gewissen immermehr leiden kann, erzeigen und beide Teile Gott den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist in dem rechten Verstand bestätigen wolle."

Lesen wir diese Worte und vergleichen damit, wie Luther unmittelbar nach dem Gespräch dasselbe ein freundlich Gespräch nennt und sich dahin äußert, daß mehr erreicht sei, als er gehofft hätte, daß man auch in der Lehre sich genähert habe, daß durch das gegenseitige Versprechen, öffentlich nicht gegen einander zu schreiben und zu disputieren, das vorhandene Aergernis nicht zum geringsten Teil beseitigt sei; so können wir nicht behaupten, das Gespräch sei fruchtlos geblieben. Beide Teile waren einander näher gekommen, der heftige Ton der Streitschriften hatte einem rücksichtsvollen Platz gemacht. Wenn aber Luther vielfach scharf darüber getadelt worden ist, daß er die gebotene Bruderhand zurückwies, so mag ja zugegeben werden, daß er nicht unterschied zwischen der persönlichen Herzensstellung und der dogmatischen Richtung seiner Gegner. Es kann ja einer in schweren Irrtümern befangen und doch ein Bruder in Christo sein. Aber man beachte wohl: was man von Luther verlangte, war nicht eine Anerkennung dieser einzelnen Männer als christlicher Brüder, sondern eine Anerkennung ihrer Sache. „Wenn wir sie für Brüder und Schwestern annehmen, so müßten wir verwilligen in ihre Lehre," sagte er. Daß er darauf nicht eingehen konnte, ohne seine Ueberzeugung zu verleugnen, liegt auf der Hand. Es ist derselbe Luther, der in Worms und der in Marburg sein „ich kann nicht anders" gesprochen hat. Wer jenen bewundert, darf diesen nicht verurteilen, wenn er auch bedauern mag, daß diese Tragödie, wie Luther selbst den Sakramentsstreit nannte, die Anfänge der evangelischen Kirche gestört hat.

Uebrigens war es nicht die Verschiedenheit in der Sakramentslehre allein, wodurch Luther gehindert wurde, mit den Schweizern sich zu einigen, sondern der „andre Geist", den er bei ihnen fand. Er meinte damit wohl hauptsächlich die Neigung der Schweizer, mit Waffengewalt für das Evangelium einzutreten. Den Kampf gegen diesen Geist hatte Luther von jeher für seine Aufgabe gehalten; und wie es zum eignen Verderben und zur Verlästerung des Evangeliums führe, wenn man demselben folge, hatte er an Sickingen, an Thomas Münzer und den Bauern und erst neuerlich wieder an Pack erfahren. Als daher die Verhandlungen mit den Schweizern und den oberdeutschen Städten infolge des Marburger Gesprächs abgebrochen waren und die lutherischen Reichsstädte unter sich darüber zu Rate gingen, ob man einem etwaigen Angriffe des Kaisers gewaffneten Widerstand leisten dürfe, riet er seinem Kurfürsten dringend von jedem Bündnis zur Verteidigung wider den Kaiser ab. Dasselbe, sagt er, könnte zu Blutvergießen führen und er „wollte lieber zehnmal tot sein, denn solch Gewissen haben, daß unser Evangelium sollte eine Ursache gewesen sein einiges Bluts oder Schadens". Christus sei mächtig genug, dem Kurfürsten aus der Gefahr zu helfen. Mit Beten und Flehen richte man mehr aus als die Widersacher mit ihrem Trotzen. In dem Kaiser erkannte er seinen und des Kürfürsten Oberherrn. Darum

dürfe man sich ihm nicht widersetzen, auch wenn er Unrecht thue; nur wenn das Reich und die Kurfürsten einträchtiglich den Kaiser absetzten, wäre der einzelne berechtigt, ihm den Gehorsam zu verweigern. Wolle der Kaiser die Bekenner des Evangeliums verfolgen, so sollen die Fürsten dieselben nicht schützen, sondern ein jegliches soll für sich selbst stehen mit der Darstreckung seines Leibs und Lebens und nicht die Fürsten mit in die Gefahr ziehen. Daß sie aber selbst ihre Unterthanen um des Evangeliums willen angreifen, dazu könne der Kaiser die Fürsten nicht zwingen. Uebrigens solle man Gott vertrauen, daß er uns ohne unsern Witz und Macht zu schützen wisse.

Fünftes Kapitel.

Luther während des Reichstags zu Augsburg.

Dieweil Mose seine Hände empor hielt,
siegete Israel. 2. Mos. 17, 11.

Luthers Zuversicht wurde nicht zu schanden, denn Kaiser Karl wollte es noch nicht zum Aeußersten kommen lassen, sondern versuchte noch einmal eine gütliche Verständigung mit den protestantischen Reichsständen. Zu diesem Zweck und zugleich um des Türkenkriegs willen berief er auf den 8. April 1530 einen Reichstag nach Augsburg. Sofort beauftragte am 14. März der Kurfürst seine Theologen Luther, Melanchthon, Bugenhagen und Jonas, eine Darstellung der evangelischen Lehre abzufassen und sich mit derselben am 20. März in Torgau einzufinden. So entstanden die „siebzehn Artikel christlicher Lehre", gewöhnlich Torgauer Artikel genannt. Am 3. April brach dann der Kurfürst von Torgau nach Augsburg auf. In seiner Begleitung waren neben den drei Wittenberger Theologen Luther, Melanchthon und Jonas noch der Hofprediger Spalatin und Agrikola.

Unterwegs feierte man den Palmtag in Weimar. Luther predigte, die Fürsten empfingen das heil. Abendmahl. Nachdem jener während der Karwoche noch an einigen andern Orten gepredigt hatte, traf man am Abend vor dem Osterfest in Koburg ein. Hier nahm der Kurfürst einen mehrtägigen Aufenthalt, da er hörte, daß des Kaisers Ankunft in Augsburg sich verzögere. Erst am 23. April zog er weiter, da er vom Kaiser die Aufforderung erhalten hatte, vor Ende des Monats in Augsburg einzutreffen.

Luther, der als Geächteter nicht nach Augsburg kommen durfte, wurde vor Tagesanbruch aus der Stadt auf die Feste Koburg gebracht, wo er, wie einst auf der Wartburg, sich in Verborgenheit aufhalten sollte. Darum ließ er sich wieder den Bart wachsen, um unkenntlich zu sein und datierte seine Briefe, den Ortsnamen umdrehend, „aus Grubok" oder auch „aus der Einöde", „aus der Wüste", oder lateinisch „ex eremo", suchte sich auch Besuchen möglichst zu entziehen, ja er dachte sogar daran, wirklich oder zum Schein weg zu ziehen, denn „die Wallfahrt will zu groß werden hieher; es möchte dem Fürsten unangenehm sein".

Zum Umgang hatte er den jungen Magister Veit Dietrich von Nürnberg, der in Wittenberg sein Tischgenosse gewesen war, und seinen Schwestersohn Cyriak Kaufmann. Für seine Bewirtung hatte der Kurfürst aufs beste gesorgt. „Wir leben wie die Herren," konnte er demselben berichten. Zur Wohnung war ihm ein ganzes Haus, welches die übrigen Schloßgebäude überragte, eingeräumt. Er nannte es seinen Sinai, aus welchem er aber ein Zion machen wolle, indem er drei Hütten dort baue, dem Psalter eine, dem Propheten eine und dem Aesop eine. Damit bezeichnete er die litterarischen Arbeiten, die er sich vorgenommen hatte. Er beabsichtigte nämlich zum Nutzen der Jugend und des ungelehrten Volks die Fabeln Aesops herauszugeben und hat auch wirklich dreizehn derselben verdeutscht. Weil aber seine Bücher noch nicht angekommen waren, konnte er nicht sofort an die Arbeit gehen. So benützte er den ersten Tag, um Briefe zu schreiben und sich die Umgebung seines Wohnorts anzusehen.

Insbesondere die Vögel zogen seine Aufmerksamkeit auf sich, vor allem die Krähen, von welchen ein ganzes Wäldchen, das gerade vor seinen Augen lag, erfüllt war. Wiederholt kommt er in seinen Briefen auf sie zurück; bald erinnert ihn ihr „lieblicher Gesang" an seines Gegner Cochläus und dessen Genossen, an die Sophisten und Papisten mit ihrem Predigen und Schreiben, bald

ihr „Zu- und Abreiten“ an den Adel und die großen Hansen, die auf dem Reichstag versammelt sind. Ihren Kaiser aber, schreibt er, habe er noch nicht gesehen. Dann schildert er aufs anziehendste ihr Treiben. „Sie achten nicht den großen Palast und Saal, denn ihr Saal ist gewölbt mit dem schönen, weiten Himmel, ihr Boden ist eitel Feld, getäfelt mit hübschen grünen Zweigen, so sind die Wände so weit als der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Rossen und Harnisch. Sie haben gefiederte Räder, damit sie auch den Büchsen entfliehen. Es sind große, mächtige Herren, was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht; so viel ich aber von einem Dolmetscher habe vernommen, haben sie für einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gerste, Hafer, Malz und allerlei Korn und Getreide und wird mancher Ritter hie werden und große Thaten thun.“

Wie die köstlichste Frucht von Luthers Aufenthalt auf der Wartburg die Uebersetzung des Neuen Testaments ist, so benützte er die Muße, welche er auf Koburg hatte, vornehmlich dazu, seine Uebersetzung des Alten Testaments zu fördern, insbesondere beschäftigte ihn „die große Arbeit, die Propheten zu verdeutschen.“ Er hoffte bis Pfingsten damit fertig zu werden, aber zu Anfang des Mai wurde er von Kopfleiden befallen, so daß er tagelang keinen Buchstaben ansehen konnte. Dies dauerte mehrere Wochen. Er meinte darin die Wirkung des herannahenden Alters zu verspüren. „Es will's nicht mehr thun, schreibt er, die Jahre treten herzu.“ Auch Todesgedanken kamen ihm, er meinte, sein Stündlein sei nicht weit, und suchte sich auf der Koburg ein Oertlein, da man ihn sollte begraben. Dazu regten sich die alten Anfechtungen. Doch verdeutschte er den Jeremia und machte sich Mitte Juni an Ezechiel, der allein noch übrig war. Aber immer wieder mußte er, „des Haupts zu verschonen“, diese Arbeit unterbrechen. Doch auch solche Pausen blieben nicht unbenützt. In einer derselben vollendete er die Auslegung des 118. Psalms, von welchem er schreibt: „Wiewohl der ganze Psalter und die heil. Schrift gar mir auch lieb ist, als die mein einiger Trost und Leben ist, so bin ich doch sonderlich an diesen Psalm geraten, daß er muß mein heißen und sein. Denn er sich auch redlich um mich gar oft verdienet und mir aus manchen großen Nöten geholfen hat.

Und ist mir lieber denn des Papstes, Türken, Kaisers und aller Welt Ehre, Gut und Gewalt. — Und wollt Gott, daß alle Welt den Psalmen also für den seinen anspräche wie ich. Es ist leider der wenig, auch unter denen, die es billig vor andern thun sollten, die zur heil. Schrift oder zu einigem Psalm ihr lebenlang einmal von Herzen sprechen: Du bist mein liebes Buch, du sollst mein eigen Psalmlein sein. Und ist freilich der größesten Plagen eine auf Erden, daß die heil. Schrift so veracht ist auch bei denen, die dazu gestift sind. Alle andern Sachen, Kunst und Bücher treibt und übet man Tag und Nacht, und ist des Arbeitens und Mühens kein Ende. Allein die heil. Schrift läßt man liegen, als bedürfe man ihrer nicht; und die ihr so viel Ehre thun, daß sie sie einmal lesen, die können es flugs alles und ist nie keine Kunst noch Buch auf Erden kommen, das jedermann so bald ausgelernt hat als die heil. Schrift. Und es sind doch ja nicht Lesewort, wie sie meinen, sondern eitel Lebewort drinnen, die nicht zum Spekulieren und hoch zu dichten, sondern zum Leben und Thun da gesetzt sind.“

Aus jenem Psalm hatte er den 17. Vers: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen“ sich zum Wahlspruch erkoren. Er schrieb ihn in lateinischer Sprache an die Wand seines Zimmers und darüber die Noten, nach welchen er ihn sang.

Desgleichen stellte er sich „Schöne, auserlesene Sprüche der heiligen Schrift“ zusammen zum Trost, „wenn uns wegen Gottes Worts Beschwerung, Trübsal und Verfolgung vorfället“.

Auch der Jugend vergaß er nicht. Er schrieb den „Sermon an die Prediger, daß sie die Leute vermahnen, ihre Kinder zur Schule zu halten“, worin er den geistlichen und zeitlichen Nutz der Schule hervorhebt. Diese Schrift schickte er an den ihm befreundeten Lazarus Spengler, Syndikus in Nürnberg. Er rühmt den Rat dieser Stadt, daß er mit großen Kosten eine so feine Schule gestiftet habe, spricht aber die Besorgnis aus, es möchten in dieser großen Stadt etliche sein, welche die Schulen verachten und die Kinder zum Dienste des Mammons kehren.

Seinen papistischen Gegnern trat er in einigen Schriften entgegen. In der Schrift „Von den Schlüsseln“ beschreibt er „der lieben Schlüssel gräulichen Mißbrauch und Mißverstand“, in einer

andern Schrift, die er ironisch „Widerruf vom Fegfeuer“ betitelte, griff er die päpstlichen Lügen vom Fegfeuer an, gegen welche er bisher nichts Sonderliches geschrieben habe. In seinem „Sendbrief vom Dolmetschen“ rechtfertigte er seine Uebersetzung von Röm. 3, 28: „Wir halten, daß der Mensch gerecht werde allein durch den Glauben“ gegen den römischen Vorwurf einer Fälschung der Schrift.

Während er aber so in der Stille arbeitete, war sein Herz zugleich zu Hause bei den Seinen. Wäre es ihm doch lieber gewesen, wenn er in Wittenberg hätte bleiben und seines Amtes warten dürfen, aber er hätte es nicht für recht gehalten, dem Rufe des Kurfürsten zu widerstreben. Um so mehr pflegte er den schriftlichen Verkehr mit der Heimat. Der von uns früher mitgeteilte liebliche Brief an sein Söhnlein Hans stammt aus dieser Zeit. Auch an Hieronymus Weller, der in sein Haus gezogen war, um beim Unterricht und der Erziehung dieses Söhnleins mitzuhelfen, schrieb er mehrmals, namentlich um ihn über die Anfechtungen, von denen derselbe zu leiden hatte, zu trösten. Nicht minder stand er in brieflichem Verkehr mit seiner Frau, indem er selbst an ihren kleinen häuslichen Angelegenheiten Anteil nahm. Zu besonderer Freude gereichte es ihm, als sie ihm das Bild seines Magdalenchens schickte. Veit Dietrich schrieb darüber an die Frau Doktorin: „Ihr habt ein sehr gut Werk gethan, daß Ihr dem Herrn Doktor das Bild geschickt habt; denn daran er über die Maßen viel Gedanken mit dem Bilde vergißt. Er hat's dem Tisch gegenüber an die Wand geklebt, da wir essen in des Fürsten Gemach. Da er's am ersten ansah, konnt er sie lange nicht kennen. Ei, sprach er, die Lene ist ja schwarz. Aber jetzt gefällt sie ihm wohl, und dünkt ihm je länger je mehr, es sei Lenchen. Auch sonstiger Anverwandten gedenkt Luther in seinen Briefen aus Koburg. Vor allem aber bewegte ihn die Nachricht von seines Vaters Erkrankung. Er schickte an ihn sofort seinen Neffen Cyriak mit dem schon oben (S. 16) erwähnten Trostbrief. Wie er dann die Botschaft von dessen am 29. Mai erfolgten Tode aufnahm, haben wir ebenfalls früher gehört. Er pries Gott, daß sein Vater diese Zeit erlebt und das Licht der Wahrheit gesehen habe.

Aber freilich, diese persönlichen Angelegenheiten mußten zurück-

treten gegenüber von den großen Interessen, welche in jenen Tagen auf dem Spiele standen. Es war hauptsächlich ein dreifaches, was Luthers Seele erfüllte: die Türkengefahr, das Verhältnis zu Zwingli und seinem Anhange und die Verhandlungen des Reichstags über die evangelische Sache.

Schon im April spricht sich in seinen Briefen wiederholt die Befürchtung eines neuen Einfalls der Türken aus. Er sieht darin eine Strafe für die Verachtung des Wortes Gottes und andre Greuel, deren namentlich in Oberdeutschland immer mehrere werden. Zugleich aber versichert er, daß er nicht aufhöre, um Abwendung der Gefahr zu flehen, bis er der Erhörung gewiß sei.

Die Sakramentsstreitigkeiten wurden wieder aufgerührt durch neue Vermittelungsversuche, welche in den der Eröffnung des Reichstags vorangehenden Wochen der Landraf Philipp zu Augsburg machte. Die Straßburger suchten ihn für die Zwinglische Lehre zu gewinnen und Melanchthon fürchtete, er möchte die Augsburgische Konfession, weil in derselben diese Lehre verworfen sei, zu unterschreiben sich weigern. Auf Melanchthons Wunsch schrieb daher Luther an ihn und ermahnte ihn, er solle „sich die süßen, guten Worte des Widerteils nicht bewegen lassen oder vielmehr der listigen Einfälle und Gedanken des Teufels sich nicht annehmen“. Er spricht es hier als seine Ueberzeugung aus, daß die Widersacher ihrer eignen Lehre nicht gewiß seien. „Wäre das Bier im Fasse, sie ließen's jetzt wohl anstehen. Aber weil sie ins Nein kommen sind, wollen und können sie nicht zurück.“ Der Landgraf unterzeichnete die Konfession und die Straßburger übergaben in Gemeinschaft mit den Städten Konstanz, Memmingen und Lindau ein besonderes Bekenntnis, in welchem sie sich der Lutherischen Abendmahlslehre möglichst zu nähern suchten. Vom Boden dieses Bekenntnisses aus bemühte sich nun Butzer eine Einigung mit Luther zu stande zu bringen. Er hatte in Augsburg eine Unterredung mit Melanchthon und setzte Artikel auf, gegen welche auch dieser nichts einzuwenden wußte. Dieselben wurden nebst Briefen von Luther und Melanchthon nach Koburg geschickt. Luther aber schrieb an Melanchthon, er habe kein Gefallen an der „Schalkheit und List solcher Leute“, er werde dem Butzer gar nicht antworten.

Dieser aber ließ sich nicht abschrecken. Am 25. September kam er selbst nach Koburg. Luther traute ihm nicht recht und mahnte ihn zur Offenheit, wurde aber durch die Erklärungen desselben so befriedigt, daß er sich der Hoffnung hingab, es werde zu einer Vereinigung mit den „Sakramentierern", wenigstens mit den Straßburgern, kommen. Viel mehr Sorge bereitete ihm der Gang der Dinge in Augsburg. Am liebsten hätte er dort selbst für das Evangelium gezeugt, aber, schreibt er, „es war einer, der zu mir sprach: Schweige, du hast eine schlechte Stimme". Doch hielt er es immer noch für möglich, daß er dorthin berufen werde, ja er ging eine Zeitlang mit dem Gedanken um, ob er nicht auch ungerufen kommen solle. Da sich das nicht thun ließ, so wollte er wenigstens schriftlich für die Sache des Evangeliums wirken, so viel er konnte. Er verfaßte eine „Vermahnung an die Geistlichen, versammelt auf dem Reichstag zu Augsburg", worin er mit scharfen Worten die in die Kirche eingedrungenen Greuel rügt und die geistlichen Fürsten ermahnt, dem Evangelium freien Lauf zu lassen, dann sollte ihre weltliche Herrschaft unangetastet bleiben. Da die Eröffnung des Reichstags sich durch die verspätete Ankunft des Kaisers bis nach Mitte des Juni verzog, so hatten die evangelischen Theologen Zeit, die Bekenntnisschrift abzufassen, welche der Kurfürst dem Kaiser und Reichstag übergeben wollte. Auf Grund der von Luther aufgesetzten Schwabacher Artikel arbeitete sie Melanchthon aus mit solcher Anstrengung, daß ihn Luther ermahnen mußte, seines Kopfes zu schonen. „Ich gebiete dir," schreibt er, „und der ganzen Gesellschaft, daß sie dich der Regel unterwerfen, dein Körperchen zu erhalten, damit du nicht ein Selbstmörder wirst und dir einbildest, das geschehe aus Gehorsam gegen Gott." Dem Kurfürsten, der ihm die Arbeit Melanchthons zur Einsicht zugesandt hatte, schreibt er unter dem 15. Mai: „Ich hab M. Philippsen Apologia überlesen; die gefällt mir fast wohl und weiß nichts dran zu bessern noch ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus, unser Herr, helfe, daß sie viel und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten." Dem Kurfürsten selbst spricht er sein Bedauern darüber aus, daß derselbe so lange und mit so großen Kosten in Augsburg

hingehalten sei, und seinen Wunsch, daß dessen Herz fest und geduldig bleibe in Gottes Gnade. Gott zum Freunde haben sei tröstlicher denn aller Welt Freundschaft. Gott aber beweise dem Kurfürsten seine Gnade, indem in dessen Land sein Wort kräftig mache. Dort seien die allerbesten Pfarrer und Prediger und „es wächset jetzt daher die zart Jugend von Knäblein und Maidlein, mit dem Katechismo und Schrift so wohl zugerichtet, daß mir's in meinem Herzen sanft thut, daß ich sehen mag, wie jetzt junge Knäblein und Maidlein mehr beten, glauben und reden können von Gott, von Christo, denn vorhin alle Stift, Klöster und Schulen gekonnt haben und noch können. Und ist fürwahr solch jung Volk in Euer Kurfürstlichen Gnaden Land ein schönes Paradies, desgleichen in der Welt nicht ist. Und solches alles bauet Gott in Euer Kurfürstlichen Gnaden Schoß zum Wahrzeichen, daß er Euer Kurfürstlichen Gnaden gnädig und günstig ist". Er tröstet dann den Kurfürsten, dessen Herz der Satan bekümmere und betrübe, mit dem Hinweis auf das treu herzlich Gebet bei allen Christen. „Und wir wissen, daß unser Gebet recht ist und die Sach gut, darum wir gewiß sind, daß es angenehm und erhöret wird."

Ja das Gebet war die Stütze, womit er sich und die Seinen aufrecht erhielt. Matthesius vergleicht ihn deshalb mit Mose, welcher, während Israel mit Amalek kämpft, auf dem Berge seine Hände emporhebt und dadurch seinem Volk den Sieg erringen hilft, und Veit Dietrich berichtet über Luthers Gebetsleben auf Koburg: „Ich kann mich nicht genug wundern über diese Standhaftigkeit, Heiterkeit, Glauben und Hoffnung in so trauriger und gefährlicher Zeit. Aber er nährt dieselben ohne Unterlaß durch tägliche Betrachtung und Uebung in Gottes Wort. Er läßt keinen Tag vergehen, ohne daß er wenigstens drei Stunden, die ihm zum Studieren am geeignetsten sind, aufs Gebet verwendet. Einmal hatte ich das Glück, ihn beten zu hören. Guter Gott, welch ein Glaube war in seinen Worten! Mit solcher Ehrfurcht betete er, daß man sah, er rede mit Gott, und mit solchem Glauben und solcher Hoffnung, daß man meinte, er rede mit einem Vater und einem Freunde. Ich weiß, sagte er, daß du unser Gott und Vater bist, darum bin ich gewiß, daß du die Verfolger deiner Kinder zu

schanden machen wirst. Thust du es nicht, so ist die Gefahr dein so gut als unser, ist doch dieser ganze Handel dein, wir sind nur gezwungen daran gegangen, darum magst du ihn verteidigen. So hörte ich ihn mit heller Stimme beten, da ich von ferne stand."

Der getroste Mut, welchen er sich durch Gebet errang und bewahrte, setzte ihn in den Stand, auch seine Brüder zu stärken. Es war eine Zeit banger Erwartung, welche der immer länger sich verzögernden Eröffnung des Reichstags voranging. Zu Luther drang das Gerücht, die päpstliche Partei verzögere des Kaisers Ankunft, um die Fürsten zu nötigen, unverrichteter Dinge heimzukehren. Gespannt wartete er auf Nachricht von Augsburg, aber die Boten kamen ohne solche zurück. Es verdroß ihn nicht wenig, daß die „Junker Schweigler zu Augsburg nichts schreiben". Doch behielt er auch unter diesen Umständen seinen fröhlichen Glauben und konnte damals einige Briefe voll Humor schreiben. Erst am 29. Juni, nachdem er schon auf andern Wegen von dem Einzug des Kaisers in Augsburg am 15. gehört hatte, kamen wieder Briefe von seinen dortigen Freunden. Hoch erfreut wurde er durch die Kunde von der Standhaftigkeit seines Kurfürsten und von der Freundlichkeit des Kaisers. Ein guter Engel stehe diesem zur Seite, meinte er, und erblickte darin eine Wirkung der Gebete der Gläubigen.

Aber sorgenvoll lauteten Melanchthons Briefe; er war ja nicht der Mann für das Gedränge des Kampfes, ihn schreckten die Drohungen der Gegner, ihm bangte um den Frieden im Reiche, ihn ließ die Sorge, ob er es denn mit dem von ihm abgefaßten Bekenntnis recht getroffen habe, zu keiner Ruhe kommen; auch seiner Genossen hatte sich Kleinmütigkeit bemächtigt. Da griff Luther mit seinem gewaltigen Worte ein. Unerschütterliche Glaubenszuversicht spricht aus den Briefen, die er nach Augsburg schrieb. Noch ehe er gehört, daß das Bekenntnis übergeben sei, schrieb er am 27. Juni an Melanchthon: „Deine großen Sorgen hasse ich gar sehr. Daß sie in deinem Herzen herrschen, macht nicht die Größe unsrer Sache, sondern die Größe unsres Unglaubens. Deine Philosophie quält dich so. Als ob ihr durch jene eure unnütze Sorge irgend etwas ausrichten könntet. Was kann denn der Teufel mehr thun, denn daß er uns erwürge?

Was thut's? Ich beschwöre dich, der du in allem andern so kampfbereit bist, kämpfe auch gegen dich selbst, deinen größten Feind, der du dem Satan so viele Waffen gegen dich selbst in die Hand gibst. Ich bitte fleißig für dich und bedaure, daß du hartnäckiger Sorgenblutegel meine Gebete erfolglos machst. Ich bin, was unsre Sache betrifft, nicht sehr in Unruhe, ja ich habe mehr Hoffnung als ich mir im voraus dachte. Gott ist mächtig, Tote zu erwecken, er ist auch mächtig, seine Sache, wenn sie fallen will, zu retten, wenn sie gefallen ist, wieder aufzurichten, wenn sie steht, zu fördern. Christus tröste, stärke und lehre euch alle durch seinen Geist." Zwei Tage nachher schrieb er ihm abermals, indem er die Frage, wie weit man den Gegnern nachgeben dürfe, beantwortet. In allem andern erklärt er sich zur Nachgiebigkeit bereit, nur von der Wahrheit des Evangeliums dürfe man nicht weichen. Mehr als genug sei schon im Bekenntnis nachgegeben worden, nehmen sie das nicht an, so sehe er keine Möglichkeit weiteren Nachgebens. „Tag und Nacht gehe ich mit der Sache um, nachdenkend, erwägend, bei mir selbst disputierend und die ganze Schrift durchforschend, und es wächst in mir fortwährend die Glaubenszuversicht auf unsre Lehre, und ich werde immer mehr bestärkt, daß ich mir, ob Gott will, nun nichts mehr werde nehmen lassen, es gehe darüber, wie es wolle." Er tadelt hierauf seinen Freund, daß er sich Sorgen mache über den Erfolg, weil er denselben nicht mit Händen greifen könne. „Aber wenn du ihn begreifen könntest, wollte ich mit dieser Sache nichts zu thun haben, geschweige denn ihr Urheber sein." Sie ruhe auf dem Glauben, der auf das Unsichtbare gehe. Wolle dieses jemand sichtbar und begreiflich machen, wie Melanchthon thue, so habe er Sorgen und Thränen zum Lohn seiner Arbeit. „Der Herr mehre dir und uns allen den Glauben. Haben wir den, was wird uns der Satan mit der ganzen Welt thun? Haben wir ihn nicht, warum trösten wir uns nicht wenigstens mit fremdem Glauben?"

In demselben Sinn schrieb er am folgenden Tage (30. Juni) nicht nur an Melanchthon, sondern auch an Brenz, Agrikola, Jonas und Spalatin mit der Bitte, Melanchthon zu stärken, indem er hofft, wenn derselbe auf seine Worte nicht höre, so werde er doch durch diese Freunde, welche er als Gottesmänner anerkennen müsse,

sich bestimmen lassen. Der Gedanke, er könnte von den Papisten umgebracht werden, ängstet ihn nicht, denn „der mich geschaffen hat, wird der Vater meines Sohnes, der Mann meines Weibes, der Lenker des Staates, der Prediger der Gemeinde sein, und zwar besser, als ich es bin, ja besser nach meinem Tode als während meines Lebens, weil ich ihn durch mein Leben hindere". Sein Vertrauen ruht darauf, daß Gott das Werk angefangen und bisher beschützt und gelenkt hat über alles menschliche Verstehen. Er versichert, daß er seinen Freunden mit Seufzern und Gebeten zur Seite stehe, denn ihre Sache sei auch die seinige, ja mehr noch die seinige als die ihrige, da er sie angefangen habe. Er weist sie auf die Verheißungen der Schrift, besonders auf das Wort Christi: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden." „Es wird ja nicht falsch sein, das weiß ich fürwahr, daß Christus der Sieger über die Welt ist. Warum erschrecken wir also vor der besiegten Welt, gleich als wäre sie der Sieger? Sollt einer doch einen solchen Spruch auf seinen Knieen von Rom und Jerusalem holen."

Von dem Reichstag erwartet er wenig mehr. Daß der Kaiser die evangelische Predigt während des Reichstags verboten hat, ist ihm ein Zeichen davon, daß derselbe sich von den Papisten habe bestimmen lassen, die evangelische Lehre überhaupt zu verbieten. Als er jedoch von dem Eindruck hörte, welchen die Vorlesung des Bekenntnisses gemacht, von der friedlichen Gesinnung mehrerer Bischöfe, namentlich auch des Erzbischofs von Mainz, und von der Freundlichkeit des Kaisers, da hält er doch einen günstigen Ausgang für möglich; und er freut sich herzlich, daß er diese Stunde erlebt hat, da Christus von seinen Bekennern vor einer so großen Versammlung durch ein so schönes Bekenntnis öffentlich gepredigt worden ist. Zwar eine Einigung in Beziehung auf die Lehre erkennt er mit klarem Blick für unmöglich, aber daß ein Teil mit dem andern Frieden halte und beide in äußerer Eintracht mit einander leben, das, meint er, wäre zu erlangen. In diesem Sinne schrieb er auch an den Erzbischof Albrecht von Mainz und bat ihn, ein Gamaliel zu sein, „der den Rat des Friedens den andern vorschlage". „Will aber weder Friede noch Einigkeit folgen: so laß fahren, was nicht bleiben will, und zürne, wer's nicht lassen will.

Er wird Zorns und Unfriedens, darnach er ringet, übrig genug finden. Wir wollen dieweil mit den lieben Aposteln und Jüngern singen." Und nun folgt eine Auslegung des zweiten Psalms. Er warnt dann vor dem Papst und seinen Walen (Welschen), welche in die Faust lachen würden, wenn deutsche Fürsten über einander herfielen, und schließt mit den ergreifenden Worten: „Ich kann's ja nicht lassen, ich muß auch sorgen für das arm, elend, verlassen, veracht, verraten und verkauft Deutschland, dem ich ja kein Arges, sondern alles Gute gönne, als ich schuldig bin meinem lieben Vaterlande."

Von diesem Standpunkte aus konnte Luther weder zustimmen, daß man dem Kaiser die Entscheidung über die streitigen Fragen des Glaubens überlasse, noch das Anknüpfen weiterer Verhandlungen billigen, vielmehr riet er, daß man sich auf ein Konzil berufe, denn wenn auch nicht zu erwarten sei, daß ein solches zu stande komme, so bleibe doch auf diese Weise der Friede einstweilen erhalten. Vor der Gewalt und den Drohungen der Widersacher fürchtet er sich weniger als vor ihrer List. Zum Kaiser hat er ein gutes Zutrauen, aber er ist überzeugt, daß derselbe ganz in den Händen der Gegenpartei sei. Darum mahnt er die Freunde, auf eine Vereinigung nicht zu hoffen. Durch die Verlesung des Bekenntnisses sei alles erreicht, was man habe hoffen können, dasselbe werde mit seinem Schall in alle Lande ausgehen, damit die, welche nicht glauben, keine Entschuldigung haben. „Etwas Besseres oder Glücklicheres werdet ihr nicht erreichen. — Ich absolviere euch im Namen des Herrn von diesem Reichstag. Immer wieder heim, immer heim!"

Aber zu seinem Verdruß wurden die Anhänger des Evangeliums in Augsburg noch lange hingehalten. Eck verfaßte im Auftrag des Kaisers eine Schrift zur Widerlegung des Augsburgischen Bekenntnisses, die sogenannte Konfutation, und die Gegner ließen es an den heftigsten Drohungen nicht fehlen. Dadurch erreichten sie, daß der furchtsame Melanchthon sich auf Unterhandlungen einließ. Luther, der davon das Schlimmste fürchtete, schrieb ihm einmal über das andre und ließ sich auch dadurch, daß Melanchthon nicht antwortete, nicht abhalten, ihn immer wieder zu ermutigen und zu ermahnen, er solle sich durch leere Drohungen nicht einschüchtern lassen, nicht einmal menschlich betrachtet seien die Gegner

in der Lage, es zum Kriege zu treiben, da es unter den Bauern gäre. Von den Zugeständnissen, zu welchen man die Evangelischen zu bestimmen suchte, will er nichts wissen. Hinter dem Verlangen, das Meßopfer wenigstens mit der Bedeutung eines Dankopfers fortbestehen zu lassen, sieht er eine List der Gegner; den Bischöfen kann er ein Recht, der Gemeinde gegen ihren Willen kirchliche Satzungen aufzulegen, nicht zugestehen, während ihnen, sofern sie zugleich weltliche Obrigkeiten sind, die Unterthanen Gehorsam schulden.

Nicht minder stärkte er dem Kurfürsten und dessen Kanzler Brück den Mut durch seine Briefe. Dem letzteren schreibt er: „So wir des gewiß sind, daß es Seine Sache und Wort ist, so ist auch gewiß unser Gebet erhöret und die Hilfe schon beschlossen." Dann schildert er die thörichte Kleinmütigkeit seiner Freunde unter dem Gleichnis von zwei „Wunderzeichen", die er gesehen habe: „Das erste, da ich zum Fenster hinaus sahe, die Sterne am Himmel und das ganze schöne Gewölb Gottes, und sahe doch nirgend keine Pfeiler, darauf der Meister solch Gewölb gesetzt hatte, noch fiel der Himmel nicht ein und stehet auch solch Gewölb noch fest. Nun sind etliche, die suchen solche Pfeiler und wollten sie gern greifen und fühlen. Weil sie denn das nicht vermögen, zappeln und zittern sie, als werde der Himmel gewißlich einfallen, aus keiner andern Ursachen, denn daß sie die Pfeiler nicht greifen noch sehen. Wenn sie dieselbigen greifen könnten, so stünde der Himmel feste." Das zweite Wunderzeichen ist ihm der Regenbogen, der die Wasserlast der Wolken trägt. „Noch sind etliche, die des Wassers und der Wolken Dicke und schwere Last mehr ansehen, achten und fürchten, denn diesen dünnen, schmalen und leichten Schemen; denn sie wollten gern fühlen die Kraft solches Schemens; weil sie das nicht können, fürchten sie, die Wolken werden ein ewige Sündflut anrichten."

Am 3. August war die von Eck ausgearbeitete Konfutation verlesen worden. Luther dankte Gott, als er hörte, wie ungeschickt dieselbe ausgefallen sei, und hoffte, daß seine Freunde bald Augsburg verlassen. Aber nun knüpften die Gegner, erschreckt durch des Landgrafen plötzliche Abreise, Unterhandlungen an. Eine Kommission, in welcher die Evangelischen durch Melanchthon vertreten waren, sollte einen Vergleich über die streitigen Lehrpunkte

zu stande bringen. Wie wenig Luther davon erwartete, spricht er aus, wenn er scherzend an Spalatin schreibt: „Ich höre, daß ihr — freilich nicht gern — ein wunderlich Werk angefangen habt, nämlich den Papst und den Luther in Uebereinstimmung zu bringen. Aber der Papst wird nicht wollen und Luther verbittet sich's. Wenn ihr gegen beider Willen die Sache zu stande bringt, so will ich Christum und Belial mit einander versöhnen." Er sieht in diesen Unterhandlungen nur eine Hinterlist der Gegner, denn wenn der Teufel nicht ein Löwe sein könne, so werde er zur Schlange. Daß Melanchthon nicht zugestimmt hatte, daß der Genuß des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt für etwas Indifferentes erklärt werde, ihn vielmehr als göttliches Gebot festhielt, lobt er. „Denn es steht uns nicht zu, in der Kirche Gottes etwas zu setzen oder zu dulden, was sich durchs Wort Gottes nicht verteidigen läßt. Mich brennt jenes gottlose Wort ‚indifferent' nicht wenig; mittels desselben könnte man alle Gesetze Gottes für indifferent erklären." Bei allen Zugeständnissen, mahnt er, solle man immer den Vorbehalt machen, man wolle nichts nachgegeben haben wider das Evangelium. Weder die Messe, wenn derselben gleich eine unschuldigere Deutung gegeben werden wollte, noch die Gewalt der Bischöfe sei anzuerkennen.

Am 14. September traf der Kurprinz mit seinen Begleitern auf der Rückreise von Augsburg in Koburg ein. Er beschenkte Luther mit einem goldnen Ringe, aber „damit ich sehen sollte, ich sei nicht dazu geboren, Gold zu tragen, fiel er mir sogleich vom Finger. Ich sprach: Du bist ein Wurm und kein Mensch. Dem Eck hätte er geschenkt werden sollen. Dir wäre Blei oder ein Strick um den Hals besser angestanden." Er hofft, daß nun seine Freunde dem Reichstag auch bald entrinnen werden. Dabei wiederholt er seine Mahnungen an Melanchthon, männlich auszuhalten, verteidigt ihn aber auch gegen den Vorwurf allzu großer Nachgiebigkeit, welcher namentlich von Nürnberg aus mit großer Schärfe erhoben wurde. Es ist rührend, mit welcher Besorgnis und doch zugleich mit welchem Vertrauen er sich über diese Vorwürfe gegen seine Freunde in Augsburg ausspricht.

Zu seiner Freude blieben die Verhandlungen, wie er vorausgesagt, erfolglos. Die Evangelischen beharrten bei der Protestation

von Speier. So ungehalten der Kaiser hierüber war, so konnte er doch nicht sofort Gewalt brauchen, denn die katholischen Reichsfürsten, besonders Bayern, wollten davon nichts wissen. Sie waren auf die steigende Macht der Habsburger eifersüchtig und namentlich darüber verstimmt, daß der Kaiser seinen Bruder Ferdinand mit den österreichischen Erblanden und dem vom schwäbischen Bund eroberten Herzogtum Württemberg belehnt hatte. So wurde in dem Reichstagsabschied den Protestanten bis zum 15. April 1531 Frist gegeben, um zur Einheit der Kirche zurückzukehren, vom Kaiser aber zugesagt, daß er ein Konzil zur Beseitigung der kirchlichen Mißbräuche binnen eines Jahrs berufen wolle. So war wenigstens vorläufig der Friede gesichert.

Am 23. September verließ der Kurfürst mit seinen Theologen Augsburg. In Koburg schloß Luther sich ihnen an. Sie reisten von da am 5. Oktober ab, und nachdem Luther zu Torgau noch vor dem Kurfürsten gepredigt hatte, kam er am 17. Oktober wohlbehalten nach Hause.

Eine Erinnerung an die auf Koburg zugebrachten Wochen war sein Petschaft, welches er sich damals stechen ließ, und welches er in einem Briefe an Spengler folgendermaßen beschreibt und als ein Merkzeichen seiner Theologie deutet: „Das erst sollt ein Kreuz sein, schwarz im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir selbst Erinnerung gebe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig macht. Ob's nun wohl ein schwarz Kreuz ist, mortifizieret und soll auch wehe thun, noch läßt es das Herz in seiner Farbe, verderbt die Natur nicht, das ist, es tötet nicht, sondern behält lebendig. Solch Herz aber soll mitten in einer weißen Rosen stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede gibt, nicht wie die Welt Fried und Freude gibt. Darum soll die Rose weiß und nicht rot sein; denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose stehet im himmelfarben Felde, daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukünftig. Und um solch Feld einen gulden Ring, daß solch Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat und auch köstlich ist über alle Freude und Güter."

Fünftes Buch.

1530—1546.

Erstes Kapitel.

Friedenswerke.

Selig sind die Friedfertigen. Matth. 5, 9.

In Wittenberg wartete auf Luther viel Schweres. Gleich am Tage nach seiner Ankunft klagt er über die heimliche Verfolgung, welche das Evangelium in Sachsen erleide, sofern das Predigtamt verachtet, gehaßt, angegriffen und durch Hunger vernichtet werde. Einige Wochen nachher schreibt er in demselben Sinn: „Das weiß Gott, wie ein groß Leid mir das ist und freilich meiner höchsten Beschwerungen eine, daß ich solch Undankbarkeit bei uns Deutschen täglich sehen muß, also daß ich mir übel fürchte, es werde in kurzem über Deutschland eine Plage gehen, dergleichen wir vielleicht bis jetzt nicht erfahren. — — Der Adel ist so frech und stolz, als wüßt er nicht, ob er auf dem Haupt gehen wolle, und der Bauer so mutwillig und aufgeblähet, als wäre er Herr über alle Herren. Und beide, Adel und Bauer zusammen nicht allein Gott verachten, sondern auch rauben und stehlen dem Evangelio. — — Wir zwingen Gott zum Zorn mit aller Gewalt."

Daneben lag eine große Arbeitslast auf ihm. Er hatte nämlich die pfarramtlichen Geschäfte Bugenhagens übernommen, welcher nach Lübeck gegangen war, um dort, wie vorher in Braunschweig und Hamburg, das Kirchenwesen nach evangelischen Grundsätzen zu ordnen. „Ich predige, halte Vorlesungen, bin durch Amtsgeschäfte umgetrieben, durch Briefe in Anspruch genommen," schreibt er an Veit Dietrich; und dabei litt er immer wieder an Sausen im Kopf, besonders in den Morgenstunden. Dennoch fand er noch Zeit, schriftstellerisch thätig zu sein. Er ließ die Schrift: „Ver-

mahnung zum Sakrament des Leibes und Blutes unseres Herrn" erscheinen, in welcher er sich gegen die vielen wendet, welche „sich dünken lassen, weil sie nun vom päpstlichen Zwange frei sind worden, sie seien gar nicht mehr schuldig, dies Sakraments zu brauchen, sondern mögen sein wohl entbehren und frei ohne alle Sünde verachten". Er will daher den Pfarrern Anleitung geben, ihr Volk zu vermahnen und zum Sakrament zu locken. Daneben beendigte er seine Uebersetzung der Propheten und überarbeitete noch einmal seine Psalmenübersetzung, wobei er der Eigentümlichkeit der deutschen Sprache mehr Rechnung trug als in der früheren Bearbeitung. „Der vorige deutsche Psalter," sagt er, „ist an vielen Orten dem Hebräischen näher und dem Deutschen ferner, dieser ist dem Deutschen näher und dem Hebräischen ferner."

Aber solche friedliche Arbeit wurde immer wieder unterbrochen durch die Verhandlungen, welche über das Verhalten der evangelischen Stände gegen den Kaiser geführt wurden, und durch die Gutachten und Ratschläge, welche er in dieser Sache abzugeben hatte. Der ungünstige Reichstagsabschied von Augsburg und der Umstand, daß das Reichskammergericht anfing, wegen Einziehung von Kirchengütern gegen die Protestanten einzuschreiten, bewog diese, um Weihnachten in Schmalkalden zusammenzukommen, um ein Bündnis zu verabreden. Als hiebei die Frage wieder zur Sprache kam, ob man dem Kaiser Widerstand leisten dürfe, und die Juristen dieselbe bejahten, so erklärte Luther, als Theologe müsse er sich gegen den Widerstand aussprechen. Gott werde helfen, so daß gewaltsamer Widerstand unnötig sei, wie sich das beim Reichstage gezeigt habe. Aber der Glaube sei nicht jedermanns Ding. Wenn daher wirklich, wie die Juristen behaupten, das Reichsgesetz in solchem Fall den Widerstand zulasse, so könne sich der Kaiser nicht beklagen, wenn demgemäß verfahren werde. Er selbst aber wolle über jenes Gesetz nicht urteilen. „So laß ich sie machen, ich bin frei." Dem Kaiser lag viel daran, die Wahl seines Bruders zum römischen König durchzusetzen; die protestantischen Stände waren dieser Wahl sehr abgeneigt, Luther aber riet seinem Kurfürsten zur Nachgiebigkeit. Er fürchtet, wenn derselbe sich weigere, könnte seine

Kurwürde auf Herzog Georg übertragen werden, auch würde „das Reich zerrissen und deutsch Land getrennt, daraus der Krieg und aller Jammer folgen muß". Beim Evangelium könne ja der Kurfürst doch bleiben, auch wenn Ferdinand viel dawider geböte. Dabei bekennt Luther, „ich bin solchen Weltsachen zu kindisch" und bittet, ihm sein unverständiges Geschwätz gnädiglich zu gut zu halten.

Aber so dringend er den Seinen zum Nachgeben riet, so sollten doch die Gegner dadurch nicht in ihrer Anmaßung bestärkt werden. Darum bezeugte er in seiner „Warnung an seine lieben Deutschen", daß, wenn es zum Kriege kommen sollte, die Lutherischen daran nicht schuld seien, da sie ohne Aufhören um Friede gebeten, auch kein Schwert gezucket haben. Sollte aber der Kaiser, durch die Papisten verhetzt, zum Kriege aufbieten, so soll sich kein Mensch dazu gebrauchen lassen noch dem Kaiser gehorsam sein. Damit wolle er aber nicht zu Krieg, noch Aufruhr, noch Gegenwehre jemand reizen. — Es ist derselbe Standpunkt, welchen Luther schon in seinem Schreiben an Kurfürst Friedrich vom 5. März 1522 eingenommen hatte: Widerstand gegen den dem Evangelium feindlichen Kaiser ist nicht erlaubt, aber zum Werkzeug seiner Feindschaft soll man sich nicht brauchen lassen. Bald darauf veröffentlichte er eine „Glossa auf das vermeintliche kaiserliche Edikt", worin er Lügen und Lästerungen gegen das Evangelium in dem Augsburger Edikt aufweist, dabei sich aber gegen den Vorwurf verwahrt, als wollte er etwas gegen Kaiserliche Majestät geredet haben, vielmehr meine er „die Verräter und Bösewichter, sie seien Fürsten oder Bischöfe, so unter kaiserlichem Namen ihren verzweifelten Mutwillen vornehmen zu vollbringen".

Auf Grund dieser beiden Schriften wurde Luther in einem zu Dresden gedruckten Büchlein, dessen ungenannter Verfasser Herzog Georg selbst war, beschuldigt, zum Aufruhr gereizt zu haben. Er gab eine derbe Antwort in seiner Schrift: „Wider den Meuchler zu Dresden." Georg klagte beim Kurfürsten. Von diesem zur Verantwortung aufgefordert, wies Luther die erhobenen Anschuldigungen mit Schärfe zurück, erklärte dann aber, um das gute Einvernehmen zwischen beiden Fürsten nicht zu hindern, Herzog Georg habe zwar bei ihm „merkliche Knoten und Klumpen am

Rocken", aber er wolle solches alles fahren lassen und geschenkt haben, sofern jener ihn auch zufrieden lasse. Der Friede zwischen beiden war jedoch von kurzer Dauer. Georg vertrieb evangelisch gesinnte Unterthanen aus seinem Lande. Luther schrieb nicht nur Trostbriefe an dieselben, sondern warnte auch Bürger von Leipzig, gegen ihr Gewissen aus Gehorsam gegen des Herzogs Befehl das heilige Abendmahl unter einerlei Gestalt zu empfangen. Der Brief, worin Georg als Teufelsapostel bezeichnet wird, kam diesem in die Hände, und derselbe klagte aufs neue beim Kurfürsten, daß Luther seine Unterthanen zum Aufruhr verleite. Dieser antwortete in der Schrift: „Verantwortung der aufgelegten Aufruhr von Herzog Georgen", veröffentlichte zugleich einen „Trostbrief an die Christen, von Herzog Georg aus Leipzig unschuldig verjagt", und als Cochläus in Leipzig in einer Schmähschrift, worin Luther als meineidiger Mönch behandelt wird, des Herzogs sich angenommen hatte, ließ Luther noch eine „Kleine Antwort auf Herzog Georgen nächstes Buch" folgen. In jenem Brief führt er zuerst fünf Trostgründe auf und fügt dann bei: „Lasset uns doch eine kleine Weile harren und warten, was Gott machen will. Wer weiß, was er nach diesem Reichstag zu Augsburg, ehe denn zehn Jahre um sind, die bald verlaufen und vor Gott ein geringes Stündlein sind, thun wird?"

Bei den Verhandlungen über das Schmalkaldische Bündnis war eine Hauptfrage, ob man die oberdeutschen Städte, welche sich an die Augsburgische Konfession nicht angeschlossen hatten, zum Bunde zulassen sollte. Um dies zu erreichen, gab sich Butzer viele Mühe, eine Vereinigung auch in der Lehre herbeizuführen, und brachte die Seinen zu dem Zugeständnis, daß im heiligen Abendmahl Christi Leib den Seelen wahrhaftig dargeboten werde; nur von einem leiblichen Genuß insbesondere der Gottlosen wollten sie nichts wissen. Luther dagegen erklärte, er sehe zwar ein, wie nötig die Gemeinschaft mit jenen Städten sei, und würde sein Leben dreimal hingeben, wenn er dadurch den Zwiespalt beseitigen könnte, welcher dem Evangelium mehr Schaden thue als der Papst, der Türke und die ganze Welt. Aber von seiner Lehre zu weichen, verbiete ihm sein Gewissen. Wollte man sich jetzt zu einer vollständigen Uebereinstimmung in der Lehre bekennen, so würde man dadurch nur den Samen einer weit schlimmeren Verwirrung in der Kirche ausstreuen. Für die Zukunft aber hofft er, „daß diese Leute recht gründlich mit uns eins werden". Insbesondere hatte er diese Hoffnung von Butzer selbst. Inzwischen, meinte er, solle man über die Lehre nicht weiter verhandeln.

Als darauf hin die oberdeutschen Städte in den im März 1531 abgeschlossenen Schmalkaldischen Bund aufgenommen wurden, so ließ es Luther geschehen, ohne Einrede zu erheben, obwohl ihm der Abschluß eines Bündnisses überhaupt immer noch bedenklich erschien. „Es ziemt uns Theologen nicht," schreibt er, „und ist unsrem Gewissen fährlich, zum Verbündnis zu raten; denn wir kennen der Leute Herzen nicht, ob sie solch Verbündnis nicht auf Menschentrost anfahen."

Inzwischen ging die den Evangelischen gestattete Frist zu Ende, aber obwohl sie keine Schritte gethan hatten, mit der römischen Kirche sich auszusöhnen, ließ sie der Kaiser doch unbehelligt, und zwar war es nicht sowohl die Furcht vor ihrem Bündnis, was ihn von Feindseligkeiten zurückhielt, als vielmehr die sich wieder zeigende Türkengefahr. Um die Hilfe der protestantischen Fürsten gegen die Türken zu gewinnen, wurden vom Kaiser und seinem Bruder durch die Kurfürsten von Mainz und der Pfalz neue Verhandlungen angeknüpft. Luther sprach sich in Verbindung mit Melanchthon und Bugenhagen für äußerste Nachgiebigkeit aus. Zwar in der Lehre könne man nicht weichen, wohl aber könne in den Zeremonien einiges nachgelassen werden. Namentlich erklären sie sich für Erhaltung der Privatbeichte und wollen selbst die Gewalt der Bischöfe innerhalb gewisser Grenzen anerkennen, wenn Gestattung evangelischer Predigt zugesichert werde. Als im folgenden Jahre die Türkengefahr dringender wurde, nahm man die Verhandlungen wieder auf. Luther erachtete die Vorschläge der Gegenpartei für annehmbar. „Man muß," äußerte er gegen seinen Kurfürsten, „auch diesen christlichen Artikel lassen mitregieren, welcher heißt Vergebung der Sünden. Sonst, wo man zu hart schneuzet, so folgt Blut danach." Dabei kann er nicht umhin, seiner Abneigung gegen den Schmalkaldischen Bund Ausdruck zu geben:

„Ich weiß, daß Gott solchen Verbündnissen ganz feind ist und schafft auch, daß sie nicht halten." — „Wenn's zum Treffen kömmt, so wird es alles zu Wasser, so findt sich dann kein Bürger noch Stadt, die um eines Fürsten willen sein Leib und Gut wagen will." Wie haben sich diese Worte später im schmalkaldischen Kriege erfüllt!

Auch als die Fürsten in Schweinfurt zusammenkamen, um persönlich über den Frieden zu verhandeln, sprach sich Luther wiederum für die Annahme der Vorschläge aus, und als die Evangelischen den von den hessischen Theologen gebilligten Beisatz machen wollten, auch diejenigen sollen in den Frieden eingeschlossen sein, welche sich künftig zur Augsburgischen Konfession bekennen würden, so wies er darauf hin, daß dies die Gegner nie zugeben könnten, daß durch diese Forderung der ganze Handel vom Frieden könnte umgestoßen werden, daß auch die Evangelischen sich dadurch den Schein zuziehen, „als arbeiten wir darauf, daß andern Potentaten die Ihren abfielen, dadurch das ganze Reich vom Kaiser auf uns zu bringen." Auch aus dem Umstand, daß es bei der Wahl Ferdinands zum römischen König nicht ganz ordnungsmäßig zugegangen sei, solle man kein Hindernis des Friedens machen. „Ich kann nicht begreifen, wie man um solcher Sachen willen sollt ganz Deutschland in einander werfen." Hiemit trat Luther den Bestrebungen des Landgrafen Philipp und der mit demselben damals zusammengehenden bayrischen Politik entgegen. Und auch bei den weiteren Verhandlungen in Nürnberg gelang es seinem Einfluß auf den Kurfürsten, die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche von denen, „die nicht rechten Ernst zum Frieden haben", der Sache in den Weg gelegt wurden. So wahrte er zum zweitenmal seinem Vaterlande den Frieden. Am 23. Juli wurde der Religionsfriede zu Nürnberg geschlossen, in welchem sich beide Teile verpflichteten, sich mit einander bis zum Zustandekommen eines Konzils christlich zu vertragen. Dem Papst freilich und seinen eifrigsten Anhängern war dieser Friede ein Dorn im Auge. Der Kaiser sei lutherisch geworden, sagten sie.

Während sich Luther um die öffentlichen Angelegenheiten mit ganzem Herzen annahm, wurde er auch durch Sorgen mehr per-

sönlicher Art in Anspruch genommen. Mehrere Todesfälle bewegten sein Gemüt. Am 30. Juni 1531 starb seine „herzliebe" Mutter, nachdem er sie während ihrer letzten Krankheit in einem Schreiben vom 20. Mai auf das Trostwort des Heilandes: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden" hingewiesen hatte. Im Herbst desselben Jahres erhielt er die Nachricht, daß Zwingli bei Kappel im Kampf gefallen sei. Obwohl ihm dieses Unglück von Herzen leid war, sah er doch in diesem gewaltsamen Tod, welchen er mit dem Untergang Münzers und dem unstäten Herumschweifen Karlstadts zusammenstellt, ein Urteil Gottes über alle Schwärmer und Rottengeister. Bald darauf fiel eine weitere Stütze der reformierten Sache, als am 1. Dezember unvermutet Oekolampadius starb. Das folgende Jahr brachte den Tod des Kurfürsten Johann. Demselben hatte zu Anfang des Jahres eine Zehe abgenommen werden müssen. Luther hatte damals ihn besucht und die Seinen dringend zur Fürbitte für ihn aufgefordert. Zu Ende März kann er Gott danken, daß er das Gebet nicht veracht und die Krankheit so gnädiglich gewendet hat. Aber im August wurde der Kurfürst auf einer Jagd vom Schlage getroffen und starb nach achtundzwanzigstündiger Bewußtlosigkeit. Luther weinte wie ein Kind, als er ihm in Wittenberg die Leichenpredigt hielt.

Auch er selbst kam dem Tode nahe. Seine alten Leiden hatten sich während des Jahres 1531 wiederholt geregt, er klagte über Abnahme seiner Kräfte und war oft an der Arbeit gehindert. Ein heftiger Anfall aber erfolgte am 22. Januar des folgenden Jahres. Gewaltiges Ohrenbrausen stellte sich ein, die Thätigkeit des Herzens ließ nach, der Arzt befürchtete einen Schlag, die Umstehenden redeten von seinem Tode. Da sprach er: „Ich werde jetzt nicht sterben, das weiß ich gewiß; denn Gott wird der Papisten Greuel durch meinen Tod nicht bestärken zu dieser Zeit, da Zwingli und Oekolampad umgekommen sind. Der Satan würde wohl gern töten, wenn er könnte; aber es wird nicht geschehen, was er will, sondern was der Herr will." Der Anfall ging vorüber, aber mit Schwindel blieb er fortwährend behaftet. Erst im Juni erholte er sich allmählich, was er der Fürbitte seiner Freunde zuschrieb. Aus dem nächsten Jahre wissen wir zwar nichts von heftigeren Krankheitsanfällen;

erst um Ostern 1536 trat wieder ein solcher ein. Aber doch fühlte er, daß seine Kräfte abnahmen. Es drückte ihn, daß er nicht mehr so viel leisten könne als früher, und er klagte, daß er unnütz lebe und, wenn auch nicht den Jahren, so doch den Kräften nach abgelebt sei. Auch am Predigen vor der Gemeinde war er häufig durch seine Gesundheitsumstände gehindert, so daß er sich begnügen mußte, seinen Hausgenossen das Evangelium auszulegen. Diese Umstände steigerten in ihm die Sehnsucht, durch den Tod oder den jüngsten Tag von der bösen Welt erlöst zu werden. Doch wollte er von den Berechnungen nichts wissen, welche sein Freund Stiefel in betreff des Eintritts des jüngsten Tages angestellt hatte, und seine Todessehnsucht hinderte ihn nicht an ernster Arbeit.

Die Ruhe, welche infolge des Nürnberger Religionsfriedens eingetreten war, benützte er, um sich wieder mehr der schriftstellerischen Thätigkeit zuzuwenden. Was ihm vor allem andern am Herzen lag, war die Vollendung seiner Bibelübersetzung. Im Jahr 1534 war das große Werk fertig. Es wurde in diesem Jahre unter dem Titel: „Biblia, das ist, die gantze Heilige Schrift. Deudsch“ herausgegeben. Schon im folgenden Jahre wurde eine zweite Auflage nötig. Blicken wir nochmals zurück auf die Entstehung dieses Werks; 1522 wurde das Neue Testament vollendet. Von diesem waren bis zum Jahr 1533 schon sechzehn rechtmäßige Auflagen und etwa 50 Nachdrucke erschienen. 1523 folgten die Bücher Mosis, 1524 der zweite Teil des Alten Testaments, die Geschichtsbücher enthaltend. Mehr Arbeit verursachte der dritte Teil, insbesondere das Buch Hiob. Erst 1527 war derselbe vollendet, und nun ging's an die Propheten. Aber hier waren die Schwierigkeiten noch größer. Darum gab er dieselben einzeln heraus. 1532 waren alle übersetzt und nur noch die sogenannten Apokryphen im Rückstande. Auch diese erschienen einzeln in der Zeit bis 1534. Die Grundsätze, nach welchen er bei seiner Uebersetzersarbeit verfuhr, hat Luther in seinem schon erwähnten Sendschreiben „vom Dolmetschen“ dargelegt.

Auch in Beziehung auf Bibelerklärung reifte in diesen Jahren eine köstliche Frucht. Seit 1531 hielt er Vorlesungen

über den Brief an die Galater. Weil in diesem der Apostel Paulus die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben besonders klar entwickelt hat, so war es Luthers Lieblingsschrift. „Das ist meine Epistel,“ sprach er, „mit der ich mich verlobt habe; sie ist meine Käthe von Bora.“ Die Erklärung dieses Briefs gab ihm Gelegenheit seine Rechtfertigungslehre allseitig zu entwickeln und ist bis heute für manche, wie z. B. für den bekannten John Wesley, das Mittel geworden, sie in die evangelische Heilslehre einzuführen. Im Jahr 1535 erschienen diese Vorlesungen über den Galaterbrief im Druck mit einer Vorrede Luthers. In sonstigen Schriften beschäftigte er sich besonders mit der Sakramentslehre. Gegen die römischen Mißbräuche beim heiligen Abendmahl richtete er die Schrift: „Von der Winkelmesse und Pfaffenweihe“, worin er die Privatmessen und die Lehre vom Meßopfer scharf angreift. Als aber einzelne Aeußerungen dieser Schrift so verstanden wurden, als leugne er die wahrhaftige Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Sakrament und nähere sich der Lehre Zwinglis, so verwahrte er sich in einem Brief „an einen guten Freund“ gegen diese Mißdeutung und erklärte, er beharre bei seinem Bekenntnis vom Abendmahl. „Ich hoffe zu meinem lieben Herrn Christo, der mich um seines Namens willen in so manch Schweißbad geführt und doch noch nit verlassen hat, er werde mir solchen Ernst zu seinem heiligen Sakrament nicht umsonst gegeben haben. — So bekenne ich nun abermal hier vor Gott, daß ich glaube, wo man nach Christus Ordnung Messe hält, es sei bei uns Lutherischen oder im Papsttum, oder in Grăcia oder in Indıa, wenn's auch gleich allein die eine Gestalt (das doch unrecht und Mißbrauch ist); so sei daselbst unter der Gestalt des Brots der wahrhaftige Leib Christi.“ Gegen die vom Konzil zu Konstanz sanktionierte Kelchentziehung ist die kurze Schrift: „Etliche Sprüche wider das Konzilium Obstantiense“ gerichtet.

Noch von einer andern Seite bot sich ihm Veranlassung, mit Streitschriften hervorzutreten. Wie er in der Schrift von der Winkelmesse bemerkt, gab es der „Epikurer, Skeptiker und Lucianer“ sehr viel, welche überhaupt nichts glaubten, dabei aber

dem Papst heuchelten, auf die Lutherischen schalten und schwuren, sie wollten sich zerreißen lassen, wenn sie anders glauben als die Kirche. Luther meinte hiemit den Erasmus und seinen Anhang. Dieser hatte eine Schrift über die Herstellung der kirchlichen Eintracht herausgegeben, worin er zwar die Abstellung von Mißbräuchen verlangte, im übrigen aber der Autorität der Kirche sich unterwarf und vor Lehrstreitigkeiten warnte. Luther beurteilte hierauf in einem Briefe an Amsdorf den Erasmus als einen zweizüngigen Menschen, der, während er zum Schein der Kirche sich unterworfen, durch zweideutige Redensarten den Glauben untergrabe und dadurch insbesondere der Jugend gefährlich werde. Gegen denselben aber oder dessen Gesinnungsgenossen zu schreiben habe er keine Zeit, da er nicht nur mit seiner Bibelübersetzung, sondern auch mit Belehrung, Befestigung und Leitung seiner Anhänger hinlänglich zu thun habe.

In der That gab es für ihn Arbeit genug. Die sittlichen Zustände des evangelischen Volks waren sehr unbefriedigend. In Wittenberg selbst hatte er darüber zu klagen, daß während des Gottesdienstes in den Trinkstuben gezecht und gelärmt wurde. Im ganzen Lande gab es noch viele kirchliche Mißstände abzustellen, viele Laster zu bekämpfen. Dies sollte durch eine Wiederholung der Visitation erreicht werden. Der neue Kurfürst Johann Friedrich, der energischer war als sein Vater und mit inniger Verehrung an Luther hing, gab Befehl, eine solche vorzunehmen, an welcher aber Luther persönlich nicht teilnahm.

Neben dem unchristlichen Leben des Volks, worin er einen schnöden Undank gegen Gott, der das Evangelium gegeben habe, erkannte, machte ihm das Eindringen von Schwarmgeistern verschiedener Art, namentlich von Wiedertäufern Sorge. In dem Sendschreiben „Von den Schleichern und Winkelpredigern" fordert er geistliche und weltliche Obrigkeit auf, dem Treiben dieser Leute, welche sich in der Gegend von Eisenach an das Landvolk machten, zu wehren. „Wenn solche Schleicher sonst kein Unthätlein an sich hätten und eitel Heilige wären, so kann doch dies einige Stück, daß sie ohne Befehl und ungefordert kommen geschlichen, sie für Teufelsboten mit Gewalt überzeugen. Denn der heilige Geist

schleicht nicht, sondern fleuget öffentlich vom Himmel herab. Die Schlangen schleichen, aber die Tauben fliegen. — — Darum heißt es also: Entweder beweiset den Beruf und Befehl zu predigen, oder kurzum still geschwiegen. — — Ich hab's oft gesagt und sage es noch: Ich wollt nicht der Welt Gut nehmen für mein Doktorat. Denn ich müßte wahrlich zuletzt verzagen und verzweifeln in der großen, schweren Sachen, so auf mir liegt, wo ich sie hätte als ein Schleicher ohn Beruf und Befehl angefangen." An mehrere Städte schrieb er, um sie vor dem Eindringen solcher Rottengeister zu warnen, namentlich auch an den Rat zu Münster und an den Prediger Rothmann daselbst zu Ende des Jahrs 1532. Aber die Warnung hatte keinen Erfolg; Rothmann schlug sich selbst auf die Seite der Wiedertäufer, diese gewannen die Herrschaft in der Stadt und richteten 1534 ihr Reich der Heiligen daselbst auf. Als den Greueln, welche sie verübten, durch die Kriegsmacht des Bischofs von Münster und seiner Verbündeten 1535 ein blutiges Ende bereitet wurde, ging die Stadt dem Evangelium verloren, und es hatte sich abermals gezeigt, welche verderbliche Früchte die Schwarmgeisterei bringt.

Unter den Anhängern des Evangeliums bemühte sich Luther, jeden Zwiespalt zu verhüten oder zu heilen. Dies bewies er, als 1533 zwischen den Predigern in Nürnberg ein Streit darüber entstand, ob die öffentliche, allgemeine Absolution (Ankündigung der Sündenvergebung nach abgelegter Beichte) zulässig sei. In einem Schreiben an den Rat der Stadt erklärte Luther in Gemeinschaft mit Melanchthon, dieselbe sei nicht zu verwerfen, doch soll man daneben die private, heimliche Absolution nicht fallen lassen, „denn der gemeinen Absolution würden sehr wenige Leute wissen zu gebrauchen". Als aber der Streit immer hartnäckiger wurde, da ermahnte er beide Teile in herzandringender Beredsamkeit zum Frieden; sie sollten, riet er, jeder nach seiner Ueberzeugung verfahren, dabei aber — schon um der lauernden Feinde willen — nicht mit einander streiten, sondern die Sache, so lange die Gemüter so aufgeregt seien, ruhen lassen, in ihrer Predigt vielmehr dasjenige, worin sie einig seien, um so mehr hervorheben, damit nicht aus dem Funken eine Flamme werde.

Inzwischen nahmen die Verhandlungen über das im Nürnberger Religionsfrieden in Aussicht genommene Konzil ihren Fortgang. Auf des Kaisers Andringen versprach Papst Clemens VII. ein solches zu berufen, schickte auch einen Legaten nach Deutschland, um dasselbe einzuleiten. Luther und seine Freunde rieten dem Kurfürsten, nicht abzulehnen, damit man „keine Ursache dem Papst oder Kaiser gebe, Unglimpf auf uns zu schieben", dagegen darauf zu dringen, daß auf demselben aus klarem Gottes Wort geurteilet werde. „Machen sie dann oder machen sich nicht ein Konzilium, so kommt Tag und kommt auch Rat." Wie Luther geahnt, so geschah es; der Papst wollte ein Konzil nicht und erklärte 1534, daß er auf Wunsch des Königs von Frankreich dasselbe verschiebe. Aber in demselben Jahre noch starb er, und sein Nachfolger Paul III. beschloß, das versprochene Konzil wirklich zu halten. Sein Legat, der Kardinal Vergerius, reiste in Deutschland umher, um mit den einflußreichsten Fürsten zu unterhandeln. Er kam dabei am 6. November 1535 auch nach Wittenberg, wo er einen feierlichen Einzug hielt. Luther und Bugenhagen wurden zu ihm in das kurfürstliche Schloß zur Tafel geladen. Ehe er sich dorthin begab, ließ sich Luther durch seinen Barbier rasieren und schmücken. Als dieser sich wunderte, daß er so frühe berufen werde, antwortete Luther: „Ich soll zu des heiligen Vaters, des Papsts, Botschaft kommen, so muß ich mich lassen schmücken, daß ich jung scheine; so wird der Legat denken: Ei der Teufel, hat der Luther, noch eh er alt geworden, uns so viel Uebels gestiftet, was wird er noch weiter thun!" Auf die Bemerkung des Barbiers, das werde die Päpstlichen ärgern, erwiderte er: „Darum thue ich's auch. Sie haben uns mehr als genug geärgert. Man muß mit den Schlangen und Füchsen also handeln und umgehen." Als er so geschmückt mit Bugenhagen zum Schlosse fuhr, sprach er: „Siehe da fahren der deutsche Papst und sein Kardinal, das sind Gottes Werkzeuge." Wohl mochte ihm dabei die Vergleichung sich aufdrängen mit seinem einstigen Erscheinen vor Cajetan. Damals hatte er dem Legaten in mönchischer Demut sich zu Füßen geworfen, jetzt verhandelte er mit demselben im Tone eines Gleichgestellten. Bei Tische wurde die Unterhaltung natürlich lateinisch

geführt. Die Rede kam auf das Konzil. Da sagte Luther dem Vergerius offen: „Es ist nicht Euer Ernst, daß Ihr ein Konzilium haben wollt, und wenn Ihr eins haltet, so würdet Ihr doch nichts handeln, denn von Kappen, Platten, Essen, Trinken und dergleichen anderm Narrenwerk," worauf der Legat gegen einen seiner Begleiter bemerkte: „Der trifft die Hauptsache." „Wir," fuhr Luther fort, „bedürfen keines Konziliums, denn wir sind durch den heiligen Geist aller Dinge gewiß. Habt Ihr Lust dazu, so machet eins. Ich will kommen, und wenn ich wüßte, daß Ihr mich verbrennen solltet." Noch beim Abschied, als der Legat schon zu Pferde saß, sprach er zu Luther: „Sehet zu, daß Ihr bereit seid zu dem Konzilium," worauf dieser erwiderte: „Ich werde kommen mit diesem meinem Halse."

So schieden die beiden. Zehn Jahre nachher trat Vergerius selbst zur evangelischen Lehre über. Ob die Unterredung mit Luther den ersten Anstoß gegeben hat zu dieser Umwandlung, weiß nur der, welcher die „Herzen forschet".

Als Vergerius den Besuch in Wittenberg machte, war gerade die Universität nicht in der Stadt. Schon im Sommer war sie aus Furcht vor der Pest nach Jena verlegt worden. Luther aber war in Wittenberg geblieben und äußerte sich bald scherzend, bald unwillig über die lügenhaften Gerüchte von Todesfällen in der Stadt. Erst im Februar 1536 kehrte die Universität wieder nach Wittenberg zurück.

Die Aussicht auf ein Konzil legte es den Protestanten nahe, dafür zu sorgen, daß sie auf demselben nicht als unter einander selbst uneins erscheinen und dadurch den Papisten einen Haupteinwand gegen die evangelische Sache an die Hand geben. Wieder war es Landgraf Philipp, der diese Gedanken besonders lebhaft erfaßte. Er schrieb im Oktober 1534 an Luther und begehrte, „er solle die Sachen des Sakraments halben in christliches und tiefes Bedenken nehmen, damit eine beständige Einigkeit möcht' werden zwischen uns und den oberländischen Predigern." Luther hatte noch 1533 vor dem Eindringen Zwinglischer Meinungen in Frankfurt und Augsburg gewarnt, aber die Oberdeutschen beurteilte er anders, hier fand er nicht den „andern Geist", daher erklärte er

sich bereit, nachzugeben, soweit es immer sein Gewissen gestatte, da auch ihm nichts lieber sei, als eine beständige Einigkeit, Butzer und die Seinen sollen sich aussprechen, wozu sie sich bereit finden lassen; übrigens fürchte er, daß unter den oberländischen Predigern wenige dem Butzer folgen, und wenn die Vereinigung sollte im Grunde gebrechlich und ungewiß sein, so wäre „die Treue verloren." Der Landgraf solle nur fortfahren in seinen Bemühungen, auch er werde es an seinem armen Gebet, Thun, Leiden, Reden und Schreiben nicht fehlen lassen. Philipp veranstaltete hierauf eine persönliche Zusammenkunft Melanchthons und Butzers in Kassel, nahm aber hiebei einen Ausgleich nicht bloß mit den Oberdeutschen, sondern zugleich mit den Zwinglianern in Aussicht. Deshalb erwartete Luther wenig Frucht. In seinem Bedenken, das er Melanchthon als Instruktion mitgab, warnte er namentlich davor, „der Einigkeit zu gut eine neue und Mittelmeinung zu stellen, — daraus würden viel tausend Fragen und Opinionen entstehen, dadurch die Leute dahin zuletzt kämen, daß sie gar nichts glaubten". Da sei es viel besser, „daß die Uneinigkeit in diesen zweien Meinungen stecken bleibe". So sprach er dann seine Lehre von der substantiellen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl sehr bestimmt aus. Als nun aber Butzer und die Seinen deutlich bekannten, daß Christi Leib wahrhaftig und wesentlich im Abendmahl gereicht, empfangen und geessen werde, war Luther so befriedigt, daß er die Hoffnung einer Vereinigung aussprach. Aber weil auf beiden Seiten noch nicht alle um ihre Meinung gefragt seien, „ist's auf diesmal genug so nahe zusammengerückt, bis Gott mehr helfe und eine gewisse Einigkeit gebe zu beschließen". Er fürchtete, einesteils möchten unter der Gegenpartei solche sein, die es nicht aufrichtig meinen, anderenteils möchte ein übereilter Abschluß „bei den Unsern" eine Zwietracht erregen und „solche Konkordia hernach ärger Diskordia werden". Im Juli 1535 erhielt Luther durch eine Gesandtschaft von Augsburg die Nachricht, daß diese Stadt seine Abendmahlslehre angenommen habe. „Nichts Freudigeres," schrieb er an die dortigen Prediger, „ist mir während des ganzen Laufs unsres Evangeliums widerfahren, als daß wir nach dieser traurigen Spaltung endlich eine

aufrichtige Eintracht zwischen uns hoffen, ja sehen dürfen. Denn so lauten eure Briefe, daß meine Wunde, nämlich der Argwohn, gänzlich geheilt und nicht einmal eine Narbe mehr übrig ist." Als im Oktober auch die Straßburger ihre Bereitwilligkeit, die Spaltung beizulegen, erklärten, antwortete er sehr erfreut und schlug eine persönliche Zusammenkunft zur Beilegung der Sache vor. In demselben Sinne schrieb er nach Augsburg, Ulm, Eßlingen. Er spricht es als seinen Herzenswunsch aus, vor seinem Tode, von dem er glaube und hoffe, daß er nicht ferne sei, nach so langer Zwietracht diese Konkordia zu sehen, und bittet: „Wollet so fortfahren, helfen beten und trachten, damit solche Einigkeit fest und beständig werde und dem Teufel sein Rachen gestopft werde, der sich solcher Uneinigkeit hoch gerühmt und gleich ‚Hui, gewonnen!' geschrieen hat." Aehnliche Aeußerungen wiederholen sich in vielen seiner Briefe vom Herbst 1535 an. Bei seinem Kurfürsten bat er um Weisung in betreff des Orts der Zusammenkunft, wobei er die Meinung aussprach: „Es ist nicht nutz, daß unser ein großer Haufe zusammen komme, darunter etliche unruhige, störrige Köpfe sein möchten und die Sache verderben." Der Kurfürst bestimmte Eisenach zum Versammlungsort; am 14. Mai 1536 sollten die Abgesandten dort eintreffen. Luther aber war nicht im stande so weit zu reisen, denn er hatte eben erst eine schwere Krankheit überstanden. Er bat daher die Abgesandten, nach Grimma zu kommen. Es waren deren elf aus acht süddeutschen Städten (Straßburg, Augsburg, Memmingen, Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Fürfeld und Frankfurt), welche sich auf den Weg machten. Die Schweizer, welche Butzer auch beizuziehen gewünscht hatte, hatten abgelehnt, aber ihr Bekenntnis, die erste helvetische Konfession, an Luther übersandt. Die Gesandten entschlossen sich, geradezu nach Wittenberg zu reisen und trafen dort am 21. Mai ein. Am folgenden Tage begannen die Besprechungen. Butzer eröffnete sie mit einer längeren Rede. Luther aber erwiderte, da erst neulich Zwinglis und Oekolampads Briefwechsel mit einem Brief Butzers veröffentlicht worden sei, auch noch andre Büchlein herauskommen, in denen die wahre Lehre verworfen werde, so sehe er nicht ein, wie eine aufrichtige Vereinigung möglich sei. Butzer, hiedurch sehr

erschreckt, entschuldigte sich damit, daß jene Veröffentlichung gegen seinen Willen geschehen sei. Luther verlangte, daß sie ihre irrige Lehre widerrufen, mußte dann aber wegen körperlicher Schwäche die Verhandlung abbrechen. Am folgenden Tage leistete Butzer den Widerruf und bekannte sich zu der Lehre, daß Leib und Blut Christi im Abendmahl wahrhaftig und gegenwärtig sei und empfangen werde. Die andern stimmten bei. Nur darin beharrten sie auf ihrer Ansicht, daß sie einen Genuß des Leibes Christi durch die Ungläubigen nicht zugaben. Unwürdige allerdings, erklärten sie, empfangen den Leib Christi zum Gericht, aber die Gottlosen empfangen ihn überhaupt nicht. Luther und die Seinen zogen sich hierauf in eine besondere Kammer zurück, wo sie sich einmütig dahin aussprachen, daß die abgegebene Erklärung genüge. Dann traten sie wieder ein; Luther, dem die Freude aus den Augen blickte, begrüßte die Oberdeutschen als liebe Brüder in dem Herrn und erklärte, über die vorhandene Verschiedenheit nicht zanken zu wollen. Am folgenden Tage als am Himmelfahrtsfest hörte man gemeinsam die Predigt. Die Abendpredigt hielt Luther. Myconius berichtet darüber: „Ich habe Lutherum zwar oftmals hören predigen, aber dazumal war mir nicht anders zu Sinne, denn als redete er nicht allein, sondern donnerte aus dem Himmel selbst im Namen Christi.“ Sonntag, den 28., predigte morgens Alber von Reutlingen, mittags Butzer und abends Luther, auch besiegelten Butzer und Kapito die Vereinigung durch Empfang des heiligen Abendmahls. Am 29. unterschrieben die Anwesenden die von Melanchthon aufgesetzte Vereinigungsformel. Die Veröffentlichung derselben sollte nach Luthers Meinung erst dann geschehen, wenn alle beteiligten Fürsten, Städte und Prediger ihr zugestimmt hätten, und er selbst beeilte sich, diese Zustimmung herbeizuführen, indem er noch an demselben Tage deshalb an den Rat zu Straßburg und zu Augsburg schrieb. Von keiner Seite her wurde gegen die geschlossene Vereinigung, die sogenannte Wittenberger Konkordie, Einsprache erhoben, und so war zu Luthers hoher Freude eine Einigkeit erreicht, die er noch vor kurzem für unmöglich gehalten hatte. Auch der bürgerliche Friede blieb über Erwarten erhalten. Der Kaiser und sein Bruder Ferdinand waren mit dem Türken-

kriege beschäftigt und Luther freute sich über das „wunderbare Glück“ des Kaisers in echt deutscher Gesinnung. Der Gedanke, daß eine Niederlage des Kaisers der evangelischen Sache zugute käme, lag seinem arglosen Herzen fern. Anders war es mit dem Landgrafen Philipp. Dieser benützte die Zeit, da Ferdinand durch den Türkenkrieg in Anspruch genommen war, um gestützt auf die Zusage französischer Hilfe und in Uebereinstimmung mit der bayrischen Politik den vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg wieder einzusetzen und sein Land dem König Ferdinand, der es vom schwäbischen Bunde gekauft hatte, zu entreißen. Er hatte die Zustimmung Luthers zu seinen Planen zu gewinnen gesucht, dieser aber hatte sich gegen das Vorhaben, in welchem er einen Bruch des Landfriedens und eine Schande für das Evangelium sah, ausgesprochen und seinen Kurfürsten bestimmt, sich nicht daran zu beteiligen. Als aber Philipp durch die Schlacht bei Lauffen im Mai 1534 seinen Plan durchgeführt und Ferdinand in dem Vertrage zu Kadan Ulrich als Herzog von Württemberg anerkannt hatte, eine Störung des Friedens also nicht erfolgt war, da sprach Luther seine Freude darüber aus und erkannte in der Sache die Hand Gottes, der gegen aller Erwartung die Furcht in Frieden verwandelt habe. Es wäre ungerecht, ihn deshalb zu beschuldigen, er habe sich widersprochen und habe sein sittliches Urteil durch den Erfolg bestimmen lassen. Vielmehr handelte er hier nach dem richtigen Grundsatze, welchen er zwei Jahre zuvor mit Beziehung auf die Wahl Ferdinands zum römischen König ausgesprochen hatte: „Es will doch wohl in der Welt bleiben, daß viel Dings unrecht geschieht, und wenn es geschehen ist, doch müssen bleiben unverändert, zu verhüten größern Unrat.“

Im folgenden Jahre gab die Abwesenheit des Kaisers, welcher dem Unwesen des Seeräuberfürsten Barbarossa in Tunis ein Ende machte, sowie das feindselige Auftreten Frankreichs und die zweifelhafte Haltung Bayerns gegenüber von Oesterreich dem schmalkaldischen Bunde freien Spielraum, sich weiter auszudehnen, im Frühjahr 1536 traten demselben neben den Reichsstädten Augsburg, Frankfurt, Hamburg, Hannover und Kempten, der Herzog von Württemberg, der Herzog von Pommern und die Fürsten

von Anhalt bei. Mit diesen letzteren stand Luther schon seit 1532 in engerer Verbindung, er nennt sie „aufrichtige Fürsten, fürstlichen und christlichen Gemüts“ und schrieb namentlich an einen derselben, Fürst Joachim, der viel von geistlichen Anfechtungen zu leiden hatte, mehrere Trostbriefe.

So gewann der schmalkaldische Bund eine internationale Bedeutung. Ausländische Mächte traten mit demselben in Unterhandlungen. So wenig sich das nach unsren Begriffen mit der Einheit des Reiches vertrug, so war es doch nichts Neues. Schon zu Anfang des Jahrhunderts hatte der schwäbische Bund eine ähnliche Stellung eingenommen. Insbesondere waren es die Herrscher von Frankreich und England, welche vermittelst des Schmalkaldischen Bundes ihre Interessen zu fördern und die kaiserliche Macht zu schwächen gedachten und daher, so rücksichtslos sie in ihren eignen Staaten gegen die Reformation vorgingen, in Deutschland sich den Schein zu geben suchten, als wären sie Freunde des Evangeliums. König Franz von Frankreich lud Melanchthon ein, auf 3 Monate zu ihm zu kommen und ihm bei Einführung von Reformen behilflich zu sein. Melanchthon war entschlossen, zu gehen und auch Luther war damit einverstanden, weil er hoffte, es könne dadurch den Verfolgungen, welche die Anhänger des Evangeliums in Frankreich zu erdulden hatten, ein Ende gemacht werden. Er befürwortete aufs dringendste beim Kurfürsten die Bitte Melanchthons um Erlaubnis zu dieser Reise: „Wer weiß, was Gott thun will, schreibt er, welches Gedanken sind allezeit höher und besser denn die unsren. So wäre es mir auch leid, daß so viel fromme Herzen, die M. Philippus kläglich rufen und gewißlich sein warten, sollten betrübt werden, auch viel andre böse Gedanken von uns fassen.“ Aber der Kurfürst, der wohl die politischen Absichten des Königs durchschaute, verweigerte den Urlaub in scharfen Ausdrücken. Luther war darüber anfänglich befremdet, bald aber freute er sich, daß er und seine Freunde in diese politischen Dinge nicht hineingezogen worden waren, denn „die Welt ist des Teufels und der Teufel ist der Welt“ äußerte er mit Beziehung auf diese Verhandlungen.

Ebensowenig wurde durch die Besprechungen erreicht, welche

mit den Gesandten Heinrichs VIII. von England zu Wittenberg stattfanden. Dieser König, den wir als erbitterten Gegner Luthers kennen gelernt haben, hatte sich inzwischen auch mit dem Papste überworfen, weil dieser hauptsächlich aus Rücksicht auf Kaiser Karl V. zu der Scheidung des Königs von seiner Gemahlin, welche eine Anverwandte Karls war, die Zustimmung verweigerte. Er erklärte sich selbst für das Haupt der englischen Kirche und wenn er gleich an der katholischen Lehre festhielt, beabsichtigte er doch kirchliche Reformen einzuführen und hätte gewünscht, daß Melanchthon zu diesem Zwecke nach England komme. Aber die Verschiedenheiten der Lehre traten so stark hervor, daß Luther der Sache bald überdrüssig war. In der Lehre wollte er nichts nachgeben, „sonst hätte man wohl zu Augsburg leichter mit Papst und Kaiser können eins werden“; wohl müsse man Geduld haben, da in England nicht alles so plötzlich könne ins Werk gebracht werden; aber die Hauptartikel dürfen nicht geändert werden, denn „wir können um ihrer willen unsre Kirchen nicht aufs neue verwirren und irre machen, die noch kaum zur Ruhe und Stille bracht sind“. Ob aber auch in dem Fall, daß man in der Lehre nicht eins werde, ein Verbündnis mit dem König anzunehmen sei, das will er als ein weltlich Ding dem Kurfürsten zu bedenken überlassen, doch dünkt es ihm gefährlich, sich äußerlich zu vereinigen, wo die Herzen nicht eines Sinns sind.

Müssen wir eine göttliche Bewahrung darin erkennen, daß die evangelischen Reichsstädte sich frei hielten von der Verbindung mit diesen Königen, deren scheinbare Hinneigung zu der evangelischen Sache nur den Zwecken ihrer treulosen Politik dienen sollte, so war anderseits die Erhaltung des bürgerlichen Friedens im Reiche und die Herstellung der kirchlichen Einigung zwischen den Anhängern der Reformation in Deutschland das glückliche Ergebnis, zu welchem in erster Linie Luthers Besonnenheit und Friedensliebe beigetragen hatte.

Zweites Kapitel.

Die Tage in Schmalkalden.

Daß ich mich nicht der hohen Offenbarung überhebe, ist mir gegeben ein Pfahl ins Fleisch, nämlich des Satans Engel, der mich mit Fäusten schlage. 2. Kor. 12, 7.

Papst Paul III. schien mit dem Konzil Ernst machen zu wollen. Am 2. Juni 1536 schrieb er dasselbe auf den 23. Mai des folgenden Jahres nach Mantua aus „zur Ausrottung der lutherischen Ketzerei". Dem Kaiser war dieses Auftreten des Papstes höchst unangenehm, denn in einen neuen Krieg mit Frankreich verwickelt, wünschte er alles zu vermeiden, was die Glieder des schmalkaldischen Bundes ihm zu Feinden machen konnte. Diese selbst aber waren darüber nicht einig, wie sie sich zu der päpstlichen Einladung stellen sollten. Der Kurfürst wollte sie ohne weiteres ablehnen. Luther aber mit andern sächsischen Theologen und Juristen sprach sich für die Beschickung aus, damit man sich nicht den Vorwurf der Widersetzlichkeit gegen den Kaiser zuziehe und nicht mit dem früher ausgesprochenen Verlangen eines Konzils sich in Widerspruch setze. Nur wenn die zu erwartende Vorladung vor das Konzil so laute, daß die Evangelischen gar nicht sollten gehört werden, sondern nur anhören, wie man sie für Ketzer erkläre, habe man Ursache, dieselbe nicht anzunehmen. Um sich über die Stellung zu dem Konzil unter einander zu einigen, beschlossen die Verbündeten, im Januar 1537 in Schmalkalden zusammen zu kommen, und der Kurfürst beauftragte am 11. Dezember 1537 seine Theologen, vor diesem Konvente sich darüber auszusprechen, worin man den Papisten etwa nachgeben könnte und auf welchen Artikeln man beharren müsse. Luther setzte die Artikel sofort, trotz seiner körperlichen Schwachheit auf, legte sie noch vor Ende des Jahres seinen Freunden vor und schickte sie, nachdem diese unterzeichnet hatten, an den Kurfürsten. Diese Artikel, welche später den Namen der Schmalkaldischen erhalten haben, stellen die evangelische Lehre in scharfem Gegensatz gegen die der römischen

Kirche dar. Am Schlusse der Einleitung heißt es: „Ach lieber Herr Jesu Christe, halt du selber Konzilium und erlöse die Deinen durch deine herrliche Zukunft. Es ist mit dem Papst und den Seinen verloren, sie wollen dein nicht." Die Artikel selbst zerfallen in drei Teile. Der erste handelt „von den hohen Artikeln der göttlichen Majestät", über welche kein Streit sei, der zweite „von den Artikeln, welche das Amt und Werk Jesu Christi oder unsre Erlösung betreffen". Hier wird der Artikel, daß der Glaube allein gerecht mache, als der Hauptartikel vorangestellt, von welchem gesagt wird: „Von diesem Artikel kann man nichts weichen und nachgeben, es falle Himmel und Erden. Und auf diesem Artikel stehet alles, das wir wider den Papst, Teufel und alle Welt lehren und leben. Darum müssen wir des gar gewiß sein und nicht zweifeln, sonst ist es alles verloren und behält Papst und Teufel und alles wider uns Sieg und Recht." Sofort wird die Messe als der schrecklichste Greuel des Papsttums samt aller aus ihr hervorgegangener Abgötterei, weiterhin das Klosterleben und das Papsttum selbst angegriffen; dem letzteren gegenüber habe man nichts zu sagen, als „strafe dich Gott, Satan!" Deshalb wird denn auch im dritten Teil auf Verhandlungen mit dem Papst keine Rücksicht genommen, sondern Artikel aufgestellt, „welche wir mögen mit Gelehrten, Vernünftigen oder unter uns selbst handeln".

Eine große Versammlung fand sich in Schmalkalden ein: die Fürsten, die Abgesandten der Städte und die Theologen, deren etwa vierzig anwesend waren; außerdem ein Gesandter des Kaisers und ein päpstlicher Nuntius. Luther mit den Seinen traf am 7. Februar dort ein, nachdem er am 4. Februar unterwegs in Weimar gepredigt hatte. In den ersten Tagen befand er sich wohl; nicht nur sagte ihm die gesunde Lage des Orts zu und war er im Aeußerlichen aufs beste versorgt, sondern er freute sich auch des Zusammenseins mit so vielen vortrefflichen Männern. Am 9. Februar predigte er vor den Fürsten, aber an diesem Tage regte sich auch bei ihm ein neues Leiden, schmerzhafte Steinbeschwerden. Doch trat bald Besserung ein, aber er sehnte sich nach Hause, denn „wir sind hier nichts als ein müßiger Haufe. Die Fürsten und Städte verhandeln anders als wir gedacht hatten, auch ohne uns".

Doch wurde er von seinem Kurfürsten mit Erstattung eines neuen Gutachtens über die Beschickung des Konzils beauftragt. Er sprach sich wiederum dahin aus, man solle zwar keine bindende Zusage geben, aber auch die Sache nicht geradezu abweisen, denn „es brächte groß Aergernis, daß wir zu eben dieser Zeit, so der Türk vorhanden und der Kaiser in Arbeit, sollten das Konzilium weigern".

Am 17. Februar litt er wiederum an Steinschmerzen. Am folgenden Tage, dem Sonntag Invokavit, hielt er eine gewaltige Predigt über das rechte Christenfasten, „welches ist Trauern und Leidtragen, und allerlei Ungemach und Unglück, von Gott auferlegt, welches dem Menschen wehe thut, um Gotteswillen leiden". Eine solche Fastenzeit sollte an demselben Tage noch für ihn anbrechen. Seine Schmerzen wurden so heftig, wie er sie noch nie erlebt hatte. Er glaubte seinen Tod nahe, und wenn es ihm anfangs schwer war, daß derselbe in der Fremde erfolgen sollte, so ergab er sich auch hierin in Gottes Willen. Acht Tage lang dauerte die Not; er befürchtete, vor Schmerz von Sinnen zu kommen. „Wohlan," sprach er, „wenn ich schon toll und thöricht werde, so bleibe ich doch Gott klug, und Christus mein Herr, meine Weisheit und mein Gott." Ueber seine Krankheit äußerte er: „Das ist der Apfel Adams, der mir im Leibe steckt, und kann ihn nicht verzehren, doch hat ihn mein Herr Christus verzehret," und hinwiederum: „Das heißt der Pfahl im Fleisch, des Teufels Keule, damit er mich also durch die Spieße jaget und mein Fleisch zermartert." Der Kurfürst trat an sein Schmerzenslager; Luther bat ihn, sich das Evangelium als einen teuren Schatz befohlen sein zu lassen, und als derselbe erwiderte: „Ich besorge mich, lieber Herr Doktor, wenn euch Gott hinweg nähme, er würde sein liebes Wort auch mit hinwegnehmen," wehrte er ab und sprach: „Ach nein, mein gnädigster Herr, das wolle Gott nicht; es sind noch viel gelehrte und getreue Leute, die es herzlich gut meinen und wohl verstehen." Zum Abschied bat ihn der Kurfürst, wenn er je sterben sollte, für die Seinigen nicht besorgt zu sein, denn, sprach er: „Euer Weib soll mein Weib sein und Eure Kinder sollen meine Kinder sein." Seine anwesenden Freunde bat der Kranke, fleißig für ihn zu beten, denn keine Macht sei so

stark als das herzliche Gebet. „Sterbe ich," sprach er, „so wird sich die Bestie, des Papstes Legat, und die Bischöfe meines Todes hoch erfreuen; aber sie werden ihren Fürbitter verlieren, der sie bisher vor Gott und der Welt fleißig verbeten hat. Das wird denn aus sein und mit ihnen über und über gehen." Sehr tröstlich war es ihm, zu hören, daß sämtliche anwesende Theologen seine Artikel unterschrieben haben.

Am folgenden Sonntage sprach er zu Melanchthon, der weinend an seinem Bette saß, scherzend: „Hans Löser pflegte zu sagen, es wäre keine Kunst, gut Bier, sondern bös Bier trinken wäre ein Kunst. Ebenso möchtet ihr auch von mir gedenken, daß ich jetzo mit den Apothekertränken lernen muß dies Stück praktizieren. Und, gottlob! ich kann auch in diesem Todeskampf und neben meinen großen Schmerzen gutes Herzens sein; — ist doch unser Tod gegen den Tod meines Erlösers Jesu Christi für nichts zu rechnen. Zudem sind so viel tapfere und heilige Leute vorangeschickt, denen wir beizuwohnen nicht wert sind. — Ich hätte es unserm Herr Gott gern abgebetet oder abgemurret, daß ich in meines Kurfürsten Lande stürbe, es geschiehet aber darum nicht flugs. Derowegen wenn's ihm gefällt, und an welchem Orte er mir nur ruft, so bin ich bereit."

Doch wünschte er am folgenden Tage von Schmalkalden weggebracht zu werden, und der Arzt war einverstanden. Seine Freunde nahmen Abschied von ihm. Er betete mit ihnen in großer Inbrunst, redete von dem Jammer, welcher der armen Christenheit bevorstehe, sprach aber die Hoffnung aus, daß der liebe jüngste Tag darein kommen werde. Begleitet von Bugenhagen, Spalatin und dem Arzt, Dr. Sturz, reiste er ab in einem kurfürstlichen Wagen. Aber obwohl alles mögliche zu seiner Erleichterung geschah und man an diesem Tage nur vier Stunden zurücklegte, so verursachte ihm doch das Fahren auf den rauhen Gebirgswegen so unerträgliche Schmerzen, daß er ausrief: „Wenn nur ein Türke vorhanden wäre, der mich schlachtete, dieweil ich doch mit starkem, gesundem Leibe in meinem eignen Wasser verderben muß; und zwar ich stürbe gern, wenn nur des Teufels Legat nicht da wäre zu Schmalkalden und schrie es in der ganzen Welt

aus, ich hätte vor großer Furcht und Zagen sterben müssen.“ Aber die Erschütterung des Fahrens hatte die Wirkung, daß in der folgenden Nacht, die man zu Tambach verbrachte, rasche Besserung eintrat. Er fühlte sich wie neu geboren, schrieb nachts zwischen 2 und 3 Uhr „aus Tambach, dem Ort, wo mich der Herr gesegnet hat“, an Melanchthon und bat ihn, die frohe Kunde auch dem Kurfürsten mitzuteilen. Als der Bote, der diesen Brief nach Schmalkalden brachte, in der Morgenfrühe an der Wohnung des Legaten vorüberkam, rief er mit lauter Stimme: „Gott Lob und Dank, Lutherus lebt, ist frisch und gesund.“ Am folgenden Tage kam er nach Gotha und schrieb von da an seine Frau von dem überstandenen Jammer: „Ich bin tot gewest und hab dich mit den Kindlein Gott befohlen und meinem guten Herrn, als würde ich euch nimmermehr sehen; hat mich euer sehr erbarmet, aber ich hatte mich dem Grabe beschieden.“ Dann erzählt er, wie ihm durch vieler Leute Fürbitte und Thränen geholfen worden sei, und fährt fort: „Darum danke Gott und laß die lieben Kindlein mit Muhmen Lenen dem rechten Vater danken, denn ihr hättet diesen Vater gewißlich verloren. Gott hat Wunder an mir gethan diese Nacht und thut's noch durch frommer Leute Fürbitt.“ Aber am folgenden Tage trat eine große Schwäche ein, so daß er abermals sein Ende nahe glaubte. Bugenhagen war bei ihm. Gegen ihn bezeugte er: „Ich weiß, Gott sei gelobt, daß ich recht gethan, daß ich das Papsttum gestürmt habe mit Gottes Wort;“ beauftragte ihn, sein liebes Philippchen und seine andern Kollegen um Verzeihung zu bitten, wenn er wider sie gesündigt hätte, seiner treuen Käthe, den Predigern und der Gemeinde zu Wittenberg, sowie dem Kurfürsten seinen letzten Gruß zu bringen und für die Seinigen so viel als möglich zu sorgen. Am 1. März beichtete er dem Bugenhagen und empfing von ihm die Absolution, besprach sich auch an den folgenden Tagen über sein Begräbnis in Gotha. Aber unvermutet besserte sich sein Befinden, und er konnte, wenn auch in kleinen Tagereisen und mit manchem Aufenthalt, nach Wittenberg gebracht werden, wo er am 14. März eintraf, von seinem Leiden befreit, aber so schwach, daß er noch eine Woche später klagte, seine Beine wollen ihn nicht tragen.

Auswärts hatte sich die Sage verbreitet, Luther sei gestorben. Darüber frohlockten die Feinde des Evangeliums. Ein Bote war im Auftrag evangelisch gesinnter Einwohner von Hall in Tirol nach Wittenberg gekommen, um Luthers Grabschrift abzuschreiben. Er gab ihm eine Urkunde mit, worin es heißt: „Teufel, Papst und alle meine Feinde wollten gerne fröhlich sein, daß ich gestorben wäre, und ich gönnte ihnen solche Freude von Herzen und wäre gerne gestorben zu Schmalkalden; aber Gott hat noch nicht solche Freude wollen bestätigen. Er wird's aber thun, ehe denn sie meinen, nicht zu großem Glück; und werden einmal singen: Ach, daß nur der Luther am Leben wäre!“

Die in Schmalkalden versammelten Fürsten lehnten gegen den Rat Luthers die Beschickung des Konzils ab, da dasselbe nicht ein solches sei, wie sie verlangt hatten; ein freies Konzil, das nicht in Italien, sondern in Deutschland gehalten würde, forderten sie; und der Kaiser, durch seine Kriege mit den Türken und Franzosen in Anspruch genommen, war nicht in der Lage, sie zur Beschickung des Konzils zu zwingen, welches deshalb gar nicht zu stande kam. Dennoch bleibt die Frage, ob jener Beschluß zu Schmalkalden nicht unheilvoll war, und ob hier nicht der erste Anlaß zum schmalkaldischen Krieg, zur Niederlage des Protestantismus in Deutschland und weiterhin zur Losreißung der lotharingischen Bistümer vom deutschen Reiche gegeben wurde.

Während der Tage von Schmalkalden wurde auch die Frage der Vereinigung mit den Schweizern um einen Schritt weiter geführt. Diese hatten auf einer Zusammenkunft zu Basel ihre Freude über die Wittenberger Konkordia ausgesprochen. Ein Schreiben von ihnen an Luther brachte Butzer nach Schmalkalden zugleich mit einem Briefe des Bürgermeisters Mayer von Basel an Luther. Dieser antwortete sehr freundlich am 17. Februar. Er spricht den Wunsch aus: „Gott gebe weiter Gnade, damit wir allesamt in rechter, lautrer Einigkeit und gewisser einträchtiger Lehre und Meinung zusammenstimmen.“

Er bittet den Bürgermeister aufs herzlichste: „Wollet bei den Eurigen treulich anhalten und helfen, daß sie allesamt wollten helfen die Sachen stillen, glimpfen und zum Besten fördern und

nicht die ruhigen Vögel scheuchen", wie er auch seinerseits versichert: „Wir lassen uns nicht bewegen allerlei Schrift und Rede, und ist auf unsrer Kanzel und unter dem Volk alles gar still." Als er dann wegen seiner Krankheit in Schmalkalden mit Butzer nicht hatte verhandeln können, reiste ihm dieser mit dem Augsburger Prediger Wolfhart nach Gotha nach. Dort besprach sich Luther aufs freundlichste mit ihnen, warnte sie aber vor dem „Simulieren" und „Umhermänteln". An die evangelischen Städte der Schweiz schrieb er selbst gegen Ende des Jahres. „Es werden, heißt es da, beide bei euch und uns etliche sein, welchen solche Konkordia nicht gefällig sondern verdächtig sein wird. Aber so wir zu beiden Teilen, die wir's mit Ernst meinen, werden fleißig anhalten, wird der liebe Vater und Gott wohl seine Gnade geben, daß es bei den andern mit der Zeit auch zu Tod blutet und das trübe Wasser sich wiederum setzt." Er ruft Gott zum Zeugen an, daß er es mit der Konkordia von Herzen meine, „denn die Zwietracht weder mir noch jemand geholfen, sondern vielen Schaden gethan hat". In der Lehre vom Wort Gottes und der Taufe billigt er die Artikel der Schweizer, was das Abendmahl betrifft, so verwahrt er sich gegen das Mißverständnis, als lehre er ein Herniederfahren des Leibes Christi. In ähnlichem Sinne schrieb er im Juni 1538 an die in Zürich versammelten Gesandten der reformierten Städte der Schweiz. Es ist ihm eine Herzensfreude, daß sich die Eintracht immer mehr anbahnt. So schreibt er im Mai 1538 an den Herzog von Preußen: „Mit den Schweizern ist's auf guter Bahn, Gott helfe fürder. Ich hoffe, Gott wolle des Aergernis ein Ende machen um seines Namens willen und dem Greuel zu Rom zu Verdrieß." Deshalb war er aber doch weit entfernt, von seiner Lehre auch nur im geringsten zu weichen, was er gegen Bullinger in einem ebenso offenen, als freundlichen Schreiben erklärte. Diesen Standpunkt hielt er auch fernerhin fest: christliche Eintracht aber ohne Bemänteln der vorhandenen Lehrunterschiede, jedoch mit der Hoffnung, daß Gott weiter helfen werde zu voller Einigkeit.

Drittes Kapitel.

Der Hort der Bedrängten.

Schaffet Recht dem Armen. Ps. 82, 3.

Mit der Rückkehr aus Schmalkalden beginnt der letzte Abschnitt in Luthers Leben. Das Gefühl des Altwerdens und die dem Alter eigentümliche Sehnsucht nach Ruhe tritt immer stärker hervor. Er nennt sich einen erschöpften, durch so viele Arbeiten ermüdeten Greis und bezeugt: „Ich wünschte in diesen Tagen das Vergnügen des Alters zu genießen und in den Gärten die Wunder Gottes zu betrachten an dem Sprossen der Bäume, Blumen und Kräuter, und auf dieses Vergnügen, ja auch auf Muße hätte ich Anspruch, wenn ich nicht durch frühere Sünden verdient hätte, dessen durch lästige und häufig unnütze Geschäfte beraubt zu werden." Dabei war er aber doch in seinem Wirken unermüdlich. Zwar hatte ihn der Kurfürst, während er seinen Gehalt namhaft erhöhte, von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden, dennoch wollte Luther auf diese Thätigkeit nicht verzichten. Noch mehr aber widmete er sich der Predigt. Durch die lange dauernde Abwesenheit Bugenhagens, der die Reformation in Dänemark durchführte, fiel ihm eine sehr ausgedehnte Predigtthätigkeit nicht nur an Sonntagen, sondern auch zweimal in der Woche zu; an Ostern 1538 predigte er neun Tage hintereinander. Und man merkte seinen Predigten so wenig von der Schwäche des Alters an, daß Kanzler Brück an den Kurfürsten berichten konnte: „Er thut solche gewaltige, treffliche Predigten, daß mich dünkt — so sagt es jedermann —, daß er hievor so gar gewaltiglich nicht gepredigt hat, zeigt sonderlich an die Irrtümer des Papsttums, und ist ein groß Volk, das ihn höret."

Auch schriftstellerisch zu wirken fuhr er fort. Neben einigen auf Schrifterklärung bezüglichen Arbeiten (Anmerkungen zum Evangelium Matthäi und zum Hohenliede, Auslegung einiger Kapitel des Evangeliums Johannes) war es besonders die in jenen Jahren so viel behandelte Frage eines Konzils, was ihn beschäftigte. Er

gab „den Ratschlag eines Ausschusses etlicher Kardinäle, Papst Paulo III. auf seinen Befehl geschrieben und überantwortet“ mit Randglossen heraus, worin er spottet, daß der Papst sich mit dem Konzil schleppe wie die Katze mit den Jungen. Im folgenden Jahre veröffentlichte er dann seine große Schrift „von den Konzilien und Kirchen“, worin er an der Geschichte der Konzilien nachweist, daß dieselben nicht Macht haben, neue Glaubensartikel aufzustellen oder neue Zeremonien zwangsweise aufzulegen, sondern den alten Glauben wider neue Irrtümer zu verteidigen und etliche Ordnungen, sofern sie dem Volke nützlich seien und zu seiner Zucht dienen, aufzurichten. Unter Kirche sei weder der Papst mit den Bischöfen zu verstehen, noch die steinernen Gebäude, sondern das heilige, christliche Volk, in welchem Christus und der heilige Geist wirke.

In demselben Jahre machte sich Luther an das große Werk der Revision seiner Bibelübersetzung. Er bediente sich dabei des Rates mehrerer gelehrten Freunde. Melanchthon, Bugenhagen, Jonas, Kruciger, dazu der Lehrer des Hebräischen Aurogalus und der Kaplan Nörer, welcher die Korrektur besorgte, — diese sämtlich aus Wittenberg kamen zu diesem Zwecke jede Woche abends in Luthers Wohnung zusammen; manchmal nahmen auch auswärtige Gelehrte Anteil. Jeder bereitete sich auf den Text vor, wobei Luther auch Juden und sonstige Kenner der hebräischen Sprache, auch Männer aus dem Volk, von welchen er in betreff des deutschen Ausdrucks Belehrung hoffte, zu Rate zog. Bei der Besprechung hatte er seine alte lateinische und deutsche Bibel, daneben auch den hebräischen Text vor sich, Melanchthon den griechischen Text, Kruciger neben der hebräischen die chaldäische Bibel, Bugenhagen den lateinischen Text, während die übrigen mit rabbinischen Auslegungen ausgerüstet waren. Erst im Jahr 1541 wurde das Werk vollendet.

So rücksichtslos Luther gegenüber von den Gewaltigsten auftreten konnte, ein so mitleidiges Herz hatte er für alle Unglücklichen. Konnte er selbst nicht helfen, so ließ er sich's nicht verdrießen, Fürbitte einzulegen, sei es bei seinem Kurfürsten, sei es bei andern Fürsten oder Stadtobrigkeiten oder einflußreichen Privatpersonen. Bald waren es um ihres Glaubens willen vertriebene

oder sonst heimat- und brotlose Personen, bald in ihrem Einkommen verkürzte oder ungerecht verfolgte Geistliche, bald arme Studenten, für die er Fürsprache einlegte; manchmal erbat er auch für Verurteilte Ermäßigung der Strafe, auch eine unglückliche Wahnsinnige, die eingesperrt worden war, hatte sich seiner Verwendung beim Kurfürsten zu erfreuen. War es aber menschliche Gewaltthat, unter welcher jemand zu leiden hatte, so konnte sich Luthers Mitleid mit dem Unterdrückten im gewaltigsten Zorn gegen den Urheber der Gewaltthat äußern. Dies zeigte sich namentlich in einem neuen Angriff, den er auf den Kurfürsten und Erzbischof Albrecht von Mainz machte.

Diesem Fürsten, welcher, wie wir wissen, wiederholt die Schärfe der Feder Luthers erfahren hatte, lag viel daran, es nicht ganz mit ihm zu verderben. Allein eine Unthat, die er beging, veranlaßte jenen, alle Rücksicht beiseite zu setzen und mit der ganzen Wucht seines Wortes über ihn herzufallen. Albrecht bediente sich in seinen fortwährenden, durch seine maßlose Verschwendung herbeigeführten Geldverlegenheiten der Dienste eines gewissen Hans Schönitz (oder Schanz) von Halle, der durch allerlei Künste immer wieder Geld zu schaffen wußte. Als aber die Stände sich weigerten, weitere Forderungen zu bewilligen, so schob Albrecht die Schuld des starken Geldverbrauchs auf Schönitz, beschuldigte ihn des Betrugs, ließ ihn gefangen setzen und trotzdem, daß sich das Reichskammergericht seiner annahm, durch ein eilig zusammenberufenes Gericht von Bauern, nachdem man ihn durch die Folter zum Bekenntnis genötigt hatte, zum Tode verurteilen. Dann wurde er am 21. Juni 1535 in Giebichenstein gehenkt und seine Güter von Albrecht eingezogen. Ein Tischgenosse Luthers, Ludwig Rabe, der ein Unterthan des Erzbischofs war, hatte sich über diese Unthat ausgesprochen, dies war jenem hinterbracht worden und er hatte demselben einen drohenden Brief geschrieben. Dies veranlaßte Luther, im Juli an seine „kardinalische Heiligkeit“ zu schreiben, „nicht der Hoffnung, daß ich etwas Nutzes damit schaffen werde, sondern meinem Gewissen gnug zu thun für Gott und der Welt.“ „Sollten Euer kardinalische Heiligkeit alle die henken, so nicht allein in diesem sondern andern mehr Stücken von dem hällischen Kar-

dinal übel und schändlich reden, so würden in Deutschland nicht Strick genug erfunden werden. — Und wenn er lange henkt, würde er damit solchem Geschrei wenig steuren. — Ich muß mich trösten, daß ihr zornigen Heiligen nicht alle henken könnet, die euch feind sind, sondern werdet unsrem Herrn Gott an seiner Kirchen den Ring an der Thür lassen und etliche leben lassen, bis der rechte Henker auch einst über euch komme." Als sich nun Albrecht alle Mühe gab, die Sache zu vertuschen, so schrieb Luther in den ersten Monaten des folgenden Jahres abermals an ihn. Da heißt es u. a.: „Ich habe manche böse That von Kardinalen gehöret und gesehen; aber einen solchen unverschämten, bösen Wurm hätte ich Eure kardinalische Heiligkeit nicht gehalten." Dann droht er: „Ich will Hans Schanzen letzte Worte, da er Zeter über Gewalt geschrieen und darauf gestorben, daß er solchen Tod nicht verdienet, mitnehmen und Eurer Kurfürstlichen Gnaden ein Fastnacht bringen, so ich lebe und gesund bin, die soll lustig und gut sein mit Gottes Hilfe. Eure Kurfürstliche Gnaden lasse die Füße zum Tanze wohl jucken, ich will der Pfeifer sein. Kann Junker Kain sagen: Ich weiß nicht; bin ich meines Bruders Hüter? so kann Gott sprechen: verflucht seist du von der Erde. — Hiemit Gott befohlen; wo Eure Kurfürstliche Gnaden für dem roten Bluthütlein sich wollte ihm befehlen lassen." Die Drohung sofort auszuführen und öffentlich gegen den Erzbischof aufzutreten, unterließ Luther aus Rücksicht auf seinen Landesherrn, an welchen sich die hohen Anverwandten Albrechts gewendet hatten.

Nun veröffentlichte aber ein junger Poet in Wittenberg, Simon Lemnius, im Jahre 1538 Epigramme, in welchen angesehene Persönlichkeiten der Stadt verspottet, der Erzbischof Albrecht aber verherrlicht wurde, wie es ja bei den Humanisten Brauch war, ihre Gönner überschwenglich zu preisen, diejenigen aber, welche es nicht mit ihnen hielten, mit der Lauge ihres Spottes zu übergießen. Dieses „Erzschand-, Schmach- und Lügenbuch" versetzte Luther in gewaltige Aufregung; als Stellvertreter des Pfarrherrn der Gemeinde, Bugenhagen, hielt er sich für verpflichtet, solche „Lästerpoeterei" öffentlich zu strafen, was er in einer von der Kanzel verlesenen, nachher durch den Druck veröffentlichten Ansprache an die Gemeinde mit den schärfsten Worten that. Er sprach seine Entrüstung auch darüber aus, daß „derselbige Schandpoetaster den leidigen Stadtschreiber zu Halle, mit Urlaub zu reden, Bischof Albrecht, lobet und einen Heiligen aus dem Teufel machet". Dabei redet er von dem Erzbischof in den derbsten Ausdrücken.

Diese Schmach, welche einem der Ihrigen widerfahren war, versetzte alle Angehörigen des Hauses Brandenburg in große Aufregung. Sie beklagten sich bei dem Kurfürsten von Sachsen und der Brandenburger Albrecht, Herzog von Preußen, wendete sich in einem Briefe, worin er in ehrerbietigem und freundlichem Tone seinem „lieben Vater Martino" ernste Vorstellungen machte, an Luther selbst. Dieser erwiderte, er könne es ihm als dem Blutsfreund nicht verdenken, daß er des Erzbischofs sich annehme, aber „es ist nie kein Geschlecht so hoch noch edel gewest, es ist zuweilen ein ungeraten Kind daraus kommen. Es ist keine Schande, Buben in einem Geschlecht haben, sondern ehrlich, daß man sie nicht lobe noch verteidige. Darum bitte ich demütiglich, Euer fürstliche Gnaden wollten den verzweifelten Pfaffen lassen Gottes Gericht befohlen sein." Eine Schrift gegen den Erzbischof hatte Luther schon 1537 abgefaßt, aber auf Verlangen seines Kurfürsten zurückgehalten unter der Bedingung, daß jener von seinem Wüten gegen das Evangelium ablasse; da dies nicht geschah, so ließ er dieselbe 1539 ausgehen. In der Vorrede bittet er, seine Worte nicht so zu deuten, als wollte er den hohen, löblichen Stamm des Hauses Brandenburg schänden, und wendet sich dann gegen diejenigen, welche sagen, man müsse Fürsten etwas nachlassen vor andern, indem er sie als rechte Hauptbösewichte bezeichnet, die alle Untugend um Gelds willen billigen. Dann weist er im einzelnen nach, wie der Erzbischof den Schönitz mit Unrecht zum Tode gebracht habe, und läßt dabei manches Streiflicht auf das Treiben des Kardinals fallen, der seine Lande geplündert, beraubt und geschunden habe ärger, als es der Türke hätte machen können, und der durch sein unzüchtiges Leben auf der Moritzburg zu Halle Gottes spotte. „Nach Gottes Urteil und Wort sollt Hans Schönitz billig leben und der Kardinal hängen."

Kurze Zeit nach Veröffentlichung der Schrift sah sich der Kar-

dinal Albrecht durch seine Geldnot gezwungen, den Bürgern von Halle gegen Bezahlung von 20,000 Gulden zu gestatten, daß sie einen evangelischen Prediger anstellen. Als solcher wurde Luthers Freund Justus Jonas berufen und das Evangelium hielt seinen Einzug in die Stadt, wo so lange dessen giftigster Feind residiert hatte. Luther triumphierte über diese Niederlage des bösen alten Schalkes und sah darin einen Beweis, daß Gott noch Richter sei auf Erden. Albrecht aber nahm seinen Aufenthalt in Mainz. Dorthin ließ er auch die in Halle aufgehäuften Reliquien bringen und veranstaltete eine Ausstellung derselben. Luthers Spott darüber nahm er schweigend hin.

Noch mit einem andern Manne, der sein Leben auf dem Hochgericht geendet hat, ist Luther in Berührung gekommen. Es war der Berliner Bürger Hans Kohlhase, der durch erlittenes Unrecht dahin gebracht worden war, durch Straßenraub sich selbst Recht zu schaffen. Er hatte schon 1534 Luther um seinen Rat gebeten, und dieser hatte ihm in einem Brief vom 8. Dezember aufs dringendste zugesprochen, lieber an Gut und Ehre Schaden zu nehmen, als sich weiter in solch Fürnehmen zu begeben, darin er müßte aller derjenigen Sünden und Büberei auf sich nehmen, die ihm zur Fehde dienen würden. „Lasset euch euern Schaden von Gott zugefüget sein und verbeißet's um seinetwillen; so werdet ihr sehen, er wird wiederum euch segnen.“ Es wird berichtet, ist aber nicht hinlänglich verbürgt, daß Kohlhase auf diesen Brief hin nächtlicherweile zu Luther gekommen sei, ihm gebeichtet und das Sakrament von ihm empfangen, auch versprochen habe, dem Lande Sachsen hinfort keinen Schaden zuzufügen. Da jedoch Luthers Fürbitte für ihn vergeblich gewesen, habe er wieder zur Selbsthilfe gegriffen. So viel ist sicher, daß Kohlhase, nachdem er manche Gewaltthaten verübt, im Jahr 1540 gefangen und mit mehreren seiner Genossen hingerichtet wurde.

Aber nicht nur für die Not einzelner Personen hatte Luther ein Herz, sondern auch für den Druck, welcher auf ganzen Klassen der Bevölkerung lastete. Aeußert er gelegentlich seinen Unwillen darüber, daß Adel und Fürsten in deutschen Landen alles an sich reißen, so empört ihn das Umsichgreifen des Wuchers noch viel

mehr. Schon 1525 hatte er wider den Wucher geschrieben, dann hatte er einige Sermone und Bedenken wider denselben veröffentlicht, als er aber sah, wie das Uebel immer zunahm, gab er 1540 die Schrift: „An die Pfarrherrn wider den Wucher zu predigen“ heraus. „Deutschland ist gewest, was es sollt werden, der leidige Geiz und Wucher haben es zu Grunde verderbt,“ sagt er hier und weist darauf hin, wie man in Leipzig vierzig vom Hundert nehme; so könne ein Bürger oder Bauer, ja auch ein Fürst oder König in einem Jahr gefressen werden. Zwar ist ihm jedes Zinsennehmen Wucher, und er wünscht, daß die Obrigkeit demselben mit Gewalt steure, doch findet er für den Fall, daß der Leihende durch sein Hinleihen zu Schaden komme, das Fordern von „Schadewacht oder Interesse“ berechtigt, auch möchte er alten Leuten, Witwen oder sonst dürftigen Personen ein „Notwücherlein“, d. h. das Nehmen eines mäßigen Zinses gönnen; will der Kaiser das auch andern gestatten, so möge er es auf eigne Verantwortung thun. „Die großen Weltfresser aber, die nicht können genug aufs Hundert nehmen, soll man beide im Leben und Sterben dem Teufel lassen.“ Er fügt dann noch weiteres über die Christenpflicht des rechten Gebens und Leihens hinzu.

Eine gedrückte Menschenklasse waren zu jener Zeit die Juden. Es wäre zu verwundern gewesen, wenn dieselben an einen so einflußreichen Mann, wie Luther war, sich nicht auch gewendet hätten, zumal da er aus Anlaß seiner Bibelübersetzung in vielfache Berührung mit ihnen kam. So finden wir denn, daß 1537 ein Jude namens Josel ihn bat, sich für ihn beim Kurfürsten zu verwenden. Luther antwortete, sein Herz sei gewesen und sei noch, „daß man die Juden sollt freundlich halten, ob sie Gott dermaleins wollt gnädiglich ansehen und zu ihrem Messia bringen, und nicht der Meinung, daß sie durch meine Gunst in ihrem Irrtum gestärkt und ärger werden. Davon ich, so mir Gott Raum und Zeit gibt, will ein Büchlein schreiben.“ Dieses erschien auch im folgenden Jahre unter dem Titel: „Ein Brief wider die Sabbater“, veranlaßt durch den Uebertritt einiger Christen zum Judentum. Es wird darin Anweisung gegeben, wie man die Juden widerlegen und ihnen beweisen solle, daß der Messias schon gekommen sei.

Luther nahm sich hierauf vor, nichts mehr von den Juden oder wider dieselben zu schreiben. Als sie aber nicht aufhörten, die Christen zum Uebertritt zu verlocken, und sogar zu Luther selbst drei von ihnen in dieser Absicht kamen, ließ er 1543 die scharfe Schrift „Von den Juden und ihre Lügen“ ausgehen. Er warnt, sich in Disputationen mit ihnen einzulassen, denn sie seien von Jugend auf erzogen mit Gift und Groll wider unsern Herrn, so daß keine Hoffnung sei, sie zu überzeugen, bis sie dahin kommen, daß sie durch ihr Elend zuletzt mürb werden. Darum will er nicht für die Juden, sondern für die Christen, und deren Glauben zu stärken, etliche grobe Thorheit in der Juden Glauben und Auslegung der Schrift nachweisen, was er sehr ausführlich thut. Bald darauf ließ er die Schrift „Vom Schem Hamphoras und vom Geschlecht Christi“ ausgehen, worin er die jüdische Behauptung, daß Jesus durch Aussprechen des heiligen Jehovahnamens in zauberischer Weise seine Wunder verrichtet habe, widerlegt und Jesu Abstammung von David nachweist. Vor Juden, welche als Alchymisten durch „ihre jüdische Tücke“ den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg betrogen, hat er diesen 1545 gewarnt und sich dabei über die damals so sehr im Schwange gehende Alchymie als über einen „großen, schändlichen Trug“ sehr nüchtern ausgesprochen.

Viertes Kapitel.

Spaltungen und Aergernisse im eignen Lager.

> Was gehen mich die draußen an, daß ich sie sollte richten? Richtet ihr nicht, die da drinnen sind? 1. Kor. 5, 12.

Viel schmerzlicher als alle Angriffe seiner Feinde waren für Luther die Zerwürfnisse, welche im Kreise seiner Freunde und Gesinnungsgenossen hervortraten. Zu seinen vertrautesten Freunden gehörte Johann Agrikola. Derselbe scheint in seinem Schulamt zu Eisleben seine Befriedigung nicht gefunden und sich lieber mit theologischen Fragen beschäftigt zu haben. Darum strebte er

auch, von Eisleben, wo er sich mit dem Grafen von Mansfeld überworfen hatte, wegzukommen und verließ 1537 ohne weiteres seine Stelle. Luther nahm ihn freundlich in sein Haus auf, vertraute ihm, als er selbst zum Konvent nach Schmalkalden reiste, die Fürsorge für sein Hauswesen und verschaffte ihm vom Kurfürsten einen Gehalt, sowie die Ermächtigung, Vorlesungen zu halten und zu predigen. Allein nun sprach derselbe in Predigten und sonst die Ansicht vom göttlichen Gesetz aus, welche ihn schon früher (S. 256) zu einem Angriff auf Melanchthon veranlaßt hatte. Das Gesetz gehöre nicht in die Kirche sondern aufs Rathaus, und zur Buße müsse der Mensch nicht durchs Gesetz getrieben, sondern durch die Predigt vom gekreuzigten Christo gelockt werden. Luther predigte gegen diese Meinungen, jedoch ohne Agrikolas Namen zu nennen. Dieser gab auf den ihm gemachten Vorhalt befriedigende Erklärungen, verbreitete dann aber Sätze, in welchen die früheren Ansichten wiederholt wurden. Luther war sehr zornig, als ihm dieselben zu handen kamen. Er leitete Agrikolas Auftreten aus Neid, Haß und Ehrgeiz ab und war geneigt, den Worten des Grafen von Mansfeld beizustimmen, der ihm über jenen geschrieben hatte: „Es steckt ein Münzer dahinter.“ Er trat auch in sechs Disputationen, in welchen er die Lehre von der Buße und vom Gesetz gründlich erörterte, den „Antinomern“ oder Gesetzesstürmern entgegen. Der Kurfürst vermittelte, Agrikola erklärte sich zum Widerruf bereit und ermächtigte Luther, denselben in seinem Namen auszusprechen. Dieser that das in einem Schreiben an den Pfarrer Güttel zu Eisleben. Er äußert sich darin auch darüber wie wehe ihm dieser Streit thue. Nachdem er mehr denn zwanzig Sturmwinde und Rotten erlitten habe, sehe er wohl, daß mit allen solchen Kämpfen für die Nachkommen keine Ruhe geschafft sei, denn „der Teufel lebt und regiert. Darum bitte ich um eine gnädige Stunde und begehre des Wesens nicht mehr.“ Es stand nicht lange an, so kam es zu neuen Zerwürfnissen zwischen beiden Männern, die bis zu einer Klage beim Kurfürsten führten und nur dadurch ein Ende nahmen, daß Agrikola 1540 als Prediger nach Berlin berufen wurde. Obwohl er von dort aus abermals Widerruf leistete, so wollte doch Luther nichts mehr mit ihm

zu schaffen haben, und äußerte sich wiederholt mit schmerzlicher Bitterkeit über ihn. Er war froh, ihn los zu sein und sprach sich in den schärfsten Worten über seine in jeder Bewegung seines Leibes hervortretende Eitelkeit und maßlose Ehrsucht aus. Als derselbe später mit Frau und Tochter zu Besuch nach Wittenberg kam, ließ er ihn gar nicht vor; nur seine Frau und Tochter, die ihn begleiteten, sprach er, fühlte sich aber durch das eitle Wesen der letzteren höchst unangenehm berührt.

Ein andrer Zwiespalt unter den Freunden Luthers, der, wie er selbst befürchtet hatte, nach seinem Tode zum vollen Ausbruch kam, machte sich jetzt schon, wenigstens in seinen Anfängen, bemerklich. In der zweiten Bearbeitung seiner Loci, dieser ersten wissenschaftlichen Darstellung der evangelischen Glaubenslehre, hatte Melanchthon im Jahr 1535 dem menschlichen Willen, sofern er gegen seine Schwachheit ankämpfe, einen Anteil an der Bekehrung zugeschrieben, was von solchen Freunden Luthers, welche die Lehre vom völligen Sündenverderben des Menschen in ihrer strengsten Gestalt vertraten, wie Konrad Kordatus und Amsdorf, übel vermerkt wurde. Da jedoch Luther sich in seinem Vertrauen zu Melanchthon nicht irre machen ließ und der Sache keine weitere Folge gab, so wurde der Ausbruch eines Streites vermieden.

Noch schmerzlicher als diese Verschiedenheiten in der Lehre war für Luther die Wahrnehmung, welche sich ihm je länger je mehr aufdrängte, daß die evangelische Wahrheit im deutschen Volke nicht die gehofften Früchte fürs Leben trage. Immer bitterer werden seine Klagen über den schnöden Undank in allen Ständen gegenüber dem Evangelium, so daß er sich kaum noch über die weitere Verbreitung der evangelischen Lehre freuen konnte. Namentlich die sittlichen Zustände in Wittenberg waren für ihn sehr betrübend. Bei den Studenten hatte er über Unzuchtssünden zu klagen, bei der Bürgerschaft über Geiz und Wucher. Daher erließ er 1542, als er durch Krankheit am Predigen gehindert war, eine Vermahnung an die Universität, den Rat und die Bürgerschaft zu Wittenberg. „Ich bitte," heißt es da, „beide Stadt und Schule um Gotteswillen, daß sie nicht wollten das Geschrei lassen über sich gehen, daß sie so lang und so reichlich Gottes Wort gehört

und sich doch nicht allein nicht gebessert, sondern auch je länger je ärger worden wären. Denn das wäre schrecklich zu hören vor Gott und der Welt, daß allhie durch mich bei dreißig Jahren mit schwerer Mühe und Arbeit das Evangelium gepredigt und neben mir auch viel Jahr durch andre; und sollte nun an meinem Ende das erleben und hören müssen, daß es nie ärger gestanden weder jetzt." So ermahnt er denn mit rührenden Worten den Rat, die Laster zu strafen, die Bürger, dem Geiz zu steuern, und den „Bruder Studium", sich still, züchtig und ehrlich zu halten. Aber diese Worte scheinen wenig Frucht getragen zu haben. 1545 war Luther des Lebens in Wittenberg so überdrüssig, daß er, auf einer kleinen Reise begriffen, in einem Briefe an seine Frau den Entschluß aussprach, nicht dahin zurückzukehren. „Mein Herz ist erkaltet, daß ich nicht mehr gern da bin; ich wollt auch, daß du verkaufteſt Garten und Hufe, Haus und Hof, und wäre dein Bestes, daß du dich gen Zulsdorf setztest. Nur weg aus dieser Sodoma! Will also umherschweifen und ehe das Bettelbrot essen, ehe ich mein arm alt letzte Tage mit dem unordigen Wesen zu Wittenberg martern und verunruhigen will." Nur durch die Bitten der Universität und die Vorstellungen des Kurfürsten ließ er sich zur Rückkehr bewegen. Zu dem, was ihm das Leben in Wittenberg so entleidete, gehörte auch ein Streit, in welchen er mit den Juristen geraten war über die heimlichen, d. h. ohne Wissen der Eltern geschehenen Verlöbnisse, welche er für ungültig erklärte, während jene für ihre Gültigkeit sich aussprachen.

Neben diesen allgemeinen sittlichen Gebrechen, welche in der jungen evangelischen Kirche sich zeigten, war es ein einzelnes Aergernis, welches Luther und allen, die es mit der Sache des Evangeliums gut meinten, schweren Kummer bereitete. Der Landgraf Philipp von Hessen war unglücklich verheiratet mit einer Tochter des Herzogs Georg von Sachsen. Er hatte sich mehrfacher ehelicher Untreue schuldig gemacht. Aber die evangelische Wahrheit weckte ihm das Gewissen auf, so daß er längere Zeit nicht zum Abendmahl zu gehen wagte. Da meinte er, indem er auf das Beispiel der Patriarchen sich berief, durch Verheiratung mit einer zweiten Frau neben der ersten könnte ihm geholfen

werden. Durch Butzers Vermittelung erbat er sich von Luther und Melanchthon ein Gutachten in dieser Sache. Diese gaben dasselbe in Uebereinstimmung mit Butzer am 10. Dezember 1539 dahin ab, daß die Monogamie trotz der bei den Patriarchen sich findenden und auch vom Gesetze Mosis um der menschlichen Gebrechlichkeit willen zugelassenen Vielweiberei für die eigentliche und ursprüngliche Ordnung Gottes zu halten, daher das Nehmen mehrerer Frauen nicht durch ein allgemeines Gesetz zu gestatten sei. Doch könne in besonderen Fällen eine Dispensation eintreten. Sie beschwören den Landgrafen, die Sache wohl zu überlegen, indem sie darauf hinweisen, welche Gefahr es für die öffentliche Ordnung, für die Sache des Evangeliums und für seine eigne Stellung brächte, wenn ein solcher Schritt ruchbar würde. Zugleich bezeugen sie ihm, welchen Kummer ihnen sein unkeusches Leben bereitet habe, bitten ihn, dergleichen Sünden nicht nach dem Weltbrauch gering zu achten, und machen darauf aufmerksam, daß, wenn er nicht lerne seine Begierden zähmen, er auch mit zwei Frauen nicht zufrieden sein werde. Sollte er aber fest entschlossen sein, eine zweite Frau zu nehmen, so beschwören sie ihn, dies insgeheim zu thun, damit kein Aergernis entstehe. Mit dieser Einschränkung können sie ihre Zustimmung geben, da die im Gesetz gestattete Doppelehe vom Evangelium nicht verboten werde. Auf Grund dieses Gutachtens und nachdem auch seine Frau zugestimmt, vollzog Philipp seine Vermählung mit dem Edelfräulein Margarete von der Saal in Gegenwart von Melanchthon und Butzer.

Dieser Vorgang hat Luther und seinen Freunden in alter und neuer Zeit viele Vorwürfe zugezogen. Sofern dieselben von römischer Seite kommen, kann ihnen das Verfahren der römischen Kurie in Ehesachen der Machthaber entgegen gehalten werden, von Heinrich VIII. an bis auf Napoleon I. Dasselbe zeigt viel mehr Politik und viel weniger Gewissensernst als jenes aus Melanchthons Feder stammende Gutachten der Reformatoren. Das letztere ist nicht aus furchtsamer Nachgiebigkeit gegen die Wünsche eines Fürsten zu erklären, sondern aus der Erwägung, daß, wenn nur die Wahl sei zwischen Ehebruch und Doppelehe, die letztere, als von Gott nicht direkt verboten, für das kleinere Uebel zu halten

sei. Schon früher hatte Luther in Beziehung auf die ehelichen Verhältnisse Heinrichs VIII. sich dahin ausgesprochen, daß eine Doppelehe noch eher zu dulden wäre, als eine eigenmächtige Scheidung. Damit soll aber eine Handlung, über die sich Luther sowohl als Melanchthon tief gebeugt haben, nicht gerechtfertigt werden. Die Sache blieb natürlich nicht verborgen und veranlaßte nicht nur viele Schmähungen der Gegner, sondern auch sehr unangenehme Verhandlungen zwischen den Fürsten, welche an der Spitze des deutschen Protestantismus standen, dem Landgrafen einerseits und den sächsischen Fürsten anderseits. Luther war ungehalten über die Veröffentlichung, er erklärte bei einer Zusammenkunft, welche er und Kanzler Brück mit den Abgesandten des Landgrafen in Eisenach hatte, es sei unmöglich, die Sache öffentlich zu verteidigen; er wolle lieber sagen, daß er geirrt und genarrt habe, und um Verzeihung bitten, denn das Aergernis sei zu groß und unerträglich. Vor Gott zwar wolle er die Sache nach dem Beichtgeheimnis und der Notwendigkeit verteidigen, aber vor der Welt und dem jetzt herrschenden Recht könne und wolle er sie nicht verteidigen. Besonders schwer lastete dieser Handel auf Melanchthons Gemüt, so daß er zu Weimar heftig erkrankte. Der Kurfürst ließ Luther von Wittenberg herbeirufen. Dieser traf seinen Freund bewußtlos und wie einen Sterbenden. Erschrocken sprach er zu seinen Begleitern: „Behüt Gott, wie hat mir der Teufel dieses Organon geschändet!“ Hierauf wendete er sich zum Fenster und betete. „Allda“ — so erzählte er selbst — „mußte mir unser Herrgott herhalten. Denn ich warf ihm den Sack vor die Thüre und rieb ihm die Ohren mit allen seinen Verheißungen der Gebetserhörung, die ich in der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich mußte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte.“ Dann ergriff er den Kranken bei der Hand und sprach: „Sei gutes Muts, Philippe, du wirst nicht sterben. Obwohl Gott Ursache hätte zu töten, so will er doch nicht des Sünders Tod. Darum gib dem Trauergeiste keinen Raum und werde an dir selbst kein Mörder.“ Unter solcher Zusprache kam Melanchthon wieder zum Bewußtsein, wendete sich zu Luther und bat ihn um Gotteswillen, er solle ihn lassen hinziehen, es könne ihm doch nichts

Besseres widerfahren. Darauf sprach Luther: „Mit nichten, Philippe, du mußt unserm Herrn Gott noch weiter dienen," und als jener sich weigerte, Speise zu nehmen, rief er ihm zu: „Hörst du, Philippe! kurzum, du mußt mir essen, oder ich thue dich in den Bann." Melanchthon bezeugte später, er sei durch göttliche Kraft ins Leben zurückgerufen worden und würde ohne Luthers Dazwischenkunft gestorben sein; auch Luther schrieb seine Genesung einem offenbaren Wunder Gottes zu.

Manche Widerwärtigkeit entstand für die evangelische Sache daraus, daß der Kurfürst von Sachsen gegen Luthers und des Kanzlers Brück Rat das erledigte Bistum Naumburg dem Nikolaus Amsdorf verlieh, während das Domkapitel den Julius von Pflug gewählt hatte. Er berief sich zur Rechtfertigung dieses Schrittes darauf, daß von jeher auf die Wünsche des Landesherrn bei der Besetzung des Bischofsstuhls Rücksicht genommen worden sei. Am 20. Januar 1542 wurde der neue Bischof von Luther unter Assistenz andrer Geistlicher geweiht, nachdem die Gemeinde durch ein „Amen" ihre Zustimmung gegeben hatte. In der Schrift: „Exempel einen rechten christlichen Bischof zu weihen," hat Luther über diesen Vorgang berichtet. Auf katholischer Seite erregte die Sache den größten Anstoß. War doch das, was nach römischer Lehre für das bischöfliche Amt das Wesentlichste ist, nämlich die apostolische Succession, d. h. die von den Aposteln an ununterbrochene Uebertragung der bischöflichen Amtsgnade von einem Bischof auf den andern in Wegfall gekommen. Aber auch andre Schwierigkeiten erhoben sich. Die zur Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse nötigen Einrichtungen, wie z. B. die Einsetzung eines Konsistoriums, verzögerten sich durch Saumseligkeit des Hofs und der neue Bischof hatte unter der Mißgunst des am Hofe einflußreichen Adels, dieser „Centauren, welche alles gewissenlos verschlungen haben", zu leiden.

Auch der Sakramentsstreit regte sich aufs neue. Luther hörte von da und dorther, daß zwinglische Ansichten Eingang finden. So klagten ihm die evangelischen Christen im Gebiet von Venedig nicht nur über Verfolgungen, sondern auch über Verwirrungen, welche durch den Sakramentsstreit unter ihnen entstanden seien.

In seiner Antwort vom 11. Juni 1543 teilt er ihnen mit, daß mit einem Teil der Sakramentierer die Eintracht hergestellt worden, daß aber die Schweizer, namentlich die Züricher auf ihrer Meinung beharren. Er warnt vor der Gemeinschaft mit ihnen. In demselben Sinne schrieb er dem Buchhändler Froschauer in Zürich, der ihm ein Exemplar der Bibelübersetzung von Leo Judä übersandte, daß er mit den dortigen Predigern keine Gemeinschaft haben könne. Um so überraschender mußte es für ihn sein, den Verdacht aussprechen zu hören, die Wittenberger seien selbst zu den Sakramentierern übergegangen. Er erklärte sich denselben aus dem Umstande, daß in Wittenberg die Elevation, d. h. das Emporheben des Brotes und Weines im Abendmahl abgeschafft worden war. Durch alles dies sah er sich veranlaßt, seiner Stellung zu den Sakramentierern nochmals einen unmißverständlichen Ausdruck zu geben und that das 1544 in seiner Schrift: „Kurzes Bekenntnis vom heiligen Sakrament", in welcher er als einer „der nun auf der Gruben geht" sich von ihnen, nachdem sie oft genug vermahnet sind, als von Leuten, die dahin gegeben sind und zum Tode sündigen, lossagt. Melanchthon, Kruciger und andre Freunde mißbilligten die Heftigkeit, mit welcher Luther den Sakramentsstreit erneuerte, der erstere fürchtete, er möchte auch wider ihn schreiben da er in seinen Loci, wie in der 1540 veranstalteten neuen Ausgabe der Augsburgischen Konfession, der sogenannten Variata, der Lutherischen Lehre vom Abendmahl die Spitzen abgebrochen hatte. Er war für diesen Fall entschlossen, Wittenberg zu verlassen. Luther aber schwieg und sprach nicht einmal in vertrauten Briefen eine Unzufriedenheit mit seinem Freunde aus. So blieb das Verhältnis beider ungestört bis zu Luthers Tod. Auch gegen die Züricher, welche auf sein „kurzes Bekenntnis" lateinisch und deutsch erwidert hatten, wollte er keine weitere Schrift schreiben. Er war es vielmehr wohl zufrieden, daß sie mit ihrem eignen, öffentlichen Zeugnis bezeugten, daß sie seine Feinde seien. „Wohl dem, der nicht wandelt im Rate der Sakramentierer." Darin faßt er alles, was er noch zu sagen hat, zusammen.

Fünftes Kapitel.

Siege und Kämpfe nach außen.

Mache den Raum deiner Hütte weit. — denn du wirst ausbrechen zur Rechten und zur Linken. Jesaja 54. 3.

Nachdem der Kaiser durch die Weigerung der protestantischen Fürsten, das Konzil zu beschicken, alle Mühe, welche er auf das Zustandekommen desselben verwendet hatte, verloren sah, blieben ihm nur zwei Wege, die kirchliche Spaltung in Deutschland beizulegen, der der Gewalt und der direkter Verhandlung mit den protestantischen Ständen ohne Einmischung des Papsts oder eines Konzils. Zunächst schien er den ersteren betreten zu wollen. Er machte mit dem französischen Könige einen zehnjährigen Waffenstillstand und die katholischen Fürsten Deutschlands schlossen zu Nürnberg ein Bündnis, welches gegen den schmalkaldischen Bund gerichtet war, und in welchem Herzog Heinrich von Braunschweig zum Kriege drängte. Von den Rüstungen gegen die Türken, welche der Kaiser eifrig betrieb, meinte man, sie seien eigentlich gegen die Protestanten gerichtet. Kein Wunder, daß diese die Frage nach der Berechtigung eines gewaffneten Widerstandes erwogen. Luther, vom Kanzler Brück um ein Gutachten angegangen, sprach sich entschieden für das Recht der Gegenwehr aus, „anzugreifen aber und mit Krieg solchem Rat der Fürsten zuvorkommen wollen, ist in keinem Weg zu raten. — Wo aber der Landgraf nicht wollt folgen, sondern fortfahren, ist mein gnädiger Herr nicht schuldig zu halten das Verbündnis.“ Auch den Widerstand gegen den Kaiser hält er jetzt für erlaubt, denn er sieht im Kaiser nur ein Werkzeug des Papstes, und gegen diesen dürfe man ebensowohl Krieg führen wie gegen den Türken. Doch soll man dem Kaiser die Hilfe gegen die Türken gewissenhaft leisten und sich davon auch nicht durch die Befürchtung abhalten lassen, er möchte nach erlangtem Sieg „den Spieß gegen uns kehren“.

Als später die Türkengefahr dringender wurde, da zeigte er

in seiner „Vermahnung zum Gebet wider den Türken“ 1541, daß diese Not eine Strafe des Undanks sei, welchen das deutsche Volk gegen das liebe Gotteswort bewiesen habe, und der vielen Sünden, deren Deutschland voll sei. Darum solle man aber nicht verzweifeln, sondern Buße thun. Insbesondere solle man auch die Kriegsleute zur Buße mahnen. Dann soll man sich zu Gott kehren in rechtem Gebet. Dabei gibt er eine Anweisung zum öffentlichen Kirchengebet wider den Türken, indem er auch das Lied: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort“, welches er damals dichtete, zu singen empfiehlt. Die aber wider die Türken zu Felde ziehen, sollen bedenken, daß sie nicht wider Menschen, sondern wider den Teufel zu streiten haben, und sich deshalb nicht auf fleischliche Waffen verlassen. Die Kinder aber soll man den Katechismus lernen lassen, damit sie, wenn sie weggeführt werden, etwas vom christlichen Glauben wissen.

Beim Kaiser gewannen indes friedliche Erwägungen die Oberhand; und im Frühjahr 1539 einigte man sich in Frankfurt, auf einer Versammlung der deutschen Stände über die Vereinigung zu handeln und inzwischen die beim Reichsgericht gegen Protestanten anhängigen Prozesse wegen kirchlicher Angelegenheiten ruhen zu lassen.

Ehe es aber zu der in Aussicht genommenen Verhandlung kam, erfuhr die evangelische Partei einen erheblichen Machtzuwachs. Herzog Georg von Sachsen, dieser alte Gegner Luthers, der zugleich „ein echter Pfaffenfeind“ war, hatte, als die Aussicht auf ein Konzil zu nichte wurde, daran gedacht, in seinem Lande auf eigne Hand kirchliche Mißbräuche abzustellen, war dann aber plötzlich gestorben, nachdem ihm seine beiden Söhne schnell nach einander im Tode vorangegangen waren. Der ältere derselben, Herzog Johann, soll einst durch den Maler Lukas Kranach Luther haben sagen lassen, wenn er einmal zur Regierung komme, so solle jener an ihm einen härteren Feind haben als an seinem Vater. Darauf habe Luther lächelnd geantwortet, Herzog Hans solle drauf denken, wie er selig sterben wolle, sein Drohen fürchte er nicht, denn er wisse gar wohl, daß er seines Vaters Tod nicht erleben werde. Derselbe starb den 21. Januar 1537, der jüngere Sohn

den 26. Februar 1539, und der Vater den 17. April 1539. Luther erkannte darin das Walten Gottes, der die Anschläge seiner Feinde zunichte macht. Und wie sehr die Plane derselben durch Georgs Tod durchkreuzt wurden, zeigt der Ausruf des Herzogs Heinrich von Braunschweig, er wollte lieber, daß Gott im Himmel gestorben wäre. Das Herzogtum Sachsen fiel nun an Georgs Bruder, Herzog Heinrich, der sich beeilte, die Reformation einzuführen. Hatte Georg kurz vor seinem Tode den Ausspruch gethan, die Evangelischen werden auf Pfingsten nicht wissen, wo sie bleiben sollen; so hielt nun an eben diesen Pfingsten das von ihm verfolgte Evangelium seinen siegreichen Einzug in seine Hauptstadt Leipzig. Luther kam mit seinen Freunden in die Stadt und predigte am Vorabend des Pfingstfestes in der Hofkapelle der Pleißenburg nach Joh. 14, 23. 31. über den Unterschied zwischen der Kirche Christi und der Kirche des Papstes. Am Pfingstfest wurde in der St. Nikolaikirche gepredigt, morgens von Jonas, abends von Luther unter ungeheurem Zudrang des Volkes.

In demselben Jahre trat Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, der 1535 seinem streng papistischen Vater Joachim I. in der Regierung gefolgt war, der Reformation bei.

Diese Vorgänge nötigten den Kaiser, auf dem eingeschlagenen Wege einer friedlichen Verständigung zu verharren. Die in Frankfurt verabredete Zusammenkunft fand im Juni 1540 in Hagenau statt. Es kam aber dort so wenig zu stande als im Herbst desselben Jahres zu Worms, wohin Melanchthon und Kruciger entsandt wurden. Luther hatte von Anfang an wenig erwartet. „Es ist der klugen Welt höchste Thorheit eine, daß sie Christi Gliedmaß und des Teufels Gesellen einig machen will," äußerte er. Der Kaiser verschob die weiteren Verhandlungen auf den 1541 in Regensburg abzuhaltenden Reichstag. Auch dahin wurde wieder Melanchthon abgeordnet, obwohl Luther seine wiederholte Abwesenheit von Wittenberg um der Universität willen nicht gerne sah. Ueberhaupt erwartete der letztere wenig Frucht von diesen Verhandlungen. Die Schrift, welche denselben nach des Kaisers Willen zu Grunde gelegt werden sollte, schien ihm die päpstliche Lehre zu schmücken, und vom Landgrafen Philipp fürchtete er allzugroße Nachgiebigkeit. Das Religionsgespräch nahm seinen Anfang am 27. April und dauerte bis in den Juni. Da von katholischer Seite gemäßigte Männer, wie Julius von Pflug, dabei mitwirkten, so einigte man sich in vier wichtigen Artikeln über Sünde, Gnade und Rechtfertigung. Noch nie waren beide Teile einander so nahe gekommen, und daß die Vertreter des Katholizismus diesen Artikeln zustimmten, ist ein merkwürdiger Beweis von dem Einfluß, welchen die reformatorische Lehre auch in den Kreisen ihrer Gegner gewonnen hatte. Aber je entgegenkommender sich die Gegenpartei aussprach, desto weniger traute Luther. Da er die römische Lehre als eine ganz andre kennen gelernt hatte, so erschienen ihm die Zugeständnisse als eitel Lügen, so lange die Widersacher ihren früheren Irrtum nicht bekennen und widerriefen. Um ihn umzustimmen, schickten diejenigen protestantischen Stände, denen am Zustandekommen der Vereinigung am meisten lag, von Regensburg aus eine Gesandtschaft an ihn, an deren Spitze der Fürst von Anhalt stand. Er erklärte, man könne auf die Vereinigung eingehen, wenn der Kaiser jene vier Artikel frei lasse predigen, denn dann werden die papistischen Meinungen in den andern Artikeln bald von selbst dahin fallen. Aber davon wollte der Kaiser nichts wissen, da einem Konzil die letzte Entscheidung gebühre. Auch die katholischen Reichsstände weigerten sich, den Vergleich anzunehmen, und vollends an der Lehre von der Brotverwandlung und Messe scheiterte die Vereinigung, und damit war die letzte Hoffnung, die kirchliche Einheit Deutschlands aufrecht zu erhalten, geschwunden. Doch wurde, gegen das Versprechen, den Herzog von Cleve nicht in den schmalkaldischen Bund aufzunehmen und mit Frankreich kein Bündnis zu schließen, der Nürnberger Religionsfriede aufs neue vom Kaiser bestätigt, da ihn die Türkengefahr von Gewaltschritten abhielt.

Kaum war aber so der äußere Friede gesichert, so drohte zwischen den Gliedern des schmalkaldischen Bundes selbst ein Streit auszubrechen, welcher dem deutschen Protestantismus den Untergang hätte bereiten können. Im Herzogtum Sachsen hatte Heinrich nur kurz regiert. Sein Sohn und Nachfolger Moritz, ein hochstrebender junger Mann, geriet mit dem Kurfürsten Johann

Friedrich in Streit wegen der Oberhoheit über das Amt Wurzen. Stündlich konnte es zu einem Zusammenstoß kommen. Da richtete am 7. April 1542 Luther, der in der ganzen Sache ein vom Teufel angestiftetes schändliches Aergernis sah, an beide Fürsten und deren Landstände eine dringende Ermahnung zum Frieden. Er weist darauf hin, wie das Wort Gottes Friede zu halten gebiete bei Verlust der ewigen Seligkeit, vergleicht die beiden Fürsten, welche ohne zuvor den Weg des Rechts zu betreten, um des elenden Städtchens Wurzen willen sich bekriegen wollen, mit zwei trunkenen Bauern, welche in der Schenke um ein zerbrochen Glas sich schlagen, erinnert sie an die Freude, welche sie den Türken und den Feinden des Evangeliums bereiten, hält ihnen die Friedliebe Friedrichs des Weisen vor, erklärt, daß er auf dessen Seite trete, der Friede und Recht anbaut, und kündigt dem andern Teil, wenn er falle, die ewige Verdammnis an. Da auch Landgraf Philipp vermittelnd eintrat, so wurde diese Sache beigelegt.

Aber wenige Monate nachher kam es auf einer andern Seite zu einem kriegerischen Ausbruch. Heinrich von Braunschweig, welcher seit dem Tode des Herzogs Georg der feindseligste unter den katholischen Fürsten und dabei persönlich weit weniger achtbar war als jener, hatte sich mit Johann Friedrich und Landgraf Philipp überworfen und in einer Schrift gegen dieselben auch Luther angetastet, als hätte er den Kurfürsten Hans Worst genannt. Hiedurch wurde Luther veranlaßt, ihm in der Schrift: „Wider Hans Worst“ entgegenzutreten. Er wendet diesen Namen auf den Herzog Heinrich selbst an und fertigt diesen „besoffenen Hans Worst“ mit einer Derbheit ab, welche über die seiner sonstigen Streitschriften noch hinaus geht; und doch kam es ihm beim Durchlesen dieser Schrift vor, als sei er, wohl infolge seines Kopfleidens, allzu gemäßigt gewesen. Im weiteren Verlauf der Schrift stellt er die evangelische als die rechte alte Kirche der römischen als der neuen, falschen gegenüber. Schießlich verteidigt er seinen Kurfürsten und den Landgrafen gegen die Anschuldigungen des Herzogs Heinrich. Bald sollte die Feindschaft dieser Fürsten in Thätlichkeiten übergehen.

Heinrich griff die Stadt Goslar an, welche das Reichsgericht

wegen kirchlicher Angelegenheiten in die Acht erklärt hatte. Da aber der Kaiser den Vollzug der Acht suspendiert hatte, so sahen der Kurfürst und der Landgraf in jenem Angriff einen Landfriedensbruch, zogen wider den Herzog und eroberten in drei Tagen seine Hauptstadt Wolfenbüttel, von welcher er gerühmt hatte, sie könne eine sechsjährige Belagerung aushalten. Heinrich mußte fliehen und im Herzogtum Braunschweig wurde die Reformation eingeführt. Luther rühmte diesen Sieg über „Heinz Mordbrenner“ als ein Wunder Gottes, beklagte aber, daß durch Plünderungen der Sieg geschändet worden sei.

Einen weiteren Zuwachs schien die evangelische Sache dadurch zu gewinnen, daß der Kurfürst und Erzbischof von Köln der Reformation sich zuwandte und zur Durchführung derselben 1543 Melanchthon und Butzer in sein Land berief. Auch der Bischof von Münster fing an zu reformieren. Luther äußerte sich sehr erfreut über diese Ausbreitung des Evangeliums, freilich mit dem betrübten Beisatz: „Ohn daß bei uns viel böse und wenig fromm werden, wie man spricht: Je näher Rom, je ärger Christen, und Jerusalem, die heilige Stadt, muß allzeit das Aergste thun.“ Auch war er ungehalten darüber, daß die Kölnische Reformationsformel in der Lehre vom Abendmahl den Schwärmen nicht entschieden genug entgegen trat.

Durch jene neu hinzugekommenen Gebiete war die Macht der Protestanten eine so ansehnliche geworden, daß der Kaiser auf dem 1544 in Speier gehaltenen Reichstag große Nachgiebigkeit bewies und zum Verdrusse des Papstes zusagte, die kirchliche Frage auf einem in Deutschland zu haltenden allgemeinen Konzil oder auf einem Reichstag zum Austrage zu bringen. Hiedurch ließen sich die Fürsten des schmalkaldischen Bundes bewegen, dem Kaiser kräftige Hilfe gegen Franz von Frankreich zu leisten, über welchen sie wegen der Mißhandlung der Evangelischen in seinem Lande und wegen seines Bündnisses mit den Türken entrüstet waren. So besiegte der Kaiser seinen Gegner und zwang ihn 1544 zum Frieden von Crespy. Nun sollten die kirchlichen Angelegenheiten geordnet werden. Der Papst wurde vom Kaiser genötigt, ein Konzil nach Trient auszuschreiben, dessen Beschlüssen die Pro-

testanten sich unterwerfen sollten. Ehe dasselbe noch zusammentrat, stieß Luther wieder in die Kriegsposaune gegen das Papsttum. Im Januar 1545 hatte er Kunde von dem Briefe erhalten, in welchem Paul III. den Kaiser hart angelassen hatte um der oben erwähnten Zugeständnisse willen, welche derselbe zu Speier den Protestanten gemacht hatte. Dem Kaiser, hatte er geschrieben, gebühre es nicht, ohne den Papst über ein Konzil zu verfügen oder Bestimmungen zu treffen, wie es einstweilen in Sachen des Glaubens solle gehalten werden. Dies erregte Luthers heftigen Unwillen und er gab demselben den schärfsten Ausdruck in der Schrift: „Wider das Papsttum zu Rom, vom Teufel gestiftet." Man habe, sagt er in der Einleitung, seit vierundzwanzig Jahren bei dem Papst um ein gemein, frei, christlich Konzilium in deutschen Landen angehalten, aber die drei Worte: frei, christlich, deutsch — seien dem römischen Hofe nichts denn eitel Gift, Tod, Teufel. Dann werden drei Fragen eingehend untersucht 1) ob es wahr sei, daß der Papst zu Rom sei das Haupt der Christenheit; 2) ob es wahr sei, das ihn niemand könne urteilen, richten, absetzen; 3) ob es wahr sei, daß er habe das römische Reich von den Griechen auf uns Deutsche bracht. Alle drei Fragen werden verneint. Bei Besprechung der letzten tritt Luthers Patriotismus hervor. Er zeigt, daß der Papst zum Reiche nicht ein Haar breit gegeben, vielmehr mit Lug und Trug unmäßig viel davon gestohlen habe. Dann stellt er eine andre Schrift gegen das Papsttum in Aussicht und schließt: „Sterbe ich indes, so gebe Gott, daß es ein andrer tausendmal ärger mache. Denn die teuflische Päpsterei ist das letzte Unglück auf Erden und das Näheste, so alle Teufel thun können mit aller ihrer Macht. Gott helf uns. Amen." Jene zweite Schrift folgen zu lassen, wurde Luther durch seine Gesundheitsumstände und Geschäfte verhindert. Doch fallen noch drei Kundgebungen gegen das Papsttum in dieses Jahr. Der Maler Lukas Kranach griff in einer Reihe von Bildern in derber Satire das Papsttum an, und Luther begleitete dieselben mit kurzen Reimen; dann gab er die Schrift: „Papsts-Treue Hadrians IV. und Alexanders III. gegen Kaiser Friedrich Barbarossa geübt" mit einer Einleitung und mit Randbemerkungen heraus. Auch in dieser

Einleitung macht sich der nationale Sinn Luthers bemerklich, wenn er mit sichtlicher Liebe und Begeisterung von dem trefflichen, teuren, weidlichen, kühnen und sieghaften Fürsten, Kaiser Friedrich redet und dann fortfährt: „Und solch teuren Mann soll solch unflätiger Wanst, fauler Bauch, garstiger Balg und schnöder Sack . . . mit Füßen treten!" Die Gefahr, daß Kaiser Karl V. sich zum Werkzeug der päpstlichen Plane hergebe, scheint Luther veranlaßt zu haben, die Anmaßungen, welche sich die Päpste früherer Zeit den Kaisern gegenüber erlaubten, ins Licht zu stellen. Aber auch seinen theologischen Standpunkt gegenüber von den römischen Irrtümern zu bezeugen, erhielt er noch einmal Veranlassung durch eine erneuerte Verdammung seiner Lehre seitens der Theologen von Löwen. Er wollte ihnen entgegentreten, auch wenn er den letzten Hauch dran setzen müßte. So stellte er ihnen sechsundsiebzig Sätze gegenüber, in welchen er unter Voranstellung der alleinigen Autorität der heiligen Schrift in Glaubenssachen den Hauptinhalt des evangelischen Bekenntnisses noch einmal zusammenfaßte. Hiemit ist der Kampf gegen das Papsttum, diese Hauptaufgabe seines Lebens zu Ende gekommen.

Ueberhaupt war die Zeit der Verhandlungen jetzt vorbei. Da die protestantischen Stände sich weigerten, das Konzil zu beschicken, so rüstete der Kaiser heimlich zum Kriege. Denn machte er der Ketzerei jetzt nicht ein Ende, so war es, das sah er wohl, bald nicht mehr möglich. Schon waren, da auch Friedrich von der Pfalz sein Land zu reformieren begonnen hatte, vier von den sechs Kurfürsten evangelisch, und auch der Nachfolger des 1545 verstorbenen alten Feindes von Luther, des Erzbischofs Albrecht von Mainz, hatte die Reformation seines Landes zugesagt. Da galt es Eile. Am 13. Dezember wurde das Konzil zu Trier eröffnet; auf den Januar 1546 war den Evangelischen noch ein Religionsgespräch zugestanden worden. Aber von Anfang an war es klar, daß man die Absicht hatte, es zu keiner Vereinigung kommen zu lassen. Daher brachen sie das Gespräch ab. Jetzt war kein Ausweg mehr möglich als die Entscheidung mit Waffengewalt.

Luther sollte der Schmerz erspart bleiben, dieselbe zu erleben.

Sechstes Kapitel.

Luthers letzte Tage.

Die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück. Jes. 57, 2.

Nachdem sich Luther von dem Krankheitsanfall, der ihn in Schmalkalden betroffen, erholt hatte, blieb er, wenn er gleich die Abnahme seiner Kräfte schmerzlich empfand, von einer eigentlichen Krankheit längere Zeit verschont. Erst aus dem Jahr 1540 hören wir wieder von Kopfleiden, starkem Schwindel und Brausen in den Ohren. Er erblickte darin die Vorboten eines Schlaganfalls und sprach: „Schlag her, lieber Herr Jesu, schlag immer her. Ich bin fertig, weil ich auf dein Wort absolviert und mit deinem Fleische und Blute gespeist und getränket bin; komm im Namen des Herrn. Ist doch dein lieber Jünger St. Johannes und unser lieber Kurfürst auch also aus diesem Elend abgefordert.“ Auch im folgenden Frühjahr war er wieder leidend, so daß ihm der Kurfürst seinen Leibarzt zuschickte. Durch Hals und Nase entleerte sich eine Unmasse Schleim und Eiter, dann zog sich das Uebel in das linke Ohr. Er hatte unerträgliche Schmerzen, so daß er unter Thränen, wozu es bei ihm selten kam, um Erlösung betete. Er hätte, schreibt er, gerne gesehen, daß ihn der Herr weggenommen hätte, weil er doch nur wenig nütze sei auf Erden, aber Bugenhagen habe mit seiner anhaltenden Fürbitte in der Kirche solches verhindert. Namentlich das Gehör scheint durch diesen Anfall gelitten zu haben, denn noch im Juni heißt es: „Ich fange nach und nach wieder an zu hören, obwohl das erstorbene Ohr bisweilen den Dienst versagt.“ Nun kamen wieder leichtere Tage und im März 1544 konnte er an die Kurfürstin Sibylle, welche zu ihm und seiner Familie in einem sehr freundschaftlichen Verhältnisse stand, schreiben: „Es geht uns, gottlob, besser denn wir es verdienen vor Gott. Daß ich aber am Haupt untüchtig bin, ist nicht Wunder. Das Alter ist da, welches an ihm selbst alt, kalt und ungestalt, krank und schwach ist.“ Im Sommer 1545 regte sich wieder das alte Leiden, die Steinschmerzen.

Zu diesem körperlichen Leiden kam die Trauer über den Tod seiner Freunde und Angehörigen. Im Jahr 1538 wurde er tief betrübt durch den Heimgang seines Freundes Johannes Reinecke von Mansfeld (S. 26) und des ihm innig befreundeten Nikolaus Hausmann, welcher als Superintendent nach Freiburg berufen, bei seiner Antrittspredigt vom Schlage gerührt ward und starb. Wie ihm 1542 der Tod seines Töchterleins Magdalene zu Herzen ging, haben wir schon gehört. Zu Anfang desselben Jahres hatte er sein Testament gemacht, in welchem er über seine Hinterlassenschaft zu gunsten seiner Frau verfügte zum Dank für ihre Liebe und Treue und damit sie nicht müsse den Kindern, sondern die Kinder ihr in die Hände sehen, sie in Ehren halten und unterworfen sein, wie Gott geboten habe.

Aber auch in andrer Hinsicht bestellte er sein Haus und brachte das Werk seines Lebens zu einem gewissen Abschluß. An die Herausgabe seiner gesammelten Schriften dachte er, von manchen Seiten dazu aufgefordert, seit 1537. Kruciger übernahm diese Arbeit. 1539 erschien der erste Band der deutschen, 1545 der erste Band der lateinischen Schriften. In der Vorrede sagte er, wie er nur auf wiederholtes, dringendes Zureden von Freunden sich habe entschließen können, die Herausgabe zu gestatten, da man ja andre gute Bücher insonderheit Melanchthons Glaubenslehre (loci) und vor allem die heil. Schrift habe. Beim Lesen seiner Schriften bittet er zu bedenken, daß er anfänglich aus Unwissenheit dem Papste viele Artikel eingeräumt habe, die er jetzt für die größten Gotteslästerungen und Greuel halte. Auch an seiner Bibelübersetzung bemühte er sich fortwährend zu bessern. An sein Ende mahnte ihn auch eine 1545 erschienene italienische Schrift, worin von seinem Tode und von schreckhaften Zeichen, welche zum Entsetzen des Volkes an seinem Leichnam geschehen seien, berichtet wurde. Er ließ dieselbe deutsch und italienisch drucken mit einem Nachwort, worin er bezeugt, daß er sie fröhlich gelesen habe und „thut mir's sanft, daß mir der Teufel und seine Schuppen, Papst und Papisten so herzlich feind sind. Gott bekehre sie vom Teufel! Ist's aber beschlossen, daß mein Gebet für die Sünde zum Tod vergeblich ist; so gebe Gott, daß sie ihr Maß voll machen“.

Nicht nur vorbereitet aber war Luther auf seinen Tod, sondern er sehnte sich auch immer herzlicher nach demselben. Aus dem Seufzen um ein seliges Ende, welches wir schon früher aus seinem Munde vernahmen, wurde in diesen letzten Jahren unter dem Druck des körperlichen Leidens, unter den fortwährenden Kämpfen und Arbeiten und unter den trüben Erfahrungen, welche er in betreff des sittlichen Zustandes des evangelischen Volkes machen mußte, ein immer sehnsüchtigeres Warten auf den Herrn. Für die ganze Gemeinde wünschte er, daß sie durch die Wiederkunft ihres Herrn vom Jammer der Gegenwart befreit werde, und er sprach in einem lateinischen Schriftchen 1541 auf Grund von Berechnungen den Gedanken aus, dieselbe möchte jetzt, da vom sechsten Jahrtausend der Welt die erste Hälfte abgelaufen sei, unmittelbar bevorstehen. Namentlich aber hatte er für seine Person Lust abzuscheiden. So schreibt er im Dezember 1544: „Ich bin träge, matt, kalt, d. h. ein Greis und unnütz. Ich habe meinen Lauf vollendet, nun ist nur noch übrig, daß mich der Herr zu meinen Vätern versammle und der Verwesung und den Würmern ihr Teil gegeben werde. Ich bin des Lebens satt, wenn man es anders ein Leben nennen darf." Und im Mai des folgenden Jahres: „Bitte für mich, daß ich je eher je lieber aufgelöst werde und bei Christo sei." Und als er am 17. November 1545 seine Vorlesungen über das erste Buch Mosis schloß, woran er 10 Jahre gearbeitet hatte, sprach er: „Unser Herr Gott gebe, daß andre nach mir besser machen. Ich kann nicht mehr, ich bin schwach, betet für mich, daß er mir ein seliges Stündlein verleihe." Dieser Wunsch sollte bald erfüllt werden.

An die Grafschaft Mansfeld als an sein „Vaterland" hatte Luther zeitlebens eine große Anhänglichkeit. Darum war es ihm sehr schmerzlich zu hören, daß Graf Albrecht gewaltthätig regiere, und er hatte ihm deshalb mehrmals brieflich Vorstellungen gemacht. Nun war derselbe auch mit seinen zwei Brüdern über allerlei Gerechtsame in Streit geraten, hatte sich aber bereit erklärt, die Vermittlung Luthers anzunehmen. Dieser ließ sich trotz seiner Krankheit willig finden zu diesem Friedenswerk. Im Oktober 1545 und dann wieder zu Ende Dezember bei eisiger Kälte reiste er mit Melanchthon nach Mansfeld. Da aber bei beiden Besuchen die gehoffte Aussöhnung nicht zu stande kam, so entschloß er sich im Januar 1546 zu einer dritten Reise. Kurz ehe er dieselbe antrat, wurde an seinem Tische von einem harten Fall erzählt, den es in der Nacht gethan habe. „Erschrecket nicht, sprach er, denn dieser Fall bedeutet mich, daß ich bald sterben werde. Bittet unsern Herrn Gott, daß er mir ein gnädiges Sterbstündlein verleihen wolle. Ich bin der Welt müde, so scheiden wir uns desto lieber wie ein reicher Gast aus einer gemeinen Herberge." Am 23. reiste er in Gesellschaft seiner drei Söhne, denen er seine Heimat zeigen wollte, und des Hauslehrers derselben, Ambrosius Rudtfeld von Wittenberg ab, kehrte am 25. in Halle bei Justus Jonas ein, dem er ein kostbares venetianisches Glas zum Geschenk machte, wurde dann aber durch eine Ueberschwemmung der Saale drei Tage dort zurückgehalten. „Es begegnete uns," schreibt er darüber an seine Frau, eine große Wiedertäuferin mit Wasserwogen und großen Eisschollen, die das Land bedeckte. Die dräuete uns mit der Wiedertaufe. So konnten wir auch nicht wieder zurückkommen von wegen der Mulda, mußten also zu Halle zwischen den Wassern stille liegen. Nicht daß uns darnach dürstete zu trinken, sondern nahmen gut torgisch Bier und guten rheinischen Wein dafür, damit labeten und trösteten wir uns dieweil, ob die Saale wollte wieder auszürnen." Während der Tage, die er in Halle zubrachte, predigte er. Im Freundeskreis aber äußerte er: „Wir essen und trinken mit einander, es wird aber auch einmal Sterbens geben. Ich ziehe jetzt dahin nach Eisleben, will die Grafen von Mansfeld, meine Landesherren, helfen vertragen. Da Christus den himmlischen Vater und das menschliche Geschlecht versöhnen und vertragen wollte, mußte er darüber sterben. Gott gebe, daß es mir auch so gehe."

Am 28. wurde die Reise fortgesetzt. Auf einem Nachen setzten sie über den Fluß, nicht ohne Gefahr. Da sprach er scherzend zu Jonas, der sich auch angeschlossen hatte: „Wäre das dem Teufel nicht ein fein Wohlgefallen, wenn ich Dr. Martinus mit dreien Söhnen und Euch in dem Wasser ersöff?" An der Grenze des Mansfeldschen Gebiets wurde er von 113 Reisigen feierlich empfangen. Da er aber eine Strecke zu Fuße gegangen war und

sich dabei erhitzt hatte, so wurde er beim Weiterfahren durch den eisig kalten Wind, der ihm von hinten durchs Barett auf den Kopf blies, „als wollt mir's das Hirn zu Eis machen", so erkältet, daß er alle Kraft verlor und man für sein Leben besorgt war. Doch erholte er sich wieder, als er mit warmen Tüchern gerieben wurde. Wenige Tage nachher war er wieder im stande zu predigen.

Die Vergleichsverhandlungen nahmen einen langsamen Fortgang. Luther verzweifelte fast am Gelingen. Hier lerne man verstehen, schreibt er, warum der Herr den Reichtum Dornen nenne. Neben der Habsucht der Beteiligten aber erschwerten die Spitzfindigkeiten der Juristen und der Einfluß der Juden, deren 50 in Eisleben wohnten, das Zustandekommen des Vergleichs. Luther war darüber sehr unwillig. Er dachte daran, „den Wagen zu schmieren" (d. h. abzureisen). Aber, schreibt er, „der Jammer meines Vaterlands hat mich gehalten". Doch schrieb er an Melanchthon, er möchte vom Kurfürsten einen Befehl seiner Rückkehr auswirken. Dadurch gedachte er den Gang der Verhandlungen zu beschleunigen. Dieselben nahmen auch eine günstigere Wendung, so daß er am 14. Februar in einem Briefe an seine Frau die Hoffnung aussprach, in dieser Woche noch nach Hause zu kommen, wobei er ihr Forellen schickte, ein Geschenk der Gräfin Albrecht, welche „der Einigkeit von Herzen froh war". Am 16. und 17. wurde dann der Vergleich abgeschlossen und Luther äußerte über Tisch: „Ich will mich nun nach Wittenberg machen und da mich in einen Sarg legen und den Würmern einen feisten Doktor zu essen geben." Aber er sollte nicht mehr lebend nach Wittenberg kommen.

Während seine Söhne bei ihrem Oheim Jakob Luther in Mansfeld sich aufhielten und es sich dort wohl sein ließen, war die treue Käthe in Wittenberg in steter Sorge um ihren Mann. Er suchte ihr diese Sorge zu benehmen durch seine Briefe, deren er in der Zeit vom 25. Januar bis 14. Februar nicht weniger als sechs an sie schrieb. Seine herzliche Liebe spricht sich nicht nur in den Unterschriften „dein altes Liebchen", „dein lieber Herr" aus, sondern auch in der Mühe, welche er sich gibt, ihre Befürchtungen zu zerstreuen, bald mit ernstem Zuspruch, bald mit

scherzhaften Wendungen. „Lies den Johannes und den kleinen Katechismus," heißt es am 7. Februar, „denn du willst sorgen für deinen Gott, gerade als wäre er nicht allmächtig, der da könnte zehn Doktor Martinus schaffen, wo der einige alte ersöffe in der Saale oder im Ofenloch, oder auf Wolfes Vogelherd. Laß mich in Frieden mit deiner Sorge; ich hab einen bessern Sorger denn du und alle Engel sind. Der liegt in der Krippen und hänget an einer Jungfrauen Zitzen, aber sitzet gleichwohl zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters. Darum sei in Frieden." Und am 10. Februar schreibt er „der heiligen, sorgfältigen Frau": „Allerheiligste Frau Doktorin! Wir danken gar freundlich für Eure große Sorge, davor Ihr nicht schlafen könnt. Denn seit der Zeit Ihr für uns geforget habt, wollt uns das Feuer verzehret haben in unsrer Herberg hart vor meiner Stubenthür — —. Ich sorge, wo du nicht aufhöreſt zu sorgen, es möchte uns zuletzt die Erde verschlingen. — Lehreſt du also den Katechismus und den Glauben? Bete du und laß Gott sorgen."

Aber die Befürchtungen der treuen Hausfrau für das Leben ihres Gatten sollten unerwartet schnell sich erfüllen.

Viermal hatte er in Eisleben gepredigt, zuletzt am 14. Februar. Da hatte er aber abbrechen müssen: „Viel mehr wäre von diesem Evangelio zu sagen. Aber ich bin zu schwach, wir wollen es hiebei bleiben lassen." An den folgenden Tagen beteiligte er sich noch an den Verhandlungen; aber am 17. baten ihn die andern Teilnehmer, um seiner Schwachheit willen den Vormittag über zu ruhen. Da lag er auf seinem Bette, ging auch in der Stube auf und ab und sprach zu Jonas und dem Ortspfarrer Cölius, die bei ihm waren: „Ich bin hie zu Eisleben getauft; wie, wenn ich hie bleiben sollte?" Insbesondere machte ihm der Umstand Sorge, daß eine Fontanelle, die er am Schenkel hatte, beinahe ganz geheilt war, weil er das Aetzmittel, mit welchem er sie offen zu halten pflegte, von Hause mitzunehmen vergessen hatte. Doch nahm er mittags und, obwohl er gegen Abend über Druck auf der Brust zu klagen hatte, auch abends an der gemeinschaftlichen Mahlzeit teil, „denn," sagte er, „Alleinsein bringt keine Fröhlichkeit." Er redete dabei mancherlei über der Welt Elend, den Tod und

das ewige Leben, namentlich auch darüber, daß die Seligen einander wieder erkennen werden. Dann begab er sich mit seinen zwei jüngeren Söhnen und Cölius in sein Stüblein und legte sich nach seiner Gewohnheit in das Fenster, um zu beten. Bald aber klagte er über heftige Brustschmerzen. Jonas und der Graf Albrecht wurden herbeigeholt. Aber durch Reiben mit warmen Tüchern trat Besserung ein; er konnte bis 10 Uhr ruhig schlafen. Dann erwachte er, ging in der Stube umher, bot den Anwesenden gute Nacht und ermahnte sie zu beten. Wieder schlief er bis 1 Uhr, dann rief er seinem Diener, er solle einheizen, und antwortete dem Jonas, der nach seinem Befinden fragte: „Ach, Herre Gott, wie ist mir so wehe; ach, lieber Dr. Jonas, ich achte, ich werde hie zu Eisleben, da ich geboren und getauft bin, bleiben.“ Darauf ging er in der Stube auf und ab, klagte wiederholt über Schmerzen auf der Brust und bat, man solle ihn wieder mit warmen Tüchern reiben. Nun wurde der Hausbesitzer gerufen sowie die beiden Aerzte der Stadt, auch Graf Albrecht kam wieder mit seiner Gemahlin, welche sich vergeblich bemühte, mit allerlei Labsal ihn zu stärken. Kalter Todesschweiß bedeckte ihn. Er betete, indem er Gott dankte, daß er ihm seinen lieben Sohn Jesum Christum geoffenbart habe, sein „Seelichen“ dem Herrn Christo befahl, auch die Zuversicht aussprach, daß ihn niemand aus Gottes Hand reißen werde. Auch den Spruch: „Also hat Gott die Welt geliebt“ betete er und rief hierauf dreimal schnell hintereinander in lateinischer Sprache: „Vater in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, du treuer Gott.“ Dann wurde er still. Als Jonas und Cölius ihn mit lauter Stimme fragten: „Ehrwürdiger Vater, wollet ihr auf Christum und die Lehre, wie ihr sie gepredigt habt, beständig sterben?“ antwortete er noch mit einem vernehmlichen „Ja“, wandte sich dann auf die Seite und fiel in einen Schlaf; nach etwa einer Viertelstunde that er einen tiefen Atemzug, und seine Seele war entflohen. Es war der 18. Februar 1546, früh zwischen 2 und 3 Uhr.

Noch vor Tagesanbruch fanden sich viele Mitglieder der gräflich Mansfeldschen Familie und andre vom Adel ein, um den Leichnam zu sehen. Um neun Uhr wurde derselbe in einen weißen

„schwäbischen Kittel“ gekleidet und hierauf in einen zinnernen Sarg gelegt. Der Graf von Mansfeld hätte gewünscht, daß er in seinem Gebiet beerdigt werde, allein der Kurfürst, welchem Dr. Jonas den Tod gemeldet hatte, ordnete an, daß die Beisetzung in der Schloßkirche zu Wittenberg erfolge. So wurde denn der Leichnam am 19. Februar in die Pfarrkirche zu Eisleben gebracht, wo am Nachmittage Dr. Jonas über 1 Thess. 4, 13 ff. und am folgenden Morgen Cölius über Jes. 57, 1 f. predigte. Um die Mittagsstunde führte man ihn ab, nachdem noch zwei Maler das Angesicht des Toten abgezeichnet hatten. In den Dörfern, durch welche der Zug kam, läuteten die Glocken, und die Bevölkerung drängte sich herzu. Nach 5 Uhr abends erreichte man Halle; die Geistlichen, der Rat, die Schuljugend und viele Einwohner kamen der Leiche entgegen. Unter Gesängen und großem Gedränge wurde dieselbe in die Frauenkirche gebracht und dort, nachdem das „Aus tiefer Not“ gesungen war, über Nacht niedergestellt. Am folgenden Tage, einem Sonntage, früh 6 Uhr wurde der Tote weitergeführt, an der Grenze von Kursachsen bei Bitterfeld von den Beauftragten des Kurfürsten in Empfang genommen und an diesem Tage noch bis Kemberg geleitet. Am 22. morgens nach 9 Uhr traf der Zug in Wittenberg ein, wo er von der Universität, dem Rat und der Bürgerschaft feierlich empfangen wurde. Gegen hundert Reisige ritten der Leiche voran, es folgte ihr in einem kleinen Wagen Luthers Frau samt einigen andern Frauen, dann Verwandte aus Mansfeld, hierauf die Lehrer der Universität, der Rat, die Studenten und die Einwohnerschaft. So ging es der Schloßkirche zu, wo Dr. Bugenhagen über 1 Thess. 4, 13 f. predigte, Melanchthon aber im Namen der Universität eine lateinische Trauerrede hielt. In dieser hob er die Verdienste Luthers hervor und wies den Vorwurf, derselbe sei zu heftig gewesen, mit dem Worte des Erasmus zurück: „Gott hat dieser letzten Zeit wegen der Größe ihrer Krankheiten einen scharfen Arzt gegeben.“ Dann wurde der Leichnam in die Gruft gesenkt.

Groß war die Trauer in der ganzen evangelischen Christenheit. Brenz schrieb nach Wittenberg: „Großer Männer Tod pflegt ein Vorzeichen schlimmer Dinge zu sein.“ Und seine Ahnung ging

nur zu bald in Erfüllung. Wenige Monate nachdem Luther die Augen geschlossen, brach der schmalkaldische Krieg aus, und im folgenden Jahre stand Karl V., nachdem er den Kurfürsten Johann Friedrich bei Mühlberg gefangen genommen, als Sieger zu Wittenberg am Grabe Luthers. Als ihm der Herzog Alba riet, die Gebeine des Erzketzers verbrennen zu lassen, erwiderte er: „Laßt ihn ruhen, er hat seinen Richter schon gefunden; ich führe Krieg mit den Lebendigen, nicht mit den Toten."

Der Kaiser hat sich selbst geehrt durch dieses Wort, aber wenn er Luther unter die Toten rechnete, so hat er sich getäuscht. Vielmehr zeugt die ganze seitherige Geschichte für die Wahrheit dessen, was auf die Nachricht von Luthers Tod Mykonius geschrieben hat: „Dieser Dr. Luther ist gar nicht gestorben, wird und kann nicht sterben, denn seine Schriften sind des lebendigen Geistes Gottes Schriften, der wird sich bei vielen recht regen und beweisen, bis Christus kommt und den Antichrist mit dem Glanz seiner Herrlichkeit wie die Sonne die Finsternis gar aufreiben und das Reich Gott und dem Vater überantworten wird."

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Die

Kunst des Vortrags.

Von

Emil Palleske.

Octav. 22½ Bogen.

Preis geheftet M. 3. 60., elegant gebunden M. 4. 50.

Die „Kunst des Vortrags" gehört zu den Büchern, welche aus dem Leben heraus geschrieben sind. Die Erfahrungen, die der Verfasser während einer fast dreißigjährigen Ausübung seines Künstlerberufs gesammelt hat, sind hier in allgemein verständlicher Form ausgesprochen. Sein Bestreben war, die Hauptsachen, welche etwa in einem System der Vortragskunst abgehandelt werden mußten, in spielender Form so vorzutragen, daß dieses Buch zu der höheren Unterhaltungslektüre zu rechnen ist. Er will vor Allem den Gegenstand als einen Zweig der Aesthetik behandelt sehen und sucht ebendeßhalb auch eine ästhetische Form für dieses Thema, damit der Leser nicht an dieser Form vermisse, was das ganze Buch als Aufgabe der Vortragskunst predigt. Es ist für jeden geschrieben, der auf der Schulbank der allgemeinen Bildung sitzt, sowie für Alle, welche auf wirklichen Schulbänken sitzen, oder vor solchen zu lehren haben. Indem es die Einheit und Schönheit der Aussprache zu fördern sucht, ist es ein Wort an die Nation. Indem es die Technik des Sprechens behandelt, indem es die Bildung und Schulung von allen Organen, die zum Sprechen nöthig sind, anregt und für solche Schulung Winke gibt, ist es ein **anregender Rathgeber für Alle, welche Sprecher von Beruf sind;** auch für Sänger und Musiker, soweit sie mit dem gesprochenen Wort zu thun haben, oder mit den Organen, welche für Sänger und Vorleser von gleicher Wichtigkeit sind.

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Schiller's
Leben und Werke.

Von

Emil Palleske.

2 Bände. 75 Bogen.

Elfte Auflage.

Preis broschirt Mk. 5. —, elegant gebunden Mk. 6. 75.

In den Tagen des vaterländisch-begeisterten Aufschwungs geschrieben, welche der Schillerfeier voraufgingen, hat sich seither das Werk Palleske's, in Plan und Aufbau an Goethe's Leben von Lewes sich anlehnend, in der Gunst des deutschen Publikums dauernd erhalten. Und es verdient diese Gunst. Palleske erscheint wie beherrscht von dem gewaltigen Gegenstande seiner begeisterten Darstellung. Nur ein Deutscher konnte so über Schiller schreiben, wie Palleske, der in der Aufgabe, die er sich gestellt, förmlich aufgeht. Das Patriotische in der Auffassung des Autors schlägt immer durch, sobald sich nur eine Gelegenheit dazu bietet; und dies giebt dem Buche, gerade angesichts alles dessen, was Deutschland geworden und was der Dichter vorahnend ersehnte, nur einen Reiz mehr.

COLUMBIA UNIVERSITY
0025978888
943.015
L.B19